

FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

6
2011

Herausgegeben von
MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

unter Mitwirkung von
ANTI SELART, ANDRIS LEVANS und KONRAD MAIER

in Verbindung mit
DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),
JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),
ILGVARS MISĀNS (Riga), EVGENIJA NAZAROVA (Moskau),
DAVID J. SMITH (Glasgow), GVIDO STRAUBE (Riga),
TÕNU TANNBERG (Tartu), ÜLLE TARKIAINEN (Tartu),
MATTHIAS THUMSER (Berlin), RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin),
HORST WERNICKE (Greifswald), SEPPÖ ZETTERBERG (Jyväskylä)



Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 6
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2011

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages sowie durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland SF0180006S11 und SF0130038S09 die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu) die Baltische Historische Kommission e.V. die Fakultät für Geschichte und Philosophie der Lettischen Universität in Riga und das Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu

**NORD
OST
INSTITUT**

Redaktion:

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.
Bestellungen können an die Redaktion oder an Dr. KONRAD MAIER,
Nordost-Institut, Conventstraße 1, 21335 Lüneburg (k.maier@ikgn.de)
gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE

Umschlag: IRINA TAMMIS
Satz: MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2011
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

INHALT

VORWORT

ORTSNAMENKONKORDANZ

AUFSÄTZE

MIHKEL MÄESALU: Päpstliche Gewalt im Kreuzzugsgebiet: Gründete Wilhelm von Modena in Estland einen „Pufferstaat“?	11
STEFAN DONECKER: Arbeiten und Projekte des Dorpater Professors Friedrich Menius in den 1630er Jahren	31
KAAREL VANAMÖLDER: Was für eine Zeitung wurde in Reval am Ende der schwedischen Zeit gelesen?	61
KRISTINE ANTE: Eine unbekannte Seite der baltischen Geschichte: Die religiöse Bewegung der Irvingianer im späten 19. Jahrhundert	84
TIINA-MALL KREEM: Die „sichtbare Kirche“: Der lutherische Kirchenbau in Liv- und Estland unter Alexander II.	101
TAAVI MINNIK: Der Teufelskreis der Gewalt: Terror und Repressionen in Estland 1917–1919	120
HELEN ROHTMETS: Vergeltung am Erzfeind? Die Staatsbürgerschaftsfrage der Deutschbalten in der neugegründeten Republik Estland	141
JĀNIS KERUSS: Die Lehrkräfte der Historischen Fakultät der Lettischen Staatsuniversität und das kommunistische Regime 1944–1953	163
INETA LIPŠA: Die Historiker der Lettischen Staatsuniversität in Riga und ihr Verhältnis zur Kommunistischen Partei 1954–1964	178
TÕNU TANNBERG: Eine „elende Stümperei“? Zur Entstehungsgeschichte der Hymne der Estnischen SSR 1944/45	196

MITTEILUNGEN

MARJU LUTS-SOOTAK: Die baltischen Kapitulationen von 1710: Kontext, Wirkung, Interpretation. Ein Tagungsbericht	209
ARVO TERING: Zur akademischen Ausbildung der Mediziner Est-, Liv- und Kurlands im 18. Jahrhundert	215
KARSTEN BRÜGGEMANN: Gedächtnis und Identität der Russen im Baltikum: Zur Konstruktion der Geschichte einer nationalen Minderheit	225

BESPRECHUNGEN

- ANDRES KASEKAMP: A History of the Baltic States (von TIIT ROSENBERG) 239
- Baltisch-europäische Rechtsgeschichte und Lexikographie (von ANTI SELART) 243
- Zeme, vara un reliģija viduslaikos un jaunajos laikos Baltijas jūras reģionā [Land, Herrschaft und Religion im Mittelalter und in der Neuzeit in der Ostseeregion] (von MARIJA GOLUBEVA) 246
- Границы Литвы. Тысячелетняя история [Die Grenzen Litauens. Eine tausendjährige Geschichte] (von MĀRĪTE JAKOVĻEVA) 252
- KARSTEN BRÜGGEMANN, RALPH TUCHTENHAGEN: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt (von LEA KÕIV) 256
- ALEKSANDRS IVANOVŠ, ANATOLIJS KUZŅECOVŠ: Smoļenskas-Rīgas aktis, 13. gs. – 14. gs. pirmā puse. Kompleksa *Moscowitica-Ruthenica* dokumenti par Smoļenskas un Rīgas attiecībām / Смоленско-рижские акты XIII в. – первая половина XIV в. Документы комплекса *Moscowitica-Ruthenica* об отношениях Смоленска и Риги [Die Smolensk-Rigaer Akten, 13. Jh. – erste Hälfte des 14. Jhs. Die Urkunden der Sammlung *Moscowitica-Ruthenica* über die Beziehungen zwischen Smolensk und Riga] (von ANDRIS LEVANS) 264
- Балтийский вопрос в конце XV–XVI вв. [Die baltische Frage Ende des 15.–16. Jahrhunderts] (von ANDRES ADAMSON) 269
- PIRET LOTMAN: Heinrich Stahli pastoraalne tegevus Rootsi Läänemere provintside 17. saj. esimesel poolal [Heinrich Stahl's Tätigkeit als Pastor in den schwedischen Ostseeprovinzen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts] (von KARI TARKIAINEN) 274
- Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurrügis 16/17. sajandil [Die Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen in der Großmacht Schweden im 16. und 17. Jahrhundert], Bd. 3 (von MATI LAUR) 279
- Communication in the Early Modern Baltic Sea Region / Kommunikatsioon varauusaegses Läänemere ruumis (von ULRIKE PLATH) 283
- KARL-ERIK FRANSEN: The Last Plague in the Baltic Region, 1709–1713 (von PRIIT RAUDKIVI) 287
- Eesti ajalugu V: Pärissorjuse kaotamisest Vabadussõjani [Estnische Geschichte, Bd. V: Von der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zum Freiheitskrieg] (von TOIVO RAUN) 291
- ANJA WILHELMI: Lebenswelten von Frauen der deutschen Obersicht im Baltikum (1800–1939) (von ALEXANDER EWIG) 297

Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	302
ДМИТРИЙ Н.КОПЕЛЕВ: На службе Империи. Немцы и Российский флот в первой половине XIX века [Im Dienst des Imperiums. Die Deutschen und die russische Marine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts] (von TÕNU TANNBERG)	306
DARIUS STALIŪNAS: Making Russians: Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863 (von BRADLEY D. WOODWORTH)	310
Vene impeerium ja Baltikum: venestus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses [Das Russische Reich und das Baltikum: Russifizierung, Nationalisierung und Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts], Bd. 2 (von KONRAD MAIER)	313
REIGO ROSENTHAL, MARKO TAMMING: Sõda pärast rahu. Eesti eriteenistuste vastasseis Nõukogude luure ja põrandaaluste kommunistidega 1920–1924 [Der Krieg nach dem Frieden. Die Konfrontation zwischen den Geheimdiensten Estlands und dem sowjetischen Abwehrdienst sowie den illegalen Kommunisten in den Jahren 1920–1924] (von IVO JUURVEE)	319
KARL HEINZ GRÄFE: Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation (von OLAF MERTELSMANN)	322
Von den Restgütern zu den Sowchosen in Estland 1939–1953 (von OLEV LIIVIK)	326
Sõja ja rahu vahel II: Esimene punane aasta [Zwischen Krieg und Frieden, Bd. 2: Das erste rote Jahr] (von HILJAR TAMMELA)	330
„Пражская весна“ 1968 года и советские республики. Реакция власти и общества [Der „Prager Frühling“ 1968 und die Sowjetrepubliken. Die Reaktion der Macht und der Gesellschaft] (von TÕNU TANNBERG)	334
Memory and Democratic Pluralism in the Baltic States – Rethinking the Relationship (von ILMAR KELDER)	340

LIEBE LESERINNEN & LESER,

erneut bieten ihnen die „Forschungen zur baltischen Geschichte“ eine Reise zu ganz unterschiedlichen historischen Schauplätzen der Region. Umstrittene livländische Landschaften im Mittelalter, Universitäten im 17. und Mitte des 20. Jahrhunderts, lutherische Kirchenschiffe und ihre Altäre, der Teufelskreis der Gewalt zwischen Welt- und Bürgerkrieg und schließlich das Hotel „Oktjabr“ in Leningrad im Jahre 1944. Die Autorinnen und Autoren machen Sie bekannt mit päpstlichen Legaten, einem in Schweden der Bigamie angeklagten Dorpater Professor, Mitauer Irvingianern, hartnäckig rückkehrwilligen Deutschbalten, jüdischen Historikern sowie estnischen Dichtern auf der Suche nach regimetreuen Metaphern. Und Kaarel Vanamölder zeigt, dass im Falle einer Revaler Zeitung vom Ende des 17. Jahrhunderts schon damals mit Hilfe der Erfindung Gutenbergs den so modernen Praktiken eines zu Gutenberg nachgegangen wurde – allerdings wohl zum Besten der lokalen Gesellschaft. Zudem erwartet Sie eine ganze Reihe von Mitteilungen und Rezensionen zu Neuerscheinungen auf dem Gebiet der baltischen Geschichte.

Auch das zweite Jahrfünft geht die Redaktion ohne ausgearbeiteten Fünfjahresplan an. In Zeiten, in denen die Wissenschaftsbürokratie ohne Rücksicht auf das abschreckende Beispiel aus der mittlerweile bereits mehr als zwanzig Jahre auf dem Müllhaufen der Geschichte verwesenden Welt des real existierenden Sozialismus Ähnliches von ihrer Klientel einfordern zu müssen meint, können wir höchstens *hoffen*, dass Band 10 im Jahre 2016 erschienen wird. Immerhin ist es gelungen, unsere finanziellen Mittel, wie es so schön heißt, zu diversifizieren, was heißen soll, dass wir nicht mehr allein dem estnischen Steuerzahler auf der Tasche liegen. Erstmals flossen in die Produktion der Zeitschrift auch Euros, was nicht allein darauf zurückzuführen ist, dass Estland seit dem 1. Januar 2011 der Eurozone beigetreten ist. Die Herausgabe der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ wird von nun an regelmäßig durch Mittel des *Instituts für die Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa* (IKGN) und der *Baltischen Historischen Kommission* (BHK) unterstützt. Dem Direktor des Lüneburger Instituts, Dr. Joachim Tauber, und dem 1. Vorsitzenden der BHK, Prof. Dr. Matthias Thumser, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Von dieser Ausgabe an bekommen auch die Mitglieder der BHK je ein Exemplar zugeschickt, wodurch die „Forschungen“ zu einer Art Zeitschrift der Kommission geworden sind. Schon von Beginn an, seit 2005/06, war die Zusammenarbeit mit den Kollegen vom IKGN und vielen Mitgliedern der BHK sehr eng, was sich auch am Kreis derjenigen ablesen lässt, die in der erweiterten Redaktion den beiden Herausgebern so manche Arbeit abgenommen haben. Dass

diese Kooperation nun auch vertraglich besiegelt werden konnte, freut uns sehr, nicht zuletzt weil wir darin auch eine kleine Anerkennung für das bisher Geleistete zu erkennen glauben.

Über die Irrwege der Wissenschaftsbürokratie ließe sich trefflich herziehen. Die paranoide Lust, mit der in Estland geisteswissenschaftlicher *input* nach rein formalen Kriterien bewertet wird, hat etwas Selbstzerstörerisches an sich. Jürgen Beyer hat dieses System einmal recht treffend mit der Welt des Sports verglichen: Ein 102:80 im Basketball gelte allein aufgrund der hohen Zahlen weitaus mehr als ein 0:0 im Fußball, da der Spannungsgrad, den ein umkämpftes Unentschieden oder ein 1:0 im Fußball erreichen kann, sich nicht im numerischen *output* spiegelt.¹ Und was soll man von einem System halten, das Aufsätze grundsätzlich höher bewertet als Monografien, in dem eine dreizeilige Anzeige in den „Hansischen Geschichtsblättern“ zur Königsdisziplin wird und die Herausgabe eines dreibändigen Handbuchs in einem nirgends „gelisteten“ Verlag als bloße Zeitverschwendung gilt?

Abgesehen von diesen Alltagsorgen gilt wie stets unser Dank den Autorinnen und Autoren, aber auch den Übersetzerinnen ANU AIBEL-JÜRGENSON, EILI HEINMETS, MAIJA LEVANE, HELI RAHKEMA, MARI TALVIK und TEA VASSILJEVA. Unsere Kollegin von der Universität Tallinn SIOBHAN KATTAGO hat dankenswerterweise die englischsprachigen Texte gegengelesen. Wieder einmal geht ein herzliches Dankeschön an MEELIS FRIEDENTHAL für das Layout und an IRINA TAMMIS für die Gestaltung des Umschlags (dessen farbliche Note wie immer bei Redaktionsschluss noch nicht feststeht).

Die Herausgeber wünschen dem geneigten Publikum viel Freude bei der Lektüre der neuen Ausgabe der „Forschungen zur baltischen Geschichte“, die hoffentlich auch so manche neue Erkenntnis vermittelt.

Ostern 2011
KARSTEN BRÜGGEMANN
MATI LAUR

¹ JÜRGEN BEYER: Kuidas rahvusvahelistel võistlustel kõige kindlamini kaotada [Wie man bei internationalen Wettbewerben sicher verliert], in: Universitas Tartuensis 2008, Nr. 10 (14.3.2008).

ORTSNAMENKONKORDANZ

Allentacken – Alutaguse	Korküll – Koorküla
Anseküll – Anseküla	Kosch – Kose
Arroküll (Estl.) – Aruküla	Kowno – Kaunas
Assern – Asare	Kreuz – (Harju-)Risti
Baltischport – Paldiski	Leal – Lihula
Bilderlingshof – Bulduri	Libau – Liepāja
Bullen – Buļļuciems	Lohusu – Lohusuu
Dorpat – Tartu	Majorenhof – Majori
Dubbeln – Dubulti	St. Marien-Magdalenen – Maarja-Magdaleena
Düna – Daugava	St. Matthias – Harju-Madise
Dünamünde – Daugavgrīva	St. Michaelis – Mihkli
Ecks – Äksi	Mitau – Jelgava
Edinburgh – Dzintari	Mohn – Muhu
Euseküll – Ōisu	Moscheiken – lit. Mažeikiai, lett. Mažeiki
Fellin – Viljandi	Mustel – Mustjala
Fennern – Vändra	Neuhausen – Vastseliina
Gudmannsbach – Häädemeeste	Nissi – Nissi
Hallist – Halliste	Oberer See – Ülemiste järv
Hapsal – Haapsalu	Oberpahlen – Põltsamaa
Harjel – Hargla	Ösel – Saaremaa
Harrien – Harjumaa	Paistel – Paistu
Hungerburg – Narva-Jõesuu	Pernau – Pärnu
Illuxt – Ilükste	Pilten – Piltene
Isaak – Iisaku	Polangen – Palanga
Isenhof, Neu – Püssi	Rasik – Raasiku
St. Jacobi (Pernau) – Pärnu-Jaagupi	Reval – Tallinn
Jamma – Jämaja	Roop – Straupe
Jerwen – Järvamaa	Saara – Saarde
St. Johannis (Harrien) – Harju-Jaani	Sakkala – Sakala
Karkus – Karksi	Selonien – Sēlija
Karlsbad – Melluži	Semgallen – Zemgale
Karmel – Kaarma	Serwe – Sörve
Kegel – Keila	Tarwast – Tarvastu
Kergel – Kärla	Torma – Torma
Kerro – Kärü	Tschorna – Mustvee
Kielkond – Kihelkonna	Ugaunien – Ugandi

Ortsnamenkonkordanz

Uhla – Uulu

Wahhast – Vahastu

Warrol – Vara

Weißenstein – Paide

Werpel – Varbla

Wiek – Läänemaa

Wierland – Virumaa

Wolde – Valjala

Päpstliche Gewalt im Kreuzzugsgebiet: Gründete Wilhelm von Modena in Estland einen „Pufferstaat“?

VON MIHKEL MÄESALU

Worin bestand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Gewalt des Papstes bzw. des päpstlichen Legaten in einem Kreuzzugsgebiet? In einem im Kontext der baltischen Geschichte wohlbekannten Fall intervenierte der Legat von Papst Honorius III. in den nordischen und baltischen Ländern, Bischof Wilhelm von Modena (†1251), in den Jahren 1225/26 in den Konflikt zwischen den „Dänischen“ und den „Rigischen“ um die territoriale Aufteilung des kürzlich eroberten Estland. Nahm der Legat dabei die strittigen Gebiete unter seine weltliche Herrschaft und gründete einen „Pufferstaat“, wie es die maßgebende Meinung in der Forschung nahelegt, oder agierte er lediglich als Schiedsrichter, der die fraglichen Landschaften unter kirchlichen Schutz nahm?

Während der Kreuzfahrten und Kriege, die in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts um die Eroberung Livlands und Estlands unternommen worden sind, bildeten weder die Eroberer noch die Unterworfenen einheitliche Gruppierungen. Um die Unterwerfung der als heidnisch bezeichneten Völker und Stämme konkurrierten die „deutschen“ Gruppen mit Zentrum in Riga, die aber auch untereinander um den Vorrang kämpften – der Bischof von Riga, der Schwertbrüderorden, die deutschen Kaufleute –, und der dänische König. Die zeitgenössischen Quellen tendieren dazu, diese Interessengruppen und Machtzentren oft pauschal, ohne genauere innere Differenzierung als „Deutsche“, „Esten“ oder „Dänen“ zu bezeichnen, wobei diese Terminologie in erster Linie aber nicht ethnisch zu verstehen ist, sondern als Ausdruck für die jeweiligen „Loyalitätsgruppen“. Die obersten Autoritäten für alle christlichen streitenden Parteien waren der Kaiser und insbesondere der Papst, der in Livland durch seine Legaten vertreten war.

Die Anfertigung des Aufsatzes wurde unterstützt durch den *Eesti Teadusfond* (Projekt-Nr. 7744). Verwendete Abkürzungen: DD = Diplomatarium danicum, Reihe 1, Bd. 5-7, hrsg. von NIELS SKYUM-NIELSEN, HERLUF NIELSEN, København 1957–1990; DMA = Danmarks middelalderlige annaler [Die mittelalterlichen Annalen Dänemarks], hrsg. von ERIK KROMAN, København 1980; HCL = Heinrici chronicon Livoniae, bearb. von LEONID ARBUSOW und ALBERT BAUER, Hannover 1955 (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editi); LUB = Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Bd. 1-6, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, Reval u. Riga 1853–1875.

Die Tatsache, dass der päpstliche Legat Wilhelm von Modena im Herbst 1225 in den Streit eingriff, der zwischen dem Lager der Rigaer Kreuzfahrer und dem dänischen König entbrannt war, sowie die Folgen dieser Einmischung sind in der Geschichtsschreibung kontrovers beurteilt worden. Wilhelm, Bischof von Modena (1222–1233) und ehemaliger päpstlicher Vizekanzler, kam, nachdem er von Honorius III. auf Bitte des Rigaer Bischofs Albert zum Legaten für Livland und die benachbarten Gebiete ernannt worden war, zusammen mit seinem *consocius* Magister Johannes spätestens im Juni 1225 in Livland an. Nach einer früheren Ansicht, die noch heute zuweilen anzutreffen ist, habe der Legat das Ziel verfolgt, einen „Kirchenstaat“ im Ostbaltikum zu gründen, der unmittelbar der weltlichen Gewalt des Papstes unterstellt sein sollte.¹ Diese Annahme wurde faktisch bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts widerlegt und durch die Auffassung ersetzt, dass es sich dabei um einen provisorischen „Pufferstaat“ unter der weltlichen Gewalt des Legaten gehandelt hätte, der den Ausbruch des Krieges zwischen den Deutschen und den Dänen vermeiden helfen sollte.² Einer dritten Auffassung zufolge habe Wilhelm in seiner Eigenschaft als Vermittler durchaus parteiisch gehandelt und dieses provisorische staatliche Gebilde bewusst zu dem Zweck gegründet, die dänischen Besitzungen an die Deutschen in Riga zu übergeben.³

¹ FRIEDRICH BENNINGHOVEN: Der Orden der Schwertbrüder. *Frates milicie christi de Livonia*, Köln u. Graz 1965 (Ostmitteleropa in Vergangenheit und Gegenwart, 9), S. 195, 220; JOHN H. LIND, CARSTEN SELCH JENSEN, KURT VILLADS JENSEN, ANE L. BYSTED: Taani ristsõjad – sõda ja misjon Läänemere ääres [Dänische Kreuzzüge – Krieg und Mission an der Ostsee], Tallinn 2007, S. 235. Nach WILLIAM URBAN: *The Baltic Crusade*, Chicago 1994, S. 151f., soll Wilhelm die Unterstellung des Gebietes unter die direkte Herrschaft des Papstes vorbereitet haben.

² GUSTAV ADOLF DONNER: Kardinal Wilhelm von Sabina. Bischof von Modena 1222–1234. Päpstlicher Legat in den Nordischen Ländern († 1251), Helsingfors 1929 (*Commentationes Humanarum Litterarum*, 2/5), S. 107–113; PAUL JOHANSEN: Die Estlandliste des Liber Census Daniae, Kopenhagen u. Reval 1933, S. 703f.; PEEP PEETER REBANE: Denmark and the Baltic Crusade, 1150–1227. Maschinenschriftliche Dissertation, Michigan State University 1969, S. 171–176; ERNST PITZ: Papstreskript und Kaiserreskript im Mittelalter, Tübingen 1971 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 36), S. 132–145; MANFRED HELLMANN: Grundlagen und Voraussetzungen der Livlandmission, in: *Die Deutschen im Baltikum. Geschichte und Kultur. Fünf Vorträge*, hrsg. von HORST KÜHNEL, München 1991 (Veröffentlichungen des Hauses des Deutschen Ostens München, 3), S. 9–18, hier S. 10; ANTI SELART: Livland und die Rus' im 13. Jahrhundert, Köln u.a. 2007 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 21), S. 83; IBEN FONNESBERG-SCHMIDT: *The Popes and the Baltic Crusades 1147–1254*, Leiden u. Boston 2007 (*The Northern World*, 26), S. 172, Anm. 159.

³ RICHARD HAUSMANN: Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands bis 1227. Leipzig 1870, S. 68f., Anm. 5; IVAR LEIMUS: Modena Wilhelmi salasepitsused ehk kuidas Tallinn aastal 1227 Mõõgavendade omaks sai [Die Komplotte des Wilhelms von Modena oder wie Reval 1227 Eigentum des Schwertbrüderordens wurde], in: *Kui vana on Tallinn? 1. mail 2004 toimunud konverentsi ettekanded ja diskussioon*, hrsg. von TIINA KALA, Tallinn 2004 (Tallinna Linnaarhiivi toimetised, 8), S. 64–76.

Allen drei Interpretationen ist jedoch die Annahme gemein, dass die Landschaften, die als Gegenstand des Streites zwischen den Dänen und den Deutschen galten, der weltlichen Gewalt des Legaten unterstellt worden seien. Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel zu erklären, welche Gewalt der Legat in den umstrittenen Landschaften ausübte und was er mit seiner Tätigkeit eigentlich zu erreichen suchte. Im Folgenden wird zunächst die Entwicklung des politischen Verhältnisses zwischen Dänen und Deutschen in Estland in den 1220er Jahren verfolgt. In dieser Zeit entstanden die strittigen Fragen in Bezug auf Besitz- und Herrschaftsrechte bzw. der entsprechenden Machtansprüche in diesem Kreuzzugsgebiet, deren Schlichtung der Legation Wilhelms von Modena oblag. Die folgende Betrachtung der Vermittlungstätigkeit des Legaten und seines Vizelegaten Johannes konzentriert sich auf die Grenzen der Vollmachten der päpstlichen Vertreter und analysiert die Terminologie der zeitgenössischen Quellen in Bezug auf die Machtausübung des Legaten.

Als Hauptquelle der hier behandelten Entwicklungen dient die Livländische Chronik Heinrichs von Lettland, die in der Geschichtsschreibung als faktisch und chronologisch zuverlässig anerkannt wird. Jedoch ist die Chronik zugleich stark tendenziös und parteiisch, besonders hinsichtlich der politischen und militärischen Rivalitäten der „Deutschen“. Der Chronist Heinrich versuchte die alleinige Legitimität des „rigischen“ Lagers bei der Unterwerfung der liv-, est- und lettländischen Heiden zu demonstrieren. Er retuschierte die internen Gegensätze zwischen den „Deutschen“ und beurteilte Waldemars II. Aktivitäten und die von Dänemark ausgehende Mission eindeutig negativ. Das negative Dänenbild steht mit Sicherheit in Zusammenhang mit der Entstehungszeit der Chronik, die etwa von 1224 bis 1227 abgefasst worden ist, d.h. während der heftigsten rigisch-dänischen Auseinandersetzungen in Estland.⁴

* * *

Die hier behandelten Begebenheiten setzen ein mit dem Treffen von Bischof Albert von Riga, Bischof Theoderich von Estland und dem Dünamünder Abt Bernhard zur Lippe, dem späteren Bischof von Selonien, mit dem dänischen König Waldemar II. am 24. Juni 1218 in Schleswig. Dabei sicherten die geistlichen Würdenträger dem König zu, dass er die Gewalt über ganz Estland erlange, wenn er einen Kreuzzug gegen die Esten unternimmt.⁵ Die Initiative zu dieser Zusammenkunft war von den livländischen Bischöfen ausgegangen; also mussten sie, die sich vom König

⁴ ALBERT BAUER: Einleitung, in: HCL, S. V-LIV; *Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier. A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia*, hrsg. von CARSTEN SELCH JENSEN u.a., Farnham 2011 (im Druck). Zur Einstellung des Chronisten zu den Dänen siehe HCL XXIV.1-2, S. 170-172, XXV.2, S. 178-181.

⁵ HCL, XXII.1, S. 146f., XXIII.10, S. 167, XXIV.2, S. 170. Die deutschen Übersetzungen hier und im Folgenden in der Regel zitiert nach: HEINRICH VON LETT-

Unterstützung erhofften, auch dessen Bedingungen akzeptieren und Estland an ihn abtreten, mithin Waldemar als den zukünftigen Herrscher des Landes anerkennen.⁶

Bischof Albert war auf die Unterstützung des Königs angewiesen, um gegen den Erzbischof von Bremen-Hamburg, den Erzbischof von Magdeburg und eventuell auch gegen den Schwertbrüderorden vorzugehen,⁷ da alle erwähnten Akteure entweder auf die kirchliche Kontrolle über das Rigaer Bistum oder unmittelbar auf dessen Besitzungen Anspruch erhoben. Auch Bischof Theoderich von Estland war auf dänische Unterstützung angewiesen, weil es ihm bisher nicht gelungen war, sein vorgesehene Bistum von Riga aus faktisch zu gründen.⁸ Noch 1218 wurde Waldemar II. vom Papst das Recht zugesprochen, alle eroberten heidnischen Gebiete der dänischen Krone und der dänischen Kirche einzuverleiben.⁹ Im Sommer 1219 unternahm Waldemar einen Kriegszug nach Estland, unterwarf die Landschaft Revele und errichtete die Burg von Reval als Stützpunkt. Anstelle von Bischof Theoderich, der in einer Schlacht gegen die Esten gefallen war, wurde der königliche Kaplan Wesselin zum Bischof von Reval ernannt.¹⁰

Die Anführer des Rigaer Lagers waren jedoch eigentlich nicht bereit, sich der königlichen Vorherrschaft zu unterstellen. Im Herbst 1219 reiste Bernhard zur Lippe, der Bischof von Selonien, als Gesandter Bischof Alberts zum Papst.¹¹ Als Antwort auf die von ihm vorgetragene Bitte stellte Honorius III. am 28. Oktober Albert und sein ganzes Bistum unter kirchlichen Schutz und sprach ihm die vor Kurzem unterworfenen Gebiet Estland, Semailen und Selonien zu, „so wie er sie rechtmäßig und friedlich besitze“.¹² Diese Klausel bedeutete, dass Albert die neuen Besitzungen nur unter der Voraussetzung zuerkannt wurden, dass niemand sonst auf

LAND: Livländische Chronik, neu übersetzt von ALBERT BAUER, Würzburg 1959; LUB, Bd. 1, Nr. 84. Datum des Treffens nach Annales Valdemarii: DMA, S. 79.

⁶ HAUSMANN, Das Ringen (wie Anm. 3), S. 15ff.; PAUL JOHANSEN: Nordische Mission, Revals Gründung und die Schwedensiedlung in Estland, Stockholm 1951 (Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademiens handlingar, 74), S. 103; BENNINGHOVEN, Der Orden (wie Anm. 1), S. 153f.; SELART, Livland (wie Anm. 2), S. 117.

⁷ BENNINGHOVEN, Der Orden (wie Anm. 1), S. 154; REBANE, Denmark (wie Anm. 2), S. 119ff.; ENN TARVEL: Die dänische Ostseepolitik im 11.-13. Jahrhundert, in: Studien zur Archäologie des Ostseeraumes von der Eisenzeit zum Mittelalter. Festschrift für Michael Müller-Wille, hrsg. von ANKE WESSE, Neumünster 1998, S. 53-59, hier S. 57; SELART, Livland (wie Anm. 2), S. 81f.

⁸ JOHANSEN, Nordische Mission (wie Anm. 5), S. 103; PEEP PETER REBANE: From Fulco to Theoderic. The Changing Face of the Livonian Mission, in: Muinasaja loojangust omariikluse läveni. Pühendusteos Sulev Vahtre 75. sünnipäevaks, hrsg. von ANDRES ANDRESEN, Tartu 2001, S. 37-68, hier S. 65f.

⁹ DD, Bd. 1/5, Nr. 145.

¹⁰ HCL, XXIII.2, S. 154ff.

¹¹ BENNINGHOVEN, Der Orden (wie Anm. 1), S. 167; PITZ, Papstreskript (wie Anm. 2), S. 100f.

¹² *sicut eas iuste ac pacifice possides*: LUB, Bd. 1, Nr. 45.



– Abb. 1. Estland um 1220.

sie Anspruch erhob.¹³ Auf Bitte des Rigaer Lagers forderte der Papst am 29. Oktober in einem Brief Waldemar II. auf, nichts gegen den Einfall der Kreuzfahrer in Livland zu unternehmen.¹⁴ Da Letztere in der Regel im Frühjahr in Livland ankamen, dürfte diese Ermahnung auf Alberts Befürchtung zurückzuführen sein, dass der König unter Umständen gewillt sein könnte, ihn auf diese Weise unter Druck zu setzen. Im Spätherbst oder Winter 1219 ernannte Albert seinen Bruder Hermann, den Abt des Paulsklosters zu Bremen, zum Bischof von Estland, der somit ein „Gegenbischof“ Wesselins wurde. Als Reaktion darauf untersagte Waldemar den Bürgern von Lübeck, Bischof Hermann und die Kreuzfahrer nach Riga zu befördern.¹⁵

Im Herbst 1219 unternahmen die Deutschen unter Leitung des Schwertbrüderordens Kriegszüge nach Jerwen und Wierland, wobei sie mit Repräsentanten dieser Landschaften einen Friedensvertrag abschlossen, der durch Geiselnahme sichergestellt wurde. Der Zug nach Harrien, der im Februar oder März des darauf folgenden Jahres unternommen wurde, endete aber mit einem Eingriff der dänischen Gesandten, weswegen sich die Deutschen gezwungen sahen, auf die Unterwerfung Harriens, Jerwens und Wierlands zu verzichten. Während der Frühlings- und Sommermonate 1220 nahmen die dänischen Truppen diese Gebiete ein.¹⁶

¹³ PRTZ, Papstreskript (wie Anm. 2), S. 101f.

¹⁴ DD, Bd. 1/5, Nr. 150; LUB, Bd. 1, Nr. 46.

¹⁵ HCL, XXIII.11, S. 168ff.; XXIV.4, S. 173f.; DD, Bd. 1/5, Nr. 169; LUB, Bd. 1, Nr. 52.

¹⁶ HCL, XXIII.6-7, S. 159-162, XXIII.9-10, S. 164-168, XXIV.2, S. 171ff.

Waldemar II. reiste 1220 erneut nach Estland und lud Bischof Albert und die Vertreter des Schwertbrüderordens zu einem Treffen ein, um den Streit beizulegen. Allerdings leistete nur der Orden dieser Einladung Folge. Im Ergebnis der Verhandlungen schlug der König Sakkala und Ugaunien samt den anliegenden Landschaften,¹⁷ die bereits von den Deutschen erobert worden waren, den Schwertbrüdern zu. Das übrige Estland, darunter auch die Wiek und Ösel, die noch nicht erobert worden waren, wurde an Dänemark abgetreten.¹⁸ Es zeigte sich jedoch, dass der abgeschlossene Vertrag von den livländischen kirchlichen Würdenträgern nicht akzeptiert wurde. Unter der Leitung von Bernhard zur Lippe, Alberts Stellvertreter, wurde Estland unter Albert, Hermann und dem Orden aufgeteilt,¹⁹ wobei Sakkala und Ugaunien den Schwertbrüdern blieben.²⁰ Vermutlich wurde somit der frühere Vertrag mit dem dänischen König für nichtig erklärt; der Schwertbrüderorden unternahm zudem entweder im Herbst 1220 oder zu Beginn des Jahres 1221 einen Kriegszug nach Sontagana im südlichen Teil der Wiek, in dessen Verlauf auch Geiseln genommen wurden.²¹ Da es sich um ein Gebiet handelte, auf das der dänische König Anspruch erhob, könnte dies ein Anzeichen dafür sein, dass sich der Orden an den Vertrag mit Waldemar II. nicht gebunden fühlte. Bischof Albert zog nach Italien, um bei Papst und Kaiser Unterstützung gegen die Dänen zu suchen. Da sein Hilfersuchen zurückgewiesen wurde, blieb ihm nichts anderes übrig, als Waldemar im Frühjahr 1221 nachzugeben und „sowohl Livland als auch Estland dessen Herrschaft zu überlassen“.²² Es mag sein, dass Albert dem dänischen König zudem das Recht zusprach, in der Stadt Riga Steuern einzutreiben. Denn im Frühjahr 1221 traf ein Ritter Godescalus in Livland ein, der sich als Vogt des dänischen Königs auswies, sich aber in Riga nicht zu behaupten vermochte.²³

¹⁷ Nach HEINRICH VON LETTLAND: *Livländische Chronik* (wie Anm. 5), S. 257, Anm. 3, meinen die „anliegenden Landschaften“ die zentralestnischen Gebiete Sobolitz, Waiga, Mocha, Normegunde und Alenpoys.

¹⁸ HCL, XXIV.2, S. 171; HAUSMANN, *Das Ringen* (wie Anm. 3), S. 33; REBANE, *Denmark* (wie Anm. 2), S. 134; BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 168; SULEV VAHTRE: *Muinasaja loojang Eestis. Vabadusvõitlus 1208–1227* [Der Untergang der Vorzeit in Estland. Freiheitskampf 1208–1227], Tallinn 1990, S. 145; LIND, JENSEN, JENSEN, BYSTED, *Taani ristisõjad* (wie Anm. 1), S. 227f. Den Aufenthalt Waldemars in Estland 1220 bestätigen die *Annales Lundenses* (DMA, S. 62) und *Annales Stadenses auctore Alberto*, hrsg. von JOHANNES M. LAPPENBERG, in: *Monumenta Germaniae Historica, Scriptores*, Bd. 16, hrsg. von GEORG HEINRICH PERTZ, Hannoverae 1859, S. 271–379, hier S. 357.

¹⁹ HCL, XXIV.2, S. 171.

²⁰ BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 168f. Nach HCL, XXV.5, S. 185 standen Sakkala und Ugaunien 1221 unter der Herrschaft der Schwertbrüder.

²¹ *Livländische Reimchronik mit Anmerkungen, Namensverzeichnis und Glossar*, hrsg. von LEO MEYER, Paderborn 1876, Verse 1240–1270, S. 29f.

²² HCL, XXIV.4, S. 173ff.

²³ HCL, XXV.2, S. 178f.; FRIEDRICH BENNINGHOVEN: *Rigas Entstehung und der frühhansische Kaufmann*, Hamburg 1961 (Nord- und osteuropäische Geschichtsstudien, 3), S. 86f.

Allerdings wurde auch die im Frühjahr 1221 getroffene Vereinbarung nicht eingehalten. Wie schwach die dänische Position in Nordestland war, zeigte auch die Belagerung der Burg von Reval durch die Öseler im April, an der auch Esten aus Revele, Harrien und Wierland beteiligt waren, die bislang unter dänischer Herrschaft gestanden hatten. Daher lud Erzbischof Andreas Sunesen von Lund, der Statthalter des dänischen Königs in Estland, Bischof Albert und die Vertreter der Schwertbrüder nach Reval, gestand dem Orden die weltlichen und Albert die geistlichen Rechte in Sakkala und Ugaunien zu und „versprach ihnen, seinen ganzen Fleiß daran zu wenden, Livland wieder zu seiner alten Freiheit zurückzuführen“. ²⁴ Das gegenseitige Verhältnis blieb jedoch auch weiterhin gespannt; die Rigaer Kaufleute, die im nördlichen Teil der Wiek Handel trieben, wurden von den Dänen verhaftet und konnten erst befreit werden, als die Deutschen den Dänen mit Krieg drohten. ²⁵

Im Sommer 1222 unternahm König Waldemar II. einen Kriegszug nach Ösel, wobei er zumindest einen Teil der Insel unterwarf und dort die Errichtung einer steinernen Burg einleitete. Hier trafen auch Bischof Albert und der Ordensmeister Volquin den König, wobei im Ergebnis der Verhandlungen die gegenseitigen Beziehungen schließlich wieder einmal neu geregelt werden konnten. Estland wurde entsprechend der 1221 mit Andreas Sunesen getroffenen Vereinbarung aufgeteilt. Der König verzichtete darauf, Anspruch auf die Oberherrschaft in Livland zu erheben, während der Bischof von Riga und der Schwertbrüderorden sich verpflichteten, dem König gegen die Russen und Heiden „immerwährende Treue“ zu schwören und Hilfe zu leisten. ²⁶ Die letztgenannte Bedingung wurde in der Forschung einerseits als Verpflichtung ausgelegt, militärisch mit Dänemark zusammenzuarbeiten, ²⁷ andererseits als Beweis dafür, dass Ugaunien und Sakkala dem Schwertbrüderorden als Lehen gegeben worden seien. ²⁸ Doch wurden „Treue“ und Hilfeleistung auch dem Rigaer Bischof auferlegt, dem ja keine weltliche Gewalt in diesen Gebieten zugesprochen worden war. Außerdem gibt es eine ähnliche Formulierung auch im Vertrag von Stensby (1238), womit der dänische König alle weltlichen Rechte in Jerwen an den Deutschen Orden abtrat und die beiden Parteien sich verpflichteten, die Besitzungen des Vertragspartners militärisch zu verteidigen. Doch wurde damals mit keinem Wort erwähnt, dass der Orden die Landschaft Jerwen vom König als Lehen angenommen hätte. ²⁹ Dies lässt

²⁴ HCL, XXIV.7, S. 177; XXV.1, S. 177f.

²⁵ HCL, XXV.5, S. 184.

²⁶ HCL, XXVI.2, S. 187f.

²⁷ HAUSMANN, DAS RINGEN (WIE ANM. 3), S. 44, ANM. 1.

²⁸ GISELA GNEGEL-WAITSCHIES: Bischof Albert von Riga. Ein Bremener Domherr als Kirchenfürst im Osten (1199–1229), Hamburg 1958 (Nord- und osteuropäische Geschichtsstudien, 2), S. 143; BENNINGHOVEN, Der Orden (wie Anm. 1), S. 176.

²⁹ DD, Bd. 1/7, Nr. 9; LUB, Bd. 1, Nr. 160. Vgl. die gegenteilige Meinung von IVAR LEIMUS: Kes võitis Jüriöö? [Wer siegte der St. Georgsnacht?], in: Ajalooline

vermuten, dass auch im Vertrag von Ösel die Worte „Treue“ und „Hilfe“ lediglich eine Verpflichtung zur militärischen Zusammenarbeit bedeuteten.

Die politische Lage konnte jedoch nicht stabilisiert werden. Infolge des Estenaufstandes, der Ende 1222 ausbrach, konnte die Macht des dänischen Königs nur in der Burg von Reval aufrechterhalten werden, während die Deutschen alle ihre Besitzungen in Estland einbüßten.³⁰ Im Mai 1223 wurde aber Waldemar II. vom Grafen Heinrich von Schwerin gefangen genommen, wodurch das Königreich Dänemark in einen Zustand der Lähmung fiel.³¹ Somit sahen sich die Repräsentanten des Königs in Estland mit der Aufgabe konfrontiert, die Unterdrückung des Aufstandes im Wesentlichen aus eigener Kraft zu bewältigen.

Infolge des Aufstandes änderten sich auch die Kräfteverhältnisse in Livland. Gerade der Schwertbrüderorden hatte große Truppenverluste zu verzeichnen.³² Der Bischof von Riga erklärte sich bereit, dem Orden bei der Rückeroberung der eingebüßten Gebiete unter der Bedingung Beistand zu leisten, dass der Orden ein Drittel Estlands an das Bistum Riga und ein weiteres Drittel an Bischof Hermann abtrete.³³ Ob dies bedeutete, dass der Vertrag von 1222 mit Dänemark gebrochen und Anspruch auf die Eroberung der ehemaligen dänischen Gebiete erhoben wurde, ist jedoch unklar. Auf jeden Fall leisteten die Deutschen den Dänen bei der Unterwerfung Harriens im Januar 1224 Beistand und erkannten dort die Rechte der Dänen an.³⁴ Möglicherweise wurde auch der Kriegszug des Ordens nach Jerwen im Herbst 1223 unternommen, um die Dänen zu unterstützen.³⁵ Im Januar 1224 plünderte ein Teil der Deutschen, der aus Harrien zurückgekehrt war, in Jerwen; daher baten Heinrich von Lettland zufolge Vertreter Jerwens und Wierlands um Frieden „und versprochen, die Sakramente des christlichen Glaubens in Zukunft nicht zu verletzen“. Woraufhin die Deutschen den Frieden erneuerten und die Jerwer

Ajakiri 2001, Nr. 3 (114), S. 39-54, hier S. 47f.

³⁰ HCL, XXVI.3-13, S 188-193; *Chronicon Ecclesie Ripensis*, in: *Scriptores Rerum Danicarum Medii aevi*, Bd. 7, hrsg. von JACOBUS LANGEBEK und PETRUS FRIDERICUS SEELUN, Hauniæ 1792, S. 183-209, hier S. 192; HAUSMANN, *Das Ringen* (wie Anm. 3), S. 46-51; BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 179-182; VAHTRE, *Muinasaja loojang*, S. 153-157; LIND, JENSEN, JENSEN, BYSTED, *Taani ristisõjad* (wie Anm. 1), S. 233f.

³¹ ERICH HOFFMANN: Die Bedeutung der Schlacht von Bornhöved für die deutsche und skandinavische Geschichte, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 57 (1977), S. 9-37, hier S. 24-27; GRETHE JACOBSEN: Wicked count Henry: The Capture of Valdemar II (1223) and Danish Influence in the Baltic, in: *Journal of Baltic Studies* 9 (1978), S. 326-338; HANS-OTTO GAETHKE: Knud VI. und Waldemar II. von Dänemark und Nordalbingien 1182-1227, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 121 (1996), S. 7-44, hier S. 7 ff.

³² BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 182.

³³ HCL, XXVI.13, S. 192.

³⁴ HCL, XXVII.6, S. 198f.

³⁵ HCL, XXVII.4, S. 197; BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 187.

und Wierländer, „nachdem sie Geiseln gestellt hatten, wieder in Gnaden“ annahmen.³⁶ Vermutlich wird zu diesem Zeitpunkt nur ein Teil der Wierländer mit den Deutschen Frieden geschlossen haben, denn im August 1224 unternahmen die Deutschen einen Kriegszug nach Wierland „zur Ausplünderung der bisher noch Aufsässigen“.³⁷ Heinrich von Lettland zufolge sei im Januar lediglich in Jerwen geplündert worden. Daher mutet es zumindest unerwartet an, dass jetzt die ganze Landschaft und sogar ein Teil der benachbarten Landschaft sich unterstellt haben sollen. Die Unterwerfung Jerwens und Wierlands war vermutlich dadurch bedingt, dass ihre Führung bei den Rigensern Schutz gegen die Plünderungszüge suchen wollte, die vom russischen Fürsten Vjačko ausgingen, der seit 1223 in Dorpat herrschte.³⁸ Die Dänen ihrerseits unternahmen ebenso Kriegszüge nach Wierland und Jerwen, wobei es ihnen spätestens bis 1225 gelang, zumindest Wierland zu unterwerfen.³⁹

Die Einstellung der Rigenser zu den dänischen Besitzungen änderte sich grundlegend im Sommer 1224. Im Juli 1223 hatten die Bischöfe Albert und Hermann dem gefangen genommenen König Waldemar II. einen Besuch abgestattet und dessen Zustimmung eingeholt, dass Hermann in sein Bistum reisen dürfe.⁴⁰ Im Frühjahr des darauf folgenden Jahres kamen die beiden Bischöfe nach Livland, und am 22.-24. Juli 1224 wurde Estland unter Bezugnahme auf die Vereinbarung aus dem vorigen Jahr aufgeteilt. Das Zentrum von Hermanns Bistum wurde Dorpat in Ugaunien, wobei neben Ugaunien selbst auch die Hälfte der Kleinlandschaften in Mitteltestland seiner weltlichen Gewalt unterstellt wurde. Sakkala und die andere Hälfte der Kleinlandschaften wurden der weltlichen Gewalt des Ordens und der geistlichen Gewalt Hermanns unterstellt. Die Wiek sollte aber künftig dem Bischof von Riga gehören.⁴¹ Zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses waren diese Gebiete allerdings noch nicht unter deutscher Kontrolle: Dorpat, das unter der Herrschaft von Vjačko gestanden hatte, wurde zwar im August 1224 eingenommen,⁴² doch verzichtete Albert aus unbekanntem Gründen darauf, die Wiek tatsächlich zu unterwerfen. Hinsichtlich Wierland und Jerwen akzeptierten die Rigenser wenigstens zu diesem Zeitpunkt, dass sie dem dänischen König gehörten.

* * *

³⁶ HCL, XXVII.6, S. 199.

³⁷ HCL, XXVIII.5, S. 202.

³⁸ Zu Vjačko vgl. HCL, XXVII.5, S. 197f.; XXVIII.3-5, S. 201-204; SELART, Livland (wie Anm. 2), S. 120f.

³⁹ HCL, XXVII.6, S. 199, XXIX.6-7, S. 212f.

⁴⁰ HCL, XXVIII.1, S. 199f.; GNEGEL-WAITSCHIES, Bichof Albert (wie Anm. 31), S. 144; BENNINGHOVEN, Der Orden (wie Anm. 1), S. 187.

⁴¹ LUB, Bd. 1, Nr. 61-63; HCL, XXVIII.2, S. 200, XXVIII.9, S. 206; BENNINGHOVEN, Der Orden (wie Anm. 1), S. 188f.

⁴² HCL, XXVIII.5-6, S. 202-205.

Als aber im Herbst 1225 die Vasallen des Bischofs Hermann „auf Ansuchen der Ältesten von Wierland“ die Burgen der Landschaft in Besitz nahmen, drohte ein Krieg zwischen Dänemark und dem „Rigaer“ Livland auszubrechen. Daher lud der inzwischen in Livland eingetroffene Legat Wilhelm die Vasallen nach Riga, „zwang sie durch die kirchliche Zensur“ Wierland „in den Schutz des Papstes zu übernehmen“ und schickte Boten nach Reval, wo „die Dänen aber nicht wagten, gegen den Stachel zu löcken“ und der römischen Kurie Treue gelobten. Sie „verzichteten zu Händen der Gesandten des Legaten auf Wierland, Jerwen, Harrien und die Wiek und bestätigten diese Donation durch besiegelte Urkunden, die sie nach Riga schickten“.⁴³

Wurden diese Landschaften durch diesen Akt nun der weltlichen Gewalt des Legaten unterstellt und bildeten sie folglich einen „Pufferstaat“ als Teil des weltlichen päpstlichen Besitzes? Wilhelm selbst war der Ansicht, dass er diese Gebiete „in die Hände und den Schutz der römischen Kirche“ gegeben und unter Androhung der Exkommunikation untersagt habe, sie anzugreifen.⁴⁴ Wenn der Legat ein Territorium unter päpstlichen Schutz stellte, bedeutete dies lediglich ein Verbot, in dieses geschützte Gebiet einzufallen. Es hieß nicht, dass dieses Gebiet dem weltlichen Landbesitz des Papstes zugeschlagen wurde.⁴⁵ Somit wurden diese Gebiete auch nicht der weltlichen Gewalt des Legaten unterstellt, sondern befanden sich unter kirchlichem Schutz, den Letzterer zu gewährleisten hatte.

Zur Bestätigung dieser Interpretation sollen im Folgenden die Informationen über den politischen Status der verschiedenen Gebiete Liv- und Estlands zu dieser Zeit einer näheren Betrachtung unterworfen werden. Die Wiek war, ungeachtet der gegenteiligen Behauptungen des Chronisten Heinrich,⁴⁶ weder Riga noch Dänemark unterstellt, sondern von Wilhelm schon im Sommer 1225 unter den Schutz der römischen Kirche genommen worden, um die gewaltträchtige Konkurrenz beider Seiten damit zu blockieren.⁴⁷ Der Status von Jerwen ist zwar unklar, da aus Heinrichs Chronik nicht deutlich hervorgeht, dass es etwa unter direkter dänischer Herrschaft gestanden hätte.⁴⁸ Allerdings gehörte es auch zu keinem anderen staatlichen Gebilde in Livland. Man kann annehmen, dass Jerwen in einem Bündnis- oder lockeren Unterstellungsverhältnis zu den dänischen Machthabern stand.

⁴³ HCL, XXIX.6, S. 212.

⁴⁴ DD, Bd. 1/6, Nr. 53; LUB, Bd. 1, Nr. 88: *accepissemus terram illam in manu et custodia Romane ecclesie (...), castrum unum eiusdem terre accepit contra excommunicationem super hoc factam a nobis.*

⁴⁵ PITZ, Papstreskript (wie Anm. 2), S. 143f.; JOHANNES FRIED: Der päpstliche Schutz für Laienfürsten. Die politische Geschichte des päpstlichen Schutzprivilegs für Laien (11.–13. Jh.), Heidelberg 1980 (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrgang 1980, 1), S. 87.

⁴⁶ HCL, XXVIII.2, S. 200; XXVIII.7, S. 205.

⁴⁷ HCL, XXIX.3, S. 210.

⁴⁸ HCL, XXVII.6, S. 199.

Am kompliziertesten war die Lage jedoch in Wierland. Heinrich zufolge ernannte der Legat hier aus dem Kreis der Ältesten „Älteste und Richter für alle ihre Gaue“ und forderte die Dänen auf, die früher in Wierland genommenen Geiseln freizulassen.⁴⁹ Dies ist als Beweis dafür angesehen worden, dass Wilhelm von Modena in den Gebieten, die unter kirchlichem Schutz standen, auch die weltliche Gewalt ausgeübt hätte.⁵⁰ Wahrscheinlicher ist jedoch, dass es sich dabei vielmehr um eine provisorische Lösung für das Machtvakuum handelte, das durch eine Verkettung von Umständen entstanden war. Durch sein Vorgehen konnte der Legat seine Unparteilichkeit beweisen. Zwar war die dänische Herrschaft in Wierland gestürzt und eine Rückerstattung an Waldemar hätte die ohnehin aufgeheizte politische Atmosphäre nur noch weiter zugespitzt. Da nach Ansicht Wilhelms jedoch auch die Lehnsleute des Bischofs Hermann nicht berechtigt seien, das Machtvakuum auszufüllen, beschloss er stattdessen, vorübergehend die Macht der Esten in dieser Provinz wiederherzustellen. Unter diesem Blickwinkel wird deutlich, dass Wilhelm keineswegs automatisch die weltliche Gewalt in Wierland erlangt hat. Demnach sind im Hinblick auf die politische Zugehörigkeit der drei unter kirchlichem Schutz stehenden Landschaften keine Änderungen erfolgt; bezüglich Wierlands wurde eine provisorische Lösung eingeführt, die durch die gegebene Situation bedingt war.

Welchen Zweck verfolgte der Legat? Nach seinen eigenen Worten wurden die Landschaften „nach dem gemeinsamen Willen der Dänen und Deutschen zugunsten des Friedens“ unter kirchlichen Schutz gestellt,⁵¹ was zumindest dahingehend ausgelegt werden darf, dass seine Rolle als Schiedsrichter sowohl im dänischen Lager als auch von den Rigensern anerkannt wurde. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, dass Wilhelm auch bei der Lösung der Streitfragen unter den Deutschen in Livland als Schiedsrichter fungierte.⁵² Dass er seine Anerkennung als Schiedsrichter im deutsch-dänischen Konflikt jedoch offenbar nur mit der Androhung kirchlicher Sanktionen erreichte, könnte darauf verweisen, dass die streitenden Parteien nicht immer ernsthaft an einer friedlichen Lösung interessiert waren.

Wilhelm schloss im Januar 1226 einen Friedensvertrag zwischen den Deutschen und Dänen, wobei Harrien dem dänischen König zugesprochen wurde.⁵³ Zugleich sorgte er für weitere Verhandlungen zwischen den

⁴⁹ HCL, XXIX.7, S. 213f.

⁵⁰ REBANE, Denmark (wie Anm. 2), S. 173; VAHTRE, Muinasaja loojang (wie Anm. 21), S. 168.

⁵¹ DD, Bd. 1/6, Nr. 53; LUB, Bd. 1, Nr. 88: *pro bono pacis (...) de communi uoluntate Danorum et Teutonicorum*. Dies wird auch im päpstlichen Brief vom 30. Januar 1232 bestätigt: *de assensu partium eas ad manus nostras recipiens*: DD, Bd. 1/6, Nr. 128; LUB, Bd. 1, Nr. 117.

⁵² Zum Beispiel: LUB, Bd. 1, Nr. 74-76, 78-80, 82-87, 89; Bd. 3, Nr. 73b, 74, 87a; DONNER, Kardinal Wilhelm (wie Anm. 2), S. 121-131, 137; PRZ, Papstreskript (wie Anm. 2), S. 139f.

⁵³ HCL, XXIX.7, S. 213f.

Dänen und den Rigensern sowohl in Reval⁵⁴ als auch in Riga.⁵⁵ Es gelang dem Legaten jedoch nicht, die streitenden Parteien zu einer Übereinkunft in Bezug auf Wierland, Jerwen und die Wiek zu motivieren.

Vermutlich galten die Beschlüsse Wilhelms von Modena in seiner Eigenschaft als Schiedsrichter nur unter der Bedingung, dass beide Parteien zustimmten. Die einzige Lösung, die er zu entwickeln vermochte, war die Anerkennung Harriens als dänischer Besitz. Dieser Beschluss wurde im Januar 1226 in Reval gefasst.⁵⁶ Ein Hinweis auf die Zustimmung der Parteien mag im Anspruch auf Schadenersatz zu finden sein, den der Schwertbrüderorden im Frühling 1226 als Ausgleich für die Abtretung Estlands an den dänischen König gegen den Bischof von Riga durchsetzte.⁵⁷ Unter der Annahme, dass der Orden Harrien zwar weiterhin als seinen Besitz ansah, sich jedoch bereit erklärte, den Beschluss des Legaten zu akzeptieren, mag es sein, dass der Orden als Ersatz für seinen Schaden einen Anspruch gegen Bischof Albert geltend machte, zumal der Orden infolge seiner Tätigkeit dieses Gebiet eingebüßt hatte.

War Wilhelm von Modena tatsächlich unparteiisch? Ivar Leimus hat angenommen, dass der Legat das Ziel verfolgte, die strittigen Gebiete den Deutschen zu übergeben.⁵⁸ Leimus' Überlegungen stützen sich in erster Linie auf den Brief des Papstes vom 19. November 1225 an Wilhelm, bei dem es sich um eine Antwort auf den Antrag der Bischöfe von Riga und Dorpat handelte, in Livland ein Erzbistum zu gründen. Da der Papst sich für nicht hinreichend informiert erklärte, um diese Frage zu entscheiden, übertrug er es seinem Legaten, die Gründung des Erzbistums zu beschließen, wenn dessen Realisierung „möglich sei, ohne Anstoß zu erregen und die Rechte der anderen zu beeinträchtigen“. Sollte die Errichtung des Erzbistums scheitern, war der Legat gehalten, den Papst von allen damit verbundenen Streitigkeiten in Kenntnis zu setzen. Am Ende des Briefes findet sich zudem der Hinweis, der Legat sei verpflichtet, alle Neugetauften „unter der besonderen Oberherrschaft der römischen Kirche“ zu halten und sie vor den Vögten und Steuereintreibern zu schützen.⁵⁹

⁵⁴ HCL, XXIX.7, S. 213f.

⁵⁵ Vielleicht deswegen hielt Bischof Wesselin von Reval sich im Dezember 1225 und im März 1226 in Riga auf, siehe: LUB, Bd. 1, Nr. 75-76, 81.

⁵⁶ HCL, XXIX.7, S. 213f.

⁵⁷ LUB, Bd. 1, Nr. 84: *Item centum marchas pro dampno, quod magistro contingat, occasione donationis Estoniae, que dicebatur facta per episcopum regi Danorum.*

⁵⁸ LEIMUS, Modena Wilhelmi salasepitsused (wie Anm. 3).

⁵⁹ HERMANN HILDEBRAND: *Livonica*, vornämlich aus dem 13. Jahrhundert, im Vatikanischen Archiv, Riga 1887, Nr. 12: *constituas in oportuno loco metropolim, si videris, quod expediat processui fidei Christiane, et fieri poterit absque scandalo et juris prejudicio alieni. (...) Interim autem omnes ad fidem conversos retineas in ecclesie Romane demanio speciali convertendis libertatem plenariam promittendo. Ad hec, quia intelleximus neophitos gravari quamplurimum per quosdam, qui advocati dicuntur, et alios exactores, volumus, ut omnes omnino facias amoveri ac provideas, ne hujusmodi exactores neophitis ipsis decetero preponantur.*

Ernst Pitz zufolge war diese Verpflichtung dem Legaten aufgetragen worden, weil er an der Abfassung der erwähnten Bittschrift der Bischöfe von Riga und Dorpat mitgewirkt hatte.⁶⁰ Unter Bezugnahme darauf setzt Leimus „die besondere Oberherrschaft der römischen Kirche“ damit gleich, dass die Landschaften „in die Hände und den Schutz der römischen Kirche“ gegeben wurden, und vermutet, dass die Befugnis des Legaten, die strittigen Gebiete unter Schutz zu stellen, eben auf dem erwähnten Brief des Papstes beruht haben dürfte; dabei sei sich Wilhelm sicher gewesen, dass dieses Recht auch anerkannt wurde, weshalb er bereits davon Gebrauch machte, als das Schreiben noch gar nicht in Livland eingetroffen war.⁶¹

Freilich ist es abwegig anzunehmen, dass die Beschlüsse des Papstes derart vorhersehbar waren und den Wünschen der Supplikanten weitgehend Rechnung trugen. Aus näherer Betrachtung des hier behandelten Briefes geht vielmehr hervor, dass Honorius III. in Bezug auf den Schutz der Neugetauften aus eigener Initiative handelte, um sie in erster Linie vor einer übermäßigen Unterdrückung zu schützen und der Gefahr vorzubeugen, dass sie vom Glauben abfielen.⁶² Demnach handelte es sich dabei also in erster Linie um den Schutz der Neugetauften und deren Freiheiten auf dem ganzen mutmaßlichen Gebiet des Erzbistums und keinesfalls um die Unterstellung der strittigen Landschaften unter den Schutz der römischen Kirche. Eine Befugnis, diese Regionen unter kirchlichen Schutz zu stellen, war damit nicht verbunden, zumal Wilhelm bereits in seiner Eigenschaft als päpstlicher Legat damit ausgestattet war.

Vermutlich war es Wilhelm jedoch bekannt, dass Albert in Livland ein Erzbistum errichten wollte und die Wiek als Teil seines Bistums ansah. Dabei ist es durchaus wahrscheinlich, dass der Legat die deutschen Ansprüche auf die Wiek als begründet ansah. Darauf lässt etwa schließen, dass Wilhelm sie im Sommer 1225, vor dem Ausbruch des bewaffneten Konflikts im Herbst, unter kirchlichen Schutz gestellt hatte.⁶³ Doch kann man auch in diesem Fall keinesfalls behaupten, dass der Legat vor allen Dingen die Interessen der Deutschen verfolgte.

* * *

Im Mai 1226 nahm Wilhelm von Modena Abschied von Livland. Zu seinem Vizelegaten ernannte er Magister Johannes. Zur selben Zeit kam es zu militärischen Auseinandersetzungen in Wierland. Als Johann von Dolen, ein Vasall des Bischofs Hermann, im Mai 1226 dort wieder eine Burg einnahm, ging er offensichtlich davon aus, dass Wilhelm Livland bereits verlassen hatte; doch

⁶⁰ PITZ, Papstreskript (wie Anm. 2), S. 141f.

⁶¹ LEIMUS, *Modena Wilhelmi salasepitsused* (wie Anm. 3), S. 67-71.

⁶² IBEN FONNESBERG-SCHMIDT: *Pope Honorius III and Mission and Crusades in the Baltic Region*, in: *The Clash of Cultures on the Medieval Baltic Frontier*, hrsg. von ALAN V. MURRAY, Farnham 2009, S. 103-122.

⁶³ HCL, XXIX.3-4, S. 210f.

weilte Wilhelm im April und Mai noch etwa einen Monat in Dünamünde, da schlechtes Wetter seine Abreise verhinderte.⁶⁴ Auf diese militärische Aktion folgte ein Krieg, den Heinrich nur flüchtig streift und lediglich erwähnt, dass die Dänen in die Wiek zogen, die von *servi* des Vizelegaten verteidigt worden sei; ebenso zogen die Rigaer deutschen Kreuzfahrer nach Wierland, um hier gegen die Dänen zu kämpfen. Doch geht aus der Chronik durchaus hervor, dass der bald danach abgeschlossene Friedensvertrag mit den Dänen von den Rigensern, nicht von Magister Johannes abgeschlossen worden ist.⁶⁵ Somit dürfte es sich faktisch um einen Krieg zwischen den livländischen Deutschen und den Leuten des dänischen Königs gehandelt haben.

Im Herbst 1226 brach der Krieg auch an der Westküste der Ostsee aus, als Waldemar II. die Burg von Rendsburg in Holstein einnahm. Zur gleichen Zeit sammelte sich ein Bündnis gegen den dänischen König, dem Herzog Albrecht von Sachsen, die Grafen Adolf IV. von Holstein und Heinrich von Schwerin, der Erzbischof Gerhard II. von Bremen, die Fürsten von Mecklenburg und die Stadt Lübeck angehörten. Am 22. Juli 1227 besiegte es in der Schlacht bei Bornhöved die königlichen Truppen.⁶⁶ Dieser anti-dänischen Koalition waren im Frühjahr 1227 auch der Rigaer Bischof, der Schwertbrüderorden, die Stadt Riga sowie die Bewohner der Insel Ösel, die von den Rigensern im Februar desselben Jahres unterworfen worden waren, beigetreten.⁶⁷ Auch an der östlichen Küste der Ostsee hatten die Deutschen Erfolg, indem sie zur selben Zeit die Burg von Reval einnahmen und die königlichen Truppen zum Rückzug aus Estland zwangen.⁶⁸

Wie reagierte Vizelegat Johannes auf diese Geschehnisse? Autoren, die der Ansicht sind, dass die unter kirchlichen Schutz gestellten Gebiete unmittelbar der weltlichen Gewalt des Legaten unterstanden, sehen ihn als Herrscher eines „Pufferstaates“ an. Diese Annahme stützt sich auf vier Voraussetzungen: 1) Johannes nahm 1226–1227 am Krieg gegen Dänemark teil und fungierte als Befehlshaber seiner *servi* und der Kreuzfahrer; 2) er verstärkte die Befestigungen der Burg Agelinde in Wierland; 3) er belehnte seine Vasallen mit einigen Gebieten in Wierland; 4) in Reaktion auf den im Jahr 1227 erfolgten Aufstand der Esten in Jerwen und Wierland trat er das Territorium seines „Pufferstaates“ an die Deutschen ab.⁶⁹

⁶⁴ DD, Bd. 1/6, Nr. 53; LUB, Bd. 1, Nr. 88.

⁶⁵ HCL, XXX.2, S. 216.

⁶⁶ GAETHKE, Knud VI. und Waldemar II (wie Anm. 34), S. 32-38; HOFFMANN, Die Bedeutung der Schlacht von Bornhöved (wie Anm. 34), S. 28f.; THOMAS RIIS: Das mittelalterliche dänische Ostseeimperium, Odense 2003 (Studien zur Geschichte des Ostseeraumes, 4), S. 77f.

⁶⁷ DD, Bd. 1/6, Nr. 67; LUB, Bd. 1, Nr. 98. Zur Unterwerfung der Öseler vgl. HCL, XXX.3-6, S. 216-222.

⁶⁸ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 255, Nr. 217; HILDEBRAND, Livonica (wie Anm. 59), Nr. 21, § 15; LUB, Bd. 1, Nr. 147.

⁶⁹ JOHANSEN, Estlandliste (wie Anm. 2), S. 704-710; REBANE, Denmark (wie Anm. 2), S. 180 ff.

Allerdings liefern nur zwei Quellen Informationen über diesen Aufstand. In der päpstlichen Zitation aus dem Jahre 1234, mit der Gregor IX. die Feinde des Legaten Balduin von Aulne, der sich in den 1230er Jahren in Livland aufhielt, vor sein Gericht vorlud, wird dieses Geschehen jedoch nicht datiert.⁷⁰ Stellt man diese Information über den Aufstand jedoch in den Kontext der übrigen Mitteilungen der Quelle⁷¹, zeigt sich, dass dieses Ereignis zwischen 1230 und 1233, wahrscheinlich jedoch 1231, stattgefunden haben dürfte. Auch nach der Chronik des estländischen Ritterschäftssekretärs Moritz Brandis (ca. 1600) erfolgte dieser Aufstand zwischen 1230 und 1234, in einer Zeit also, in der in Livland der Zisterziensermönch Balduin als Vizelegat und später als Legat tätig war.⁷² Demnach kann zumindest eine der vier Voraussetzungen der These des „Pufferstaats“ als widerlegt gelten.

Im Folgenden wird untersucht, was die Quellen über die Qualität der Herrschaft, die Vizelegat Johannes in Wierland, Jerwen und in der Wiek ausgeübt hat, konkret berichten. Bei Heinrich heißt es dazu, dass Johannes *habuit in commissione terras*.⁷³ Papst Gregor IX. schrieb 1232 in einem Brief an die Bischöfe von Riga und Dorpat, den Schwertbrüderorden und die Stadt Riga, dass Johannes mit der Aufgabe betraut gewesen sei, diese Landschaften *nomine nostro tenendas*.⁷⁴ Der päpstlichen Zitation von 1234, die auf der Grundlage der Beschwerden des Legaten Balduin erstellt worden ist, entnehmen wir, dass er diese Gebiete *nomine ecclesie (...) possidebat*.⁷⁵

In Gregors Brief aus dem Jahre 1232 wird nachdrücklich an Johannes' Aufgabe erinnert, diese Landschaften im Namen des Papstes zu „behalten“, zumal dies ja nicht gelang. Der Papst ordnete an, die strittigen Landschaften Balduin zu überlassen, womit er verdeutlichte, dass er die Entscheidung von Johannes, sie den Deutschen zu übergeben, nicht akzeptierte. Allerdings wissen wir nicht, ob dem Vizelegaten lediglich die Pflicht oblag, die Landschaften zu „behalten“ oder ob er auch berechtigt war, sie womöglich abzutreten.

In der päpstlichen Zitation von 1234 wurden jedoch alle früher heidnischen Gebiete, die mithilfe der Kreuzfahrer und der Mission zum Christentum

⁷⁰ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 255; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 12: *Item quod centum uel eo amplius Uironie uassallos ad ecclesiam Romanam pertinentes per neophitos ut terram Uironie possiderent occidi fecerunt.*

⁷¹ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 254f.; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 9, 13.

⁷² MORITZ BRANDIS: *Chronik, oder älteste Livländische Geschichte nebst den älteren Ritter- oder Lehn-Rechten*, hrsg. von CARL JULIUS ALBERT PAUCKER, Riga u. Leipzig 1840 (*Monumenta Livoniae antiquae*, 3), S. 114-117; HAUSMANN, *Das Ringen* (wie Anm. 3), S. 96-107, setzte den „falschen Legaten“ der Chronik von Brandis mit Balduin von Aulne gleich.

⁷³ HCL, XXX.2, S. 216.

⁷⁴ DD, Bd. 1/6, Nr. 128; LUB, Bd. 1, Nr. 117.

⁷⁵ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 256f.; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 18.

konvertiert und deren Herrscher nicht vom Papst bestätigt worden waren, als Besitz der römischen Kirche angesehen. Dazu gehörten auch die Landschaften, die unter kirchlichem Schutz standen.⁷⁶ Der Zitation zufolge hatte (*possidebat*) Johannes also anstelle des Papstes die weltliche Gewalt in den Landschaften inne, die unter dem Schutz der römischen Kirche standen und ihr somit gehörten. Eine ähnliche Formulierung findet sich in der Bulle von Rieti (1234), die Papst Gregor IX. für den Deutschen Orden erließ. Ihr zufolge wurden die Gebiete der heidnischen Prußen *in ius et proprietatem beati Petri* genommen und der Orden gegen eine Zinszahlung mit der Aufgabe betraut, dort die weltliche und geistliche Gewalt des Papstes auszuüben. Dies bedeutete, dass diese Gebiete rechtlich unter der weltlichen Herrschaft des Papstes, faktisch aber unter Ordensherrschaft standen. Auf diese Weise konnte der Papst lediglich sicherstellen, dass die preußischen Besitztümer des Ordens unabhängig blieben von anderen weltlichen Herrschern. Es sei jedoch angemerkt, dass diese Bulle in erster Linie der Eigeninitiative des Ordens zuzuschreiben ist.⁷⁷ So überließ der Papst dem Deutschen Orden das Alleinrecht, die Gebiete der heidnischen Prußen zu erobern. Zwar fielen nach kanonischem Recht alle heidnischen Gebiete unter die päpstliche und kaiserliche Oberhoheit, doch wurden sie, wenn sie im gerechten Heidenkampf von irgendeiner Macht besetzt worden waren, dem Eroberer zuerkannt. In solchen Fällen blieb Papst und Kaiser nichts anderes übrig, als das Recht des Eroberers anzuerkennen.⁷⁸ Der Siedlungsraum der Esten war nun aber bereits von christlichen Herrschern erobert worden, weshalb die so genannte „Rücknahme“ solcher Gebiete „unter die päpstliche Gewalt“ durch den Papst oder einen seiner Legaten nicht rechtmäßig gewesen wäre. Offensichtlich jedoch teilte weder Wilhelm von Modena noch sein Vizelegat die Auffassung, die sich in der Zitation von 1234 findet, zumal in den von ihnen stammenden Urkunden dieser Wortschatz keine Verwendung fand. Die Aussagen der Zitation gehen auf die Formulierungen Balduns zurück, der wohl in erster Linie danach trachtete, die Überschreitung

⁷⁶ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 254, 256-259, 261; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 4-5, 18, 21, 24, 29, 45-47.

⁷⁷ Preussisches Urkundenbuch, politische Abteilung, Bd. 1, 1. Hälfte, hrsg. von RUDOLF PHILIPPI, Königsberg 1882, Nr. 108; SYLVAIN GOUGUENHEIM: Gregor IX., Wilhelm von Modena und die Herrschaftsbildung des Deutschen Ordens (vom Kruschwitzer Vertrag zur Bulle von Rieti 1230-1234), in: *Die Ritterorden als Träger der Herrschaft: Territorien, Grundbesitz und Kirche*, hrsg. von ROMAN CZAJA und JÜRGEN SARNOWSKY, Torun 2007 (*Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica*, 14), S. 87-103, hier besonders S. 90f., 95; GERARD LABUDA: Über die Urkunden zur Gründung des Deutschen Ordens im Kulmerlande und in Preussen in den Jahren 1226-1234, in: *Die Ritterorden zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Mittelalter*, hrsg. von Zenon Hubert Nowak, Torun 1990 (*Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica*, 5), S. 21-44, hier besonders S. 36f.; FRIED: Der päpstliche Schutz (wie Anm. 45), S. 301-303.

⁷⁸ ERICH WEISE: Die Amtsgewalt von Papst und Kaiser und die Ostmission besonders in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, Marburg / Lahn 1971 (*Marburger Ostforschungen*, 31), S. 70-79.

seiner Vollmachten zu rechtfertigen. Er wurde ja infolge einer gemeinsamen Beschwerde des Rigaer Bischofs, des Schwertbrüderordens und der Stadt Riga im Februar 1234 seines Amtes als Legat enthoben⁷⁹ und büßte 1236 auch den Bischofsstuhl von Sempgallen ein⁸⁰ – vermutlich wegen Überschreitung und eigennütziger Ausübung seiner Vollmachten.

Aus all dem folgt, dass die Gebiete, die unter dem Schutz der Kirche standen, dem gehörten, der sie von den Heiden erobert hatte. Johannes hatte die Aufgabe, sie solange im Namen der römischen Kirche unter seiner Obhut zu halten (*habuit in commissione; nomine nostro tenendas*), bis sie ihrem eigentlichen Eigentümer übergeben werden konnten. Er übte seine Gewalt in erster Linie dadurch aus, dass er die Territorien unter Androhung der Exkommunikation verteidigte, wobei er berechtigt war, zur Lösung des Streits das Eigentum an diesen Gebieten „dem eigentlichen Eigentümer“ zuzuerkennen. Wenn auch im vorliegenden Fall nicht deutlich wird, ob der Legat bzw. sein Stellvertreter die weltliche Gewalt in den Gebieten, die *in commissione* waren, tatsächlich innehatten, so darf doch behauptet werden, dass sich diese Gebiete weder im Besitz der genannten Personen noch in dem des Papstes befanden. Somit kann von einem „Pufferstaat“ unter der Leitung des Vizelegaten, der einen Keil zwischen die Besitzungen der Deutschen und der Dänen treiben sollte, um den Ausbruch eines Krieges zwischen ihnen zu verhindern, keine Rede sein.

Die unmittelbaren Kriegshandlungen im Jahre 1226 setzten vermutlich infolge des Angriffs des Vasallen Johann von Dolen ein,⁸¹ doch dürfte die Eskalation des Konflikts vor allen Dingen dadurch verursacht worden sein, dass die Parteien nicht gewillt waren, sich auf einen Kompromiss zu einigen. Die Ereignisse zeigen, dass weder die Dänen noch Johann von Dolen Johannes als Schiedsrichter anerkannten. Selbstverständlich ist es nicht ausgeschlossen, dass Wilhelm die Vasallen des Bischofs Hermann überhaupt nicht in die Lösung des Konflikts einbezogen hatte. Auf jeden Fall büßte der Vizelegat seine Position als Vermittler ein, doch gewährleistete er auch weiterhin den kirchlichen Schutz der strittigen Territorien. Da sich die Androhung der Exkommunikation als eine unzureichende Maßnahme erwies, ging er zur militärischen Verteidigung dieser Gebiete über, und ließ zu diesem Zweck auch die Burg von Agelinde befestigen,⁸² ohne

⁷⁹ DD, Bd. 1/6, Nr. 172, 175; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 17, 18.

⁸⁰ *Chronica Alberici monachi Trium Fontium a monacho Novi Monasterii Hoiensis interpolata*, hrsg. von PAUL SCHEFFER-BOICHORST, in: *Monumenta Germaniae Historica. Scriptores*, Bd. 23, hrsg. von GEORG HEINRICH PERTZ, Hannoverae 1874, S. 631-950, hier S. 940.

⁸¹ HAUSMANN, *Das Ringen* (wie Anm. 3), S. 70ff.; JOHANSEN, *Estlandliste* (wie Anm. 2), S. 704; BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 217f.; VAHTRE, *Muinasaja loojang* (wie Anm. 21), S. 169.

⁸² DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 256f.; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 18. Vgl. EVALD TÖNISSON: *Eesti muinaslinnad* [Die vorzeitlichen Burganlagen Estlands], hrsg. und ergänzt von AIN MÄESALU, HEIKI VALK, Tartu und Tallinn 2008 (*Muinasaja Teadus*, 20), S. 219 f.

dass er hier ein eigenes Machtzentrum auszubauen beabsichtigte. In dem Fall, dass er tatsächlich keine weltliche Gewalt in diesen Gebieten ausübte, überschritt er mit den Kriegshandlungen faktisch seine Befugnisse.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt, sei es nach dem Friedensschluss zwischen den Repräsentanten des dänischen Königs und den Livländern Ende 1226 oder sei es erst nach der Einnahme Revels 1227 durch die Rigenser, trat Vizelegat Johannes die Landschaften, die unter kirchlichem Schutz gestanden hatten, an die Deutschen ab;⁸³ er überließ die Wiek dem Rigaer Bischof und Wierland mit Jerwen dem Schwertbrüderorden. Auch die Landschaften Revele und Harrien sowie die Burg von Reval waren zunächst dem Vizelegaten übertragen worden, bevor er sie den Schwertbrüdern überließ.⁸⁴

Somit wurde Johannes' Autorität bei der Aufteilung der ehemaligen dänischen Gebiete und der strittigen Landschaften unter den livländischen Kräften durchaus anerkannt. Zugleich war der Vizelegat aber nicht mehr befugt, als Schiedsrichter im deutsch-dänischen Konflikt zu fungieren, zumal der dänische König es eben nicht akzeptierte, seine Besitzrechte in Estland eingebüßt zu haben. Somit reagierte Johannes mit seinen politischen Beschlüssen lediglich auf die gegebene Situation. Zugleich stand es nicht in seiner Macht, Dänemark die Anerkennung der neuen politischen Aufteilung Estlands aufzuzwingen oder die estländischen Suffragandiözesen von Lund zu reorganisieren. Die dänischen Bischöfe von Reval und Wierland hatten das Land verlassen und die Bistümer blieben vakant.⁸⁵ Faktisch wurde Nordestland in weltlicher und in kirchlicher Hinsicht vom Schwertbrüderorden kontrolliert.⁸⁶

Auch die Lehen, die von Johannes und seinem Vikar Hermordus vergeben worden waren⁸⁷, müssen vor dem Hintergrund der konkreten politischen Situation betrachtet werden. Die Lehen in Harrien und Revele konnten erst nach der Einnahme von Reval vergeben werden, wobei vermutlich diejenigen sie erhielten, die am Krieg gegen Dänemark teilgenommen hatten; dabei ist nicht auszuschließen, dass einige ehemalige Vasallen des dänischen Königs an Ort und Stelle verblieben. Sechs der wierländischen Vasallen sind namentlich bekannt, von ihnen waren vier Verwandte der Vasallen des Bischofs Hermann, die wahrscheinlich die Anführer der militärischen Aktionen in Wierland waren.⁸⁸ Dies kann

⁸³ DD, Bd. 1/6, Nr. 128; LUB, Bd. 1, Nr. 117: *postmodum magister predictus easdem uobis sub certa forma commisit.*

⁸⁴ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 255, Nr. 217; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 15; LUB, Bd. 1, Nr. 147.

⁸⁵ DD, Bd. 1/6, Nr. 131; LUB, Bd. 1, Nr. 118.

⁸⁶ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 259, Nr. 216; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 30; LUB, Bd. 1, Nr. 146; BENNINGHOVEN, *Der Orden* (wie Anm. 1), S. 249f.

⁸⁷ DD, Bd. 1/6, Nr. 199, S. 255, 257, Nr. 215; LUB, Bd. 1, Nr. 145; HILDEBRAND, *Livonica* (wie Anm. 59), Nr. 21, § 14, 20.

⁸⁸ JOHANSEN, *Estlandliste* (wie Anm. 2), S. 705f.; ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK: *Die Ritterlichen Livlandfahrer des 13. Jahrhunderts. Eine genealogische Untersuchung*, Würzburg 1960 (*Marburger Ostforschungen*, 12), S. 50-56.

bedeuten, dass Johannes die Rechte der Vasallen in Wierland anerkannte. Doch taucht im vorliegenden Fall die Frage auf, warum die Vasallen ihre Lehen nicht vom Schwertbrüderorden empfangen, unter dessen Gewalt sich diese drei Landschaften ja befanden. Vermutlich erfolgte die Belehnung durch die kirchlichen Würdenträger auf Initiative der Vasallen, die dadurch die Unabhängigkeit vom Orden erlangten und für den Fall, dass der dänische König die estnischen Gebiete mithilfe einer Schiedsgerichtsvereinbarung zurückfordern sollte, eher darauf hoffen konnten, ihren Besitz zu behalten. Somit war auch die Vergabe von Lehen ein Teil der Politik des Vizelegaten, der darum bemüht war, das gegenseitige Verhältnis der Deutschen in den ehemaligen dänischen Gebieten zu regeln.

* * *

Zusammenfassend kann man also feststellen, dass Wilhelm von Modena die beiden Parteien dazu zwang, ihn in seiner Eigenschaft als Schiedsrichter anzuerkennen, um den Konflikt um die strittigen Landschaften friedlich beizulegen. Möglicherweise beschränkte sich seine Gewalt in den Gebieten, die unter kirchlichen Schutz gestellt worden waren, lediglich auf das Recht, jeden Aggressor zu exkommunizieren. Sogar unter der Annahme, dass der Legat die provisorische weltliche Gewalt in diesen Gebieten innehatte, bedeutet dies keinesfalls, dass er einen „Pufferstaat“ errichtet und geleitet hätte. In seiner Macht stand es lediglich, darüber zu beschließen, wem diese Besitzungen rechtlich gehörten und die Besitzrechte an diesen Landschaften zu bestätigen. Damit Wilhelms Beschlüsse in Kraft treten konnten, bedurften sie der Anerkennung der streitenden Parteien, die jedoch zu keiner Einigung gelangten, was zu einer für den Schiedsrichter unauflösbaren Pattsituation führte.

Der Vizelegat Johannes, dem die Aufgaben Wilhelms von Modena zufielen, büßte infolge des Kriegsausbruchs zwar seinen Status als Schiedsrichter ein, doch gewährleistete er auch weiterhin den Schutz der römischen Kirche über die strittigen Gebiete. Nach der Eroberung der dänischen Territorien durch die Deutschen im Jahre 1227 wurde Johannes, der nach wie vor in Livland weilte, von den Deutschen einige Zeit lang als Vermittler bei der Aufteilung der ehemaligen dänischen Besitzungen wie auch der Landschaften, die unter kirchlichem Schutz standen, unter den unterschiedlichen livländischen Kräften akzeptiert. Weder Wilhelm noch Johannes errichteten an der östlichen Küste der Ostsee ein weltliches Machtgebiet.

SUMMARY

*Papal Authority in a Crusading
Area: Did William of Modena create
a “buffer state” in Estonia?*

On the 24th of June 1218 bishop Albert of Riga and bishop Theoderich of Estonia promised to give the whole of Estonia over to king Valdemar II of Denmark in exchange for his involvement in the crusade against the Estonians. A promise from which bishop Albert retreated in the autumn of 1219 after the king had successfully begun his conquest of Estonia. The ensuing conflict ended in the summer of 1222 with the treaty of Saaremaa, between the King of Denmark, the bishop of Riga and the Order of the Sword-brothers by which the two provinces of Southern Estonia (Ugandi and Sakala) were to belong to the Germans and the rest of Estonia to the Danes.

The stability brought by the treaty of Saaremaa was however short-lived. The uprising of the Estonians at the end of 1222 and the capture of Valdemar II by the count of Schwerin in May 1223 enabled the Germans to renew their claims on parts of Danish Estonia. In the autumn of 1225 the vassals of the bishop of Tartu invaded the Danish province of Virumaa, an action that could have brought about open warfare between Denmark and Livonia. Bishop William of Modena, the papal legate to Livonia from 1225 to 1226, intervened and took the provinces claimed both by the Danes and the Germans under papal protection. This has been interpreted as either an attempt of the legate to create a “Papal State in the East” subject to direct papal authority or as a creation of a “buffer-State” between the opposing parties.

A closer reading of the sources reveals that legate William took upon himself the position of an arbitrator of the conflict and that his power over the provinces under papal protection laid merely in the right to excommunicate anyone who attacked them and the right to confirm the possession of the provinces to the side that should rightfully own them. Since he was not able to end the conflict before his departure from Livonia in May 1226, he had to give his position over to his vice-legate John.

After the departure of William, open warfare began between the Danes and the Germans that ended in 1227 with the expulsion of the Danes from Estonia. Vice-legate John divided the former Danish provinces (including the provinces under papal protection) between the bishop of Riga and the Order of the Sword-brothers. In doing so, he acted only as the mediator between the Livonian powers and not as the arbitrator between the Danes and the Germans.

Arbeiten und Projekte des Dorpater Professors Friedrich Menius in den 1630er Jahren

VON STEFAN DONECKER

Als erster Professor für Geschichte und Altertümer an der 1632 gegründeten Universität Dorpat hat sich der Mecklenburger Gelehrte Friedrich Menius (1593/94–1659) einen wenn auch bescheidenen Platz in der baltischen Geistesgeschichte gesichert. In der ältesten kommentierten Bibliografie zur livländischen Geschichtsliteratur findet Hermann von Brevern Anfang des 18. Jahrhunderts allerdings harte Worte: Menius habe großspurig gelehrte Schriften angekündigt, die dann nie jemand zu Gesicht bekommen habe:

„Der Werke *Friederici Mennii, Poëtae Laureati et Historiarum ac Antiquitatum Professoris zu Dörpt* muss ich nicht vergessen, die Lieflandes Historie betreffen. Alleine ich spreche billig von ihnen, was jener Lacedemonier von der Nachtigall, *Vox praeterea que nihil*. Es ist nemlich darinnen ein sehr vieles versprochen, und nichts *prestiret* worden.“¹

Bereits zu Lebzeiten scheint Menius mit ähnlichen Vorwürfen konfrontiert gewesen zu sein: „Daß aber viele“, schreibt er 1633,

„mich hin und wieder aufstragen und verleumbden/ daß ich mehr von mir geschrieben und *promittiret*, denn ich *prestiren* könne/ weilen annoch biß *dato*, alles dessen so ich *promittiret*, nichts an des Tages Licht gekommen; Daran thun sie mir ungütlich/ und bin ich an selbem unschuldig.“²

All die Werke, von denen er gesprochen hatte, seien tatsächlich vorhanden; er warte lediglich noch auf Drucker und Buchhändler, die sich ihrer annehmen würden.

Die Österreichische Forschungsgemeinschaft ermöglichte die diesem Beitrag zugrundeliegende Recherche im Rahmen ihres MOEL-Plus-Förderungsprogrammes (Projekt MOEL-415). Bedanken möchte ich mich auch bei Janet Laidla (Tartu) für die Gelegenheit, im Rahmen der Vortragsreihe der Akademischen Historischen Gesellschaft (*Akadeemiline Ajalooselts*) zu Menius' Leben und Werk zu referieren. Ere Nokkala (Uppsala), Anti Selart (Tartu), Gernot Hausar (Wien) und Wolfgang Sattler (Berlin) haben mir bei der Literaturrecherche assistiert. Auch dafür meinen herzlichen Dank!

¹ HERMANN VON BREVERN: Kurtze Anzeige derer Scribenten, aus welchen die Historie von Lieflland nach Möglichkeit zusammen gefasst werden könnte, in: Zur Geschichte der Familie von Brevern. Erster Band, hrsg. von GEORG VON BREVERN, Berlin 1878, S. 115–138, hier S. 122.

² FRIEDRICH MENIUS: Historischer Prodromus des Liefländischen Rechtens und Regiments Von Anfange der Provintz Erfindunge/ biß auff Ihr Königl. Majest. von Schweden Gustavi Magni Todt (...), Dörpt 1633, S. 1.

Friedrich Menius war eine interessante Persönlichkeit. Ein akademischer Abenteurer mit der erstaunlichen Fähigkeit, sich überall und bei jeder Gelegenheit Feinde zu machen und in teils lebensgefährliche Schwierigkeiten zu geraten. Und trotz zahlreicher Rückschläge blieb er ein unerschütterlicher Optimist, der sich zu Großem berufen fühlte und es sein ganzes Leben nicht zu erreichen vermochte. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich bin keineswegs unvoreingenommen – dazu ist mir mein Protagonist viel zu sympathisch. Ich habe mich mehrere Jahre mit Menius und seinem Leben beschäftigt und den unbequemen Querulanten schätzen gelernt. Es wäre mir ein Anliegen, ihn vor den Vorwürfen, die gegen ihn erhoben wurden, in Schutz zu nehmen – doch leider hat Hermann von Brevern absolut recht: Menius war in seinen Ankündigungen alles andere als zuverlässig. Von den neunundfünfzig Traktaten, die er behauptete verfasst zu haben, ist weniger als ein Sechstel je erschienen. Dass von den restlichen Texten der eine oder andere tatsächlich existiert hat, ist nicht auszuschließen, aber größtenteils dürfte es sich um vage Konzepte handeln, die Menius voreilig als druckreife Manuskripte ausgab und dann nie umzusetzen imstande war.

Nach einem Überblick über Menius' abenteuerliche Biografie bespreche ich zunächst die Schriften, die während seiner Zeit in Dorpat zwischen 1630 und 1635 tatsächlich im Druck erschienen sind. Anschließend möchte ich auf Menius' optimistische Ankündigungen eingehen. Auch wenn es sich dabei um wenig mehr als eine Sammlung gescheiterter Projekte handelt, verdeutlichen sie doch Menius' breite Interessen und seine teilweise sehr innovativen Konzepte. Besonders interessant ist der hohe Stellenwert, den er den Vernakularsprachen der Ostseeregion zumisst. Auf diese Weise hoffe ich zumindest ein wenig zur Ehrenrettung des erfolglosen Dorpater Professors beizutragen.

Friedrich Menius: Zur Biografie

Wie viele livländische Gelehrte des 17. Jahrhunderts war Friedrich Menius nicht im Land geboren, sondern stammte ursprünglich aus Norddeutschland. Er war ein gebürtiger Mecklenburger, geboren 1593 oder 1594 in Woldegk als zweites von vier Kindern des Bürgermeisters, Stadtrichters und Zöllners Franz Meyn.³ Trotz des frühen Todes seines Vaters verfügte die Familie über einen gewissen Wohlstand und konnte ihm ein Studium in Rostock und Greifswald ermöglichen. Über den Inhalt seiner Studien sind keine Details bekannt; angesichts seines späteren Lebenslaufes ist aber davon auszugehen, dass er sich während dieser Jahre Kompetenzen im Bereich der Theologie, der Historiografie, aber auch der Jurisprudenz erworben hat. Im Jahr 1617 ist Menius nämlich als öffentlicher Notar in

³ GUSTAF FREDÉN: Friedrich Menius und das Repertoire der englischen Komödianten in Deutschland, Stockholm 1939, S. 19.

Wolgast nachgewiesen. Im gleichen Jahr heiratete er Sophie, die Tochter eines angesehenen Wolgaster Bürgers namens Bernhard Elbrecht.⁴

1620 ließ Menius in Leipzig seine erste gelehrte Schrift drucken, einen Traktat über die Begräbnissitten verschiedener Völker, von dem allerdings kein Exemplar erhalten geblieben ist.⁵ Eine Sammlung von Gedichten, „Poëmata artificiosa varij generis“, die im selben Jahr erschien, verhalf Menius zum Rang eines „Poeta laureatus“.⁶ Die formelle Dichterkrönung hatte zwar an gesellschaftlicher Bedeutung verloren, die sie im Humanismus gehabt hatte; dennoch handelte es sich um einen prestigeträchtigen Titel, und Menius legte Wert darauf, ihn Zeit seines Lebens zu führen.

Ebenfalls im Jahr 1620 veröffentlichte Menius sein mit Abstand bekanntestes Werk: die „Engelischen Comedien und Tragedien“, eine Auswahl von Übersetzungen und freien Bearbeitungen elisabethanischer Theaterstücke, die zum Repertoire deutscher Wanderbühnen gehörten.⁷ Die Sammlung, der zehn Jahre später ein zweiter Band unter dem Titel „Liebeskampf“⁸ folgte, gilt als wichtiges Dokument in der Geschichte des deutschsprachigen Theaters, zumal darin eine freie Bearbeitung des „Titus Andronicus“ enthalten ist – die älteste erhaltene Übertragung eines Stückes von Shakespeare ins Deutsche. Die „Engelischen Comedien“ wurden anonym veröffentlicht, erst dem schwedischen Historiker Johan Nordström gelang es im frühen 20. Jahrhundert, Menius' Urheberschaft nachzuweisen.⁹ Ob Menius die Stücke selbst übersetzt oder lediglich bestehende Spieltexte zusammengestellt hat, bleibt offen; in jedem Fall hat ihm die Sammlung zumindest eine gewisse Aufmerksamkeit seitens der deutschen Theaterwissenschaft eingebracht.¹⁰

⁴ Ebenda, S. 25.

⁵ In Menius' Schriftenverzeichnis angeführt als „Syntagma historico-politico-juridicum de ritibus funebribus omnium gentium“.

⁶ FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 27.

⁷ *Engelische Comedien und Tragedien*, hrsg. von MANFRED BRAUNECK, Berlin 1970 (Spieltexte der Wanderbühne, 1).

⁸ *Liebeskampf*, hrsg. von MANFRED BRAUNECK, Berlin 1975 (Spieltexte der Wanderbühne, 2). Vgl. JOHAN NORDSTRÖM: Friedrich Menius. En äventyrlig Dorpatprofessor och hans glömda insats i det engelska komediantdramats historia [Friedrich Menius. Ein abenteuerlicher Professor aus Dorpat und sein vergessener Einsatz für die Geschichte der englischen Komödienspiele], in: *Samlaren N.F.* 2 (1921), S. 42-91, hier S. 85.

⁹ NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8).

¹⁰ Vgl. RALF HAEKEL: Die Englischen Komödianten in Deutschland. Eine Einführung in die Ursprünge des deutschen Berufsschauspiels, Heidelberg 2004 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 212), hier S. 117-120; TORSTEN DAHLBERG: Friedrich Menius und die „englischen“ Komödiantenspiele. Sprachliche und textgeschichtliche Beiträge zur Diskussion über zwei Dramensammlungen aus dem 17. Jahrhundert, in: *Aspekte der Germanistik. Festschrift für Hans-Friedrich Rosenfeld zum 90. Geburtstag*, hrsg. von WALTER TAUBER, Göttingen 1989 (Göttinger Arbeiten zur Germanistik, 521), S. 323-337.

Nach nur vier Jahren Ehe trennte sich Menius 1621 von seiner Frau¹¹ und reiste nach Polen, wo er die nächsten acht Jahre seines Lebens verbrachte. Sophie blieb in Wolgast zurück, wo sie 1629 gestorben sein dürfte. Bereits 1625 war Menius allerdings schon wieder verheiratet.¹² Seine zweite Frau war die Schwester eines Studienkollegen aus seiner Zeit in Rostock, Georg Mancelius, der für seine Verdienste um die lettische Sprache bekannt geworden ist. Die Geschwister Mancelius stammten aus Kurland, und es ist sicher kein Zufall, dass Menius in den 1620er Jahren damit begann, Dokumente zur liv- und kurländischen Geschichte zu sammeln. Offenbar hatte die Heimat seiner neuen Frau sein Interesse geweckt. Wie er später selbst zugab, hinderte ihn seine lutherische Gesinnung nicht daran, sich bei seiner Suche nach historischen Manuskripten, die Aufschluss über die livländische Geschichte geben konnten, von calvinistischen und katholischen Gelehrten helfen zu lassen.¹³

In den späten 1620er Jahren gelang es Menius, sich die Unterstützung einflussreicher Gönner in Schweden zu sichern. Dank der Patronage namhafter Persönlichkeiten wie Axel Oxenstierna, Johan Skytte und Gustaf Horn schien er die Grundlage einer erfolgreichen Karriere gelegt zu haben. Horn vermittelte ihm zunächst eine Stellung als Feldprediger für die schwedischen Truppen in Livland und übergab ihm später die Aufsicht über seine Landgüter. Generalgouverneur Johan Skytte bot Menius 1630 den Posten eines Lehrers am Dorpater Gymnasium an. Als Gustav Adolf zwei Jahre später anordnete, dass das Gymnasium zu einer vollwertigen Universität ausgebaut werden sollte, stieg Menius zum ersten Professor für Geschichte und Altertümer an der neu gegründeten *Academia Gustaviana* auf.¹⁴

Die frühen 1630er Jahre waren die ruhigste und produktivste Zeit in Menius' sonst eher turbulentem Leben. In Dorpat verfasste er zwischen 1630 und 1635 sechs kleinere Schriften, die ich im folgenden Kapitel besprechen möchte.¹⁵ In diesen Jahren entstand auch der berühmte Katalog mit 46 weiteren Werken, die Menius vorgab, verfasst zu haben.

¹¹ Vor Gericht sagt Menius später aus, die Ehe sei nie vollzogen worden, da Sophie aus nicht näher bestimmten Gründen dazu nicht in der Lage gewesen sei („[...] weil meine S. Sophia entweder von Natur oder durch zauberey also vntuchtig wahr, also das ich selbige nimmer erkennen könne, vndt sie Jungfraw meinert halbes sterben.“). Zudem trage sie und nicht er die Schuld an der Trennung, da sie vor dem Consistorium in Greifswald heimlich eine Scheidung bewirkt habe. Vgl. NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 47. Da Menius allerdings daran gelegen war, den Vorwurf der Bigamie zu entkräften, ist es fraglich, inwieweit seine Aussage für bare Münze genommen werden kann.

¹² FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 27f., 37.

¹³ FRIDERICUS MENIUS: Warhaffter eigentlicher Bericht Von denn Liefländischen Historischen Wercken, welche ich endtbenanter von Anno 1621, bis 1636 vnter handen gehabt (1646), in: Universitätsbibliothek Uppsala, Palmsk. 353, S. 337-354, hier S. 337.

¹⁴ NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 45f.; FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 29-31.

¹⁵ Hinzu kommen noch zahlreiche Gelegenheitsgedichte, auf die ich aber nicht eingehen werde. Das umfangreichste Beispiel für Menius' Poesie, das erhalten geblieben

Friedrich Menius war alles andere als eine konziliante Persönlichkeit und hatte sich in Dorpat schnell Feinde gemacht.¹⁶ Seine Gegner waren schließlich imstande, Dokumente vorzulegen, aus denen hervorging, dass Menius seine zweite Frau in Polen geheiratet hatte, während seine erste Frau Sophie in Deutschland noch am Leben war. Damit hatte er sich der Bigamie schuldig gemacht. 1637 erreichte ihn die Warnung, dass seine Verhaftung unmittelbar bevorstehe. Menius entzog sich durch eilige Flucht einer Verurteilung, musste jedoch seine Unterlagen und Schriften in Dorpat zurücklassen. Wenn einige der ominösen 46 Manuskripte, mit denen er zwei Jahre zuvor aufgetrumpft hatte, tatsächlich existiert haben, dürften sie bei dieser Gelegenheit verloren gegangen sein. Das Hofgericht in Dorpat erklärte Menius schließlich im Februar 1638 für vogelfrei.

Menius fand zunächst Zuflucht auf Ösel, das zu diesem Zeitpunkt noch unter dänischer Herrschaft stand. Allerdings machte er sich auch dort schnell unbeliebt. Anfang 1638 beschwerte sich der dänische Statthalter auf der Insel, Andreas Bille, in Dorpat über den landesflüchtigen Professor. Menius habe mehrere Personen von Rang beleidigt, Untertanen des Königs gegeneinander aufgehetzt und Ungehorsam gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit geschürt.¹⁷

Anscheinend dürfte das Urteil des Dorpater Hofgerichtes in Schweden selbst wenig Gewicht gehabt haben, denn bereits ab Ende 1638 hielt sich Menius in Stockholm auf, ohne dass man ihn dort wegen seiner Verfehlungen belangt hätte. Mit Hilfe seines Bruders Dietrich Mein¹⁸, der bei Hof über einen gewissen Einfluss¹⁹ verfügte, war es ihm möglich, eine Stellung als Inspektor eines Kupferbergwerks in Småland zu erhalten – ein potentiell einträglicher Posten, da die Nachfrage nach Kupfer während des Dreißigjährigen Krieges sehr hoch war. Menius gelang es aber auch diesmal nicht, seine Streitsucht in den Griff zu bekommen. Nach wenigen Jahren hatte er sich mit mehreren benachbarten Landbesitzern angelegt und sich zudem bei seinen eigenen Arbeitern unbeliebt gemacht, da er ihren Lohn nur sporadisch auszahlte.²⁰

Nachdem das Bergbauprojekt gescheitert war, kehrte Menius nach Stockholm zurück, wo er sich nun, mit der für ihn so charakteristischen Vielsei-

ist, ist sein „Sehnliches Klag-Lied Vber den wiewol tapfferen/ doch trawrigen Todsfall/ des Groß-Mächtigesten von GOtt erwecketen Wunderhelden Gustavi Magni (...)“ aus dem Jahr 1633.

¹⁶ NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 47-54; FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 34-42.

¹⁷ NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 50f.

¹⁸ FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 47.

¹⁹ Dietrich Mein war königlicher Küchenmeister und zudem mit Anna von der Linde, der ehemaligen Amme der Königin, verheiratet. Vgl. JOH. ANTON AUG. LÜDEKE: Denkmal der Wieder-Eröffnung der Deutschen Kirche in Stockholm (...), Stockholm 1823, S. 281.

²⁰ FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 47-70.

tigkeit, als pansophistischer Mystiker versuchte.²¹ Dabei erwies er sich aber als mindestens ebenso glücklos wie zuvor als Bergwerksunternehmer. Seine unter dem Pseudonym Salomon Maius veröffentlichte Schrift „Consensus Hermetico-Mosaicus“ (1644)²², mit der er neue Gönner und Förderer zu finden gehofft hatte, brachte ihm eine Anklage wegen Häresie ein. Man warf ihm vor, die Existenz der Heiligen Dreifaltigkeit und die Menschwerdung Christi zu leugnen und mehrere schwerwiegende Glaubensirrtümer in Bezug auf das Wesen der Menschen, Geister und Engel zu vertreten. Menius wurde im März 1645 verhaftet. Die 18-jährige Königin Kristina, die wenige Monate zuvor die Regierungsgeschäfte übernommen hatte, soll eine drastische Lösung für die Causa Menius vorgeschlagen haben: „Es ist wohl das Beste, dass man ihm den Kopf abschlagen lässt“.²³ Nach knapp einem Jahr im Kerker wurde Menius jedoch Anfang 1646 entlassen, nachdem er seinen Ansichten formell abgeschworen hatte.

Menius' bewundernswerter Optimismus war ungebrochen, begann allerdings etwas realitätsferne Züge anzunehmen. Wenige Monate nach seiner Freilassung bot er der Königin seine Dienste als livländischer Historiograf an.²⁴ Ob Menius tatsächlich glaubte, dass die Königin einen soeben begnadeten Häretiker in ihre Dienste nehmen würde, den sie im Jahr zuvor noch köpfen lassen wollte, sei dahingestellt. Seine Bewerbung wurde erwartungsgemäß abgelehnt.

Henning Wittes „Diarium Biographicum“ aus dem späten 17. Jahrhundert vermerkt, Menius sei im Jahre 1659 gestorben, ohne nähere Angaben

²¹ VLADIMÍR URBANÉK: Comenius and Menius, in: Comenius' Heritage and Education of Man for the 21st Century. Papers of Section 6. Comenius's General Consultation as Instauratio Magna Rerum Humanarum, hrsg. von MARTIN STEINER, Prague 1998, S. 285-289; BO LINDBERG: Universitetsfilosofin (1600-1700) [Die universitäre Philosophie (1600-1700)], in: Gyllene äpplen. Svensk idéhistorisk läsebok, hrsg. von GUNNAR BROBERG, Stockholm 1991, S. 329-406, hier S. 351-356; STEN LINDROTH: Svensk lärdomshistoria. Stormaktstiden [Geschichte der schwedischen Gelehrsamkeit. Die Großmachtszeit], Stockholm 1975, S. 165-168; THEODOR NORLIN: Fredrik Menius, en svensk antitrinitarie i det sjuttonde århundradet [Fredrik Menius, ein schwedischer Antitrinitarier im 17. Jahrhundert], in: Teologisk tidskrift 8 (1868), H. 1, S. 48-60; NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 56-80; FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 71-79.

²² SALOMON MAIUS: Consensus Hermetico-Mosaicus Von dem wahren Anfange aller siechtigen vndt unsiechtigen dingen/ Sodan auch Von der warhafften einigen Universal Materi des (so woll zur Natur als Kunst gehörigen) höchsten Arcani der gantzen Weldt (...), s.l. 1644.

²³ „[S]å är thz bäst att man låter slå hufuidet af honom.“ Kristina hatte nach der Lektüre von Menius' Buch zunächst gemeint, der Autor sei „wohl ein grober Bauer“ und man solle ihn des Landes verweisen („[T]å H.K.M:t låste samma book, sade hon, han måtte vara en grof bofuer, man måste sätia honom på itt skepp och sända honom äth Dansich“). Der Einwand, Menius würde sich im Ausland anderen Ketzern anschließen und weitere Schmähschriften verfassen, veranlasste die Königin, eine endgültige Lösung für das Problem zu suchen. Vgl. NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 63.

²⁴ Brief an Königin Kristina, 6.5.1646, in: Universitätsbibliothek Uppsala, Palmsk. 353, S. 355-361. Vgl. NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 81.

über die Umstände seines Todes zu machen.²⁵ Die moderne Forschung hat diese Datierung nie in Frage gestellt. Wie Menius die letzten 13 Jahre seines Lebens verbracht hat, lässt sich nicht sagen: Seine Karriere als Gelehrter war nach seinem Häresieprozess wohl nicht mehr zu retten. In einem Brief im Jahre 1649 scheint Dietrich Mein anzudeuten, dass sein Bruder Schweden verlassen habe. Andere Quellen behaupten hingegen, dass Friedrich Menius seine letzten Jahre als einfacher Minenarbeiter in Falun zubringen musste.²⁶ Verlässliche Informationen über Menius' Schicksal zwischen 1646 und 1659 lassen sich aber keine finden.

Der bereits erwähnte schwedische Historiker Johan Nordström, der wahrscheinlich beste Kenner von Menius' Leben und Werk, hat eine trefende Charakterisierung des umtriebigen Gelehrten hinterlassen:

„[H]e possessed a nervous and uncontrollable temper, a somewhat problematic character and an adventurous disposition – in other words he was one of those learned *condottiere* types with whom we so often meet, among the scribes of the renaissance period.“²⁷

Friedrich Menius selbst scheint seinen unsteten Lebenswandel mit einer gewissen Ironie gesehen zu haben: Er betrachtete sich selbst als „vagus agnus“, als verirrttes, umherstreifendes Lamm.²⁸

Veröffentlichte Schriften, 1630–1635

Die einzige Zeit in Menius' abenteuerlichem Leben, in der er sich in einigermaßen geregelten Umständen der Gelehrsamkeit widmen konnte, waren die frühen 1630er Jahre, als er als Gymnasiallehrer und später Professor in Dorpat tätig war. Zwischen 1630 und 1635 veröffentlichte er sechs kleinere Traktate, wobei vier davon der Vorbereitung auf seine lange geplante, aber nie verwirklichte livländische Chronik dienen sollten.

I. Vorarbeiten zur „*Historia Livoniae*“

I. 1.: Intrada und Vortrab der grossen Universal Liefpländischen Historischer Geschichten Beschreibung (1630)

Menius ließ diese Broschüre 1630 in Riga drucken, um auf sein Projekt einer ausführlichen livländischen Geschichte hinzuweisen. Da es „bey

²⁵ HENNING WITTE: *Diarium biographicum* (...), Dantisci / Rigæ 1688/91, Bd. II, S. 82.

²⁶ FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 80-81.

²⁷ JOHAN NORDSTRÖM: The Editor of „Englische Comoedien und Tragoedien“ discovered. Manuskript, in: Universitätsbibliothek Uppsala. Nachlass Johan Nordström 31, S. 2.

²⁸ FRIDERICUS MENIUS: *Protheus nuptialis illustribus illustrium sponsorum Domini Achatii Tottii regni Sveciæ senatoris, Campi Marescalli (...) Dominæ Christianæ Brahe (...) foedis consecratus, Holmiæ 1638.*

vns in vnserem zerruttetem vnd wollgezacketem Lieffland“ an einer „ordentlichen Beschreibung“ des Landes fehle²⁹, habe er sich entschlossen, diesem Mangel abzuhelfen. Menius betont aber, dass er dieses Vorhaben nicht als Privatperson, sondern in offiziellem Auftrag der Obrigkeit in Angriff nehme.³⁰

Nachdem Menius einleitend die Notwendigkeit einer umfassenden Landesgeschichte dargelegt und alle bisherigen Darstellungen der livländischen Geschichte als parteiisch und unzulänglich abgetan hatte, präsentierte er das Inhaltsverzeichnis seines geplanten Werkes³¹, „auff das ein jeder nicht allein wissen müge was er in künfftigem *Opere historico* zu erwarten/ sonderen auch womit er in allerhand nachrichtung vnd mittheilung nothwendiger Vrkunden mir günstig *succurrieren* könte.“³² Denn obwohl Menius bereits „einen zimblichen Vorrath an allerhand *arcanis Livonicis* bey handen“ hatte, hoffte er auf die Unterstützung der Bevölkerung: „Jedermännlig hohes vnd niedriges Standes/ Ampt vnd *privat* Persohnen/ Geist vnd Weltlich“ sei dazu aufgerufen, ihm Quellen und Dokumente zur livländischen Geschichte zukommen zu lassen. Man könne die Schriften jederzeit bei ihm in der Wohnung oder in der Druckerei abgeben.³³ Menius fügte seinem Aufruf eine Wunschliste an 66 Büchern hinzu, die er für seine Arbeit besonders dringend bräuchte.

I. 2.: Historischer Prodromus des Lieffländischen Rechtens und Regiments (1633)

Menius' Aufruf scheint nicht die erhoffte Wirkung gehabt zu haben. Etwas mehr als drei Jahre später beklagte er sich, die livländischen Stände hätten ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Davon wolle er sich aber nicht entmutigen lassen: „Bin also nochmahlen verursacht worden/ durch gegenwärtigen *Prodromum* anderweit meine *Labores* zu *presentieren*, und der Lieffländischen Ständen hülffe und *subsidium* zu dero *edition* zu implorieren.“³⁴

Um die Ritterschaften von seiner Kompetenz zu überzeugen, wählte Menius genau den Bereich, in dem er auf die härteste Kritik gestoßen war: Die livländische Rechtsgeschichte, von der, wie man ihm gesagt hatte, ein „frembder Einkömling“ wie er nichts wissen könne.³⁵ Auf die Geringschätzung, die man seiner Arbeit entgegengebracht hatte, reagierte Menius mit

²⁹ FRIDERICUS MENIUS: Intrada Vnd Vortrab/ Der grossen Vniversal Lieffländischen Historischer Geschichten Beschreibung/ Worinnen kürztlich einem jeden für augen gestellet wird/ was er in folgender Lieffländischen Chronic zu erwarten (...), Riga 1630, A2^v.

³⁰ Ebenda, A4^v.

³¹ Vgl. Anm. 67.

³² MENIUS, Intrada (wie Anm. 29), B4^v.

³³ Ebenda, C3^v-C4^v.

³⁴ MENIUS, Prodromus (wie Anm. 2), Vorrede, A3^v.

³⁵ Ebenda, Vorrede, A3^r.

kleinen Gehässigkeiten gegenüber seinen Kritikern, die sich im „Prodromus“ unter charmanten Spitznamen wie „Monsieur Breitverstand“ und „Meister Klügeling“ verewigt finden.

Um seine Kenntnisse der livländischen Rechtsgeschichte zu demonstrieren, wählte Menius eine annalistische Darstellungsweise.³⁶ Er zählt insgesamt 78 Gesetze, Verordnungen und Privilegien, die zwischen 1203 und 1633 in Livland erlassen wurden, in chronologischer Reihenfolge auf und schildert in einigen Fällen die Umstände, die zu ihrer Entstehung geführt haben. Auf die Inhalte der jeweiligen Rechtsordnungen geht Menius nicht oder nur andeutungsweise ein – diesen zentralen Aspekt wollte er sich für seinen geplanten „Corpus Juris Livonici“ aufsparen. Stellenweise entsteht der Eindruck, dass sich Menius mehr für den politischen Hintergrund als für die Gesetzeserlasse selbst interessiert hat, vor allem wenn es um Entwicklungen aus jüngster Vergangenheit ging. Der „Prodromus“ liest sich deshalb über weite Strecken eher wie eine Chronik des Schwedisch-Polnischen Krieges als wie eine rechtshistorische Abhandlung.

I. 3.: *Diatribē critica de Maris Balthici nominibus et ostiis* („Kritische Erörterung der Namen der Ostsee und der einmündenden Flüsse“, 1634)

Nachdem seine bisherigen Schriften eher als Werbeproschüren anzusehen waren, veröffentlichte Menius 1634 die erste inhaltlich relevante Vorarbeit zu seiner geplanten livländischen Chronik.³⁷ Nachvollziehbarerweise wollte er, bevor er seine historischen Studien präsentierte, zunächst die geografischen Grundlagen und Begrifflichkeiten klären. In der „Diatribē Critica“ beschäftigt er sich deshalb zunächst mit den verschiedenen Bezeichnungen für die Ostsee, die seit der Antike überliefert sind. Anschließend wendet er sich den Flüssen zu, die in die Ostsee münden, und untersucht deren Namen und Verlauf. Durch sein Traktat versuchte Menius zu belegen, dass Ptolemäus' Beschreibung des europäischen Sarmatiens eine brauchbare Grundlage für die geografische Beschreibung Livlands und des Ostseeraumes darstellt.³⁸

I. 4.: *Syntagma de Origine Livonorum* („Materialien über den Ursprung der Livländer“, 1635)

Das 1632 fertig gestellte, aber erst 1635 gedruckte „Syntagma de origine Livonorum“ ist die letzte und gleichzeitig die bedeutendste unter den

³⁶ Ebenda, S. 4.

³⁷ FRIDERICUS MENIUS: *Diatribē critica De Maris Balthici nominibus et ostiis* (...), Dorpati 1634.

³⁸ Menius bezog seine Kenntnisse der ptolemäischen Geographie aus den „Geographiae volumina duo“ des italienischen Kartographen Giovanni Antonio Magini. Vgl. STEFAN DONECKER: *Origines Livonorum*. Frühneuzeitliche Hypothesen zu Herkunft und Ursprung der „undeutschen“ Livländer, phil. Diss., Florenz 2010, S. 107f.

Arbeiten, die Menius während seiner Zeit in Dorpat veröffentlichen konnte. Antiquarische Studien, die die Herkunft eines Volkes möglichst weit in die Vergangenheit zurückverfolgen sollten, waren ein wichtiger Bestandteil der frühneuzeitlichen Historiografie.³⁹ Menius ist allerdings der erste Gelehrte, der sich in systematischer Weise mit den Ursprüngen der „undeutschen“ Livländer auseinandergesetzt hat.⁴⁰ Bereits 1630 hatte er die Bedeutung dieser Thematik ausdrücklich hervorgehoben: Es sei

„gar ein lieblich auch angenehmes ding (...) / so man wissen mag / (...) wer die ersten Einwohner des Landes gewesen / was massen das Regiment von einer auf die andere *Nation transferieret*, auß was Vhrsachen / auff was Art / solches zugegangen / vnd was sich dabey verlauffen.“⁴¹

Gestützt vor allem auf Herodot, Tacitus und Ptolemäus versucht Menius die Geschichte Livlands bis in die Zeit unmittelbar nach der Sintflut zurückzuverfolgen.⁴² Er präsentiert eine beeindruckende Liste an 56 verschiedenen Stämmen, die im Ostbaltikum gelebt haben sollen.⁴³ Allerdings muss er einräumen: „Welche von ihnen (...) die ersten waren“ und somit als Ureinwohner Livlands gelten können, „konnte bis heute nicht festgestellt werden, und ich glaube auch nicht, dass dies jemals möglich sein wird.“⁴⁴ Die ältesten Bewohner Livlands, von denen Menius weiß, waren germanische Sueben, die aber um das Jahr 500 v. Chr. von barbarischen Stämmen aus der südrussischen Steppe verdrängt wurden.⁴⁵ Von diesen Barbaren stammten die Esten und Letten ab. Um 600 n. Chr. gelangten jedoch auch vergleichsweise zivilisierte Siedler nach Livland, Wallachen aus der ehemals römischen Provinz Dakien, die dort mit der lateinischen Kultur in Kontakt gekommen waren.⁴⁶ Jene Wallachen vermischten sich mit den Barbaren vor Ort, sodass Esten und Letten nicht auf eine rein barbarische Abstammung zurückblicken mussten, sondern zumindest einige zivilisierte Vorfahren in ihrer Ahnenreihe vorweisen konnten.

Auch wenn Menius' Theorien aus heutiger Sicht sonderbar erscheinen, sind sie – aus der Methodik und dem Geschichtsverständnis des 17.

³⁹ Ebenda, S. 21-45, mit einer Übersicht über die Forschungsliteratur.

⁴⁰ Nachdem Menius die Frage aufgeworfen hatte, beschäftigten sich die meisten livländischen Ethnographen und Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts (u.a. Paul Einhorn, Thomas Hiärn, Olof Hermelin, Christian Kelch) ausführlich mit der Herkunft der „Undeutschen“. Vgl. STEFAN DONECKER: Alt-Livland zwischen römischen Kolonisten und jüdischen Exilanten. Genealogische Fiktionen in der Historiographie des 17. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung [im Druck], sowie DERS., *Origines Livonorum* (wie Anm. 38).

⁴¹ MENIUS, Intrada (wie Anm. 29), A4^r.

⁴² Zusammenfassend dazu DONECKER, *Origines Livonorum* (wie Anm. 38), S. 111-119.

⁴³ FRIDERICUS MENIUS: Syntagma de origine Livonorum, in: *Scriptores Rerum Livonicarum*. Sammlung der wichtigsten Chroniken und Geschichtsdenkmale von Liv-, Ehst- und Kurland, Bd. 2, Riga und Leipzig 1848, S. 511-542, hier S. 516f.

⁴⁴ Ebenda, S. 516.

⁴⁵ Ebenda, S. 524.

⁴⁶ Ebenda, S. 533.

Jahrhunderts heraus betrachtet – vollkommen legitim und plausibel. Im „Syntagma de origine Livonorum“ konnte Menius seine beeindruckende Belesenheit ausspielen und beweisen, dass er keineswegs ein schlechter Historiograf war und definitiv zu mehr imstande, als Ankündigungen für Werke zu verfassen, die dann nie erschienen sind.

II. Sonstige Veröffentlichungen

II. 1.: Relatio von Inauguration der Universität zu Dörpat (1632)

1632 erhielt Friedrich Menius als frisch ernannter Professor die Aufgabe, den offiziellen Bericht über die Eröffnung der Dorpater Universität zu verfassen.⁴⁷ Mit spürbarer Begeisterung beschreibt er darin die feierliche Inauguration, nennt die anwesenden Gäste, schildert die Zeremonie in allen Einzelheiten und gibt die Reden und das königliche Privileg für die Universität wieder. Unangefochten im Mittelpunkt der Darstellung steht Menius' Gönner, der Generalgouverneur Johan Skytte.

In seinem Vorwort „An den guthertzigen Leser“, das Menius zwei Wochen nach den Feierlichkeiten niederschrieb, bringt er seine Hoffnung zum Ausdruck, dass Livland durch die neue *Academia Gustaviana* zu einem Zufluchtsort für bedrängte und verfolgte lutherische Gelehrte aus ganz Europa werden könne. Da nun „Ihr. Königl. May. von Schweden (...) nach außgesteubertem Babsthumb das H. Evangelium in Liefflandt zu sambt den Freyen Künsten/ mittelst stiftunge der *Academien* zu Dörpat/ zu pflanzen nunmehr angefangen“ hofft Menius, „das auch weiter hinauff nach Orient die benachbarten vnd angränzende entlich können erleuchtet vnd zur Warheit gebracht werden.“⁴⁸ Die neue Universität bot also seiner Ansicht nach die Möglichkeit, auch Russland zum lutherischen Glauben zu bekehren. Der manchmal etwas naive Optimismus, der für Menius so charakteristisch ist, wird auch aus diesen Zeilen deutlich.

II. 2.: Proba der Letzten Zeit (1633)

Im Jahr 1632 hatte Johannes Döling⁴⁹, Pastor in Bergen auf Rügen, eine im Jahr zuvor gehaltene Predigt über die Offenbarung des Johannes drucken lassen.⁵⁰ „[E]tliche *idioten*“, schrieb Menius, hätten dieses Werk „nicht recht verstanden“ und würden sich einbilden, Döling hätte den Jüngsten

⁴⁷ Faksimileausgabe: FRIEDRICH MENIUS: Jutustus Tartu Ülikooli inauguratsiooni, mis toimus 15. oktoobril 1632. aastal [Bericht von der Inauguration der Universität Dorpat, die am 15. Oktober 1632 stattfand], hrsg. von KRISTI SAK, Tartu 1997.

⁴⁸ Ebenda, S. 10.

⁴⁹ Vgl. ERNST HEINRICH WACKENRODER: Altes und Neues Rügen (...), Greifswald 1732, S. 170ff.

⁵⁰ JOHANNES DÖLINGIUS: Eine außföhrliche Predigt vnd Bericht Vom Bevorstehenden Vntergang des Babstumbs vnd der gantzen Welt (...), Rostock 1632.

Tag für den 24. März 1633 angekündigt.⁵¹ Menius, der Döling aus seiner Zeit in Greifswald kannte⁵², wollte dieses Missverständnis aufklären. Dabei war allerdings Eile geboten: Menius hatte Dölings Schrift Anfang März erhalten; sein Vorwort verfasste er am 12. des Monats – weniger als zwei Wochen vor dem vermeintlichen Ende der Welt.

In ihrer Interpretation der Offenbarung stimmten Döling und Menius weitgehend überein. Die Hure Babylon und das apokalyptische Tier standen für zwei Aspekte des Antichristen: die ketzerische Lehre des Papstes und dessen weltliche Gewalt.⁵³ Auch darin, dass der endgültige Fall des Papsttums, der dem Jüngsten Gericht vorangehen würde, demnächst zu erwarten sei, waren sich beide einig. Lediglich in der Datierung dieses Ereignisses konnte Menius Döling nicht zustimmen.

Tatsächlich war Döling, wie Menius betonte, von übereifrigen Lesern missverstanden worden. Er hatte nie behauptet, dass die Welt am 24. März 1633 untergehen würde. An diesem Tag, vermutete Döling, werde die antichristliche Herrschaft des Papstes durch Gottes direktes Eingreifen gestürzt werden.⁵⁴ Dieses Ereignis ging dem Jüngsten Tag voraus und durfte keineswegs mit dem Ende der Welt gleichgesetzt werden. Menius hingegen bestritt grundsätzlich, dass dem Jahr 1633 eine besondere Bedeutung für die Apokalypse zukam, und versuchte Dölings Berechnungen in komplexen Argumenten zu widerlegen.

Im Vorwort hatte sich Menius noch darüber beklagt, dass dieselben „Idioten“, die von der Lektüre von Dölings Predigt in Weltuntergangsstimmung versetzt wurden, auch ihm unterstellten, er hätte seinerseits den Zeitpunkt der Apokalypse vorhergesagt. Diese Behauptung wies er mit Nachdruck zurück, denn den Jüngsten Tag zu kennen stehe allein in der Macht Gottes.⁵⁵ Das hinderte Menius aber nicht daran, in einem Nachtrag doch noch selbst eine Prophezeiung zu versuchen: Die Welt werde nicht im Jahr 1633, sondern aller Voraussicht nach in der ersten Dezemberwoche 1691 enden. Döling hatte für seine Prognose noch ausführliches

⁵¹ FRIDERICUS MENIUS: *Proba der Letzten Zeit/ Von der grossen Verfolgung/ restaurierung des wahren GottesDienstes/ Vntergange des Babsthumbs/ vnd Zunkunfft des Jüngsten Tages (...)* Dörpt 1633, Vorrede, A2^v.

⁵² Vgl. ebenda, S. 11. Döling war, als Menius in Greifswald studierte, dort Professor für hebräische Sprache.

⁵³ DÖLINGIUS, *Eine außführliche Predigt* (wie Anm. 50), S. 8-10, bzw. MENIUS, *Proba* (wie Anm. 51), S. 12.

⁵⁴ Döling bezieht sich auf die Prophezeiung im Buch Daniel 12, 11-12. Der Zeitpunkt, an dem ein „Gräuel“ an Stelle des täglichen Opfers trat, war für Döling die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes in Augsburg am 29. Juli 1629. Da die Gerechten von da an bis zum Fall des Antichrists 1 335 Tage überdauern mussten, sei jener deshalb am 24. März 1633 zu erwarten. Mit Sicherheit könne er es allerdings nicht vorhersagen, da statt Augsburg auch andere für die Reformation bedeutsame Orte wie Worms oder Wittenberg als Berechnungsgrundlage dienen könnten; die Stadt der Augsburger Konfession schien Döling jedoch die plausibelste Option zu sein. Vgl. DÖLINGIUS, *Eine außführliche Predigt* (wie Anm. 50), S. 55-61.

⁵⁵ MENIUS, *Proba* (wie Anm. 51), Vorrede, A2^v; vgl. auch S. 46.

Bibelstudium und seitenlange Berechnungen benötigt, Menius reichte eine sonderbare Zahlenkombination, die Holzfäller im Jahr 1600 im Inneren eines Baumstammes entdeckt hatten.⁵⁶ Es ist nicht ganz klar, ob Menius das ernst meinte, oder ob er eine Satire auf die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen versuchte. Da er seine mystischen Ziffern aber mit astrologischen Symbolen versehen auf die Titelseite seines Werkes drucken ließ, ist wohl anzunehmen, dass es ihm mit seiner Prophezeiung tatsächlich ernst war.

Geplante Werke der 1630er Jahre

Als Anhang zu seinem „Syntagma de origine Livonorum“ publizierte Menius 1635 eine Liste sämtlicher von ihm verfasster Schriften, sowohl der bereits gedruckten Werke als auch der Manuskripte, die noch auf ihre Veröffentlichung warteten.⁵⁷ Erasmus von Rotterdam hatte solche Werkverzeichnisse mit seinem „Catalogus omnium lucubrationum“ (1523) salonfähig gemacht; viele frühneuzeitliche Gelehrte folgten seinem Beispiel und legten derartige Auto-Bibliografien vor, um auf ihre Werke aufmerksam zu machen.⁵⁸

Menius wählte für sein Schriftenverzeichnis denselben Titel wie sein Vorbild: „Catalogus lucubrationum“, „Katalog nächtlicher Arbeiten“ – eine nicht unbedingt dezente Andeutung, dass er als fleißiger Gelehrter selbst seinen Schlaf der Wissenschaft zu opfern bereit sei. Neben den neun Werken, die er seit 1620 tatsächlich veröffentlicht hatte, listete er 46 Titel auf, die bereits fertig gestellt, aber noch zu editieren seien. Diese unglaubliche Anzahl von Werken ist hauptverantwortlich dafür, dass Menius seitdem der Ruf eines unzuverlässigen Wichtigtuers anhaftet. Als Ausdruck von Menius' gelehrten Interessen ist der *Catalogus* trotzdem von unbestreitbarem Interesse.

Die geplanten Schriften ordnete Menius anhand des für sie vorgesehenen Formats. Ich habe stattdessen eine Gliederung anhand inhaltlicher Gesichtspunkte vorgenommen und die ursprüngliche Nummerierung in Klammern nachgestellt. Hinzu kommen noch vier Werke, die im „Catalogus lucubrationum“ nicht vermerkt sind, von denen Menius aber in handschriftlichen Aufzeichnungen behauptete, sie ebenfalls während seiner Dorpater Zeit verfasst zu haben. Diese Titel sind in eckigen Klammern angeführt.

⁵⁶ Die Zahl 4781 sollte Menius zufolge bedeuten, dass die Welt in der 4 781. Woche des 17. Jahrhunderts untergehen würde – und das sei Anfang Dezember 1691. Vgl. ebenda, S. 49.

⁵⁷ MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 539-542.

⁵⁸ BERNHARD H. BRESLAUER, ROLAND FOLTER: *Bibliography. Its History and Development*, New York 1984, S. 34f.

1. Livonica (Geschichte, Landeskunde, Rechtswesen etc.)

1.1.: *Historia Livoniae* („Geschichte Livlands“, in drei Bänden, 2° Nr. 3-6).

Das Projekt einer umfassenden Gesamtdarstellung der livländischen Geschichte begleitete Menius fast zwanzig Jahre seines Lebens. 1629 soll sein Gönner, der schwedische Reichsmarschall Gustav Horn, ein „justum opus Historiæ Livonicæ“ angeregt haben.⁵⁹ Bereits im folgenden Jahr kündigte Menius dessen bevorstehendes Erscheinen an und ließ – etwas voreilig – bereits das Inhaltsverzeichnis veröffentlichen.⁶⁰ Im Jahr 1633 behauptete er, das Manuskript sei fertig gestellt und müsse nur noch gedruckt werden.⁶¹ Menius’ überstürzte Flucht aus Dorpat machte 1637 aber alle bereits geleisteten Arbeiten zunichte. Trotzdem war er auch Jahre später noch gewillt, einen Versuch zu wagen: Kaum hatte er die Anklage wegen Häresie überlebt, wandte er sich 1646 an Königin Kristina und stellte ihr in Aussicht, die livländische Geschichte in drei Jahren fertig zu stellen, wobei er allerdings auf die finanzielle und organisatorische Unterstützung des Hofes angewiesen sei.⁶²

Als Grundlage seines Vorhabens dienten Menius die Handschriften zur Geschichte Livlands, die er während der 1620er Jahre in Polen gesammelt hatte. Darüber hinaus war er auch mit den Klassikern der livländischen Historiografie gut vertraut: In seiner 1637 verlorenen Privatbibliothek sollen sich die Chroniken von Russow, Henning und Müller ebenso befunden haben wie Hasentödters Reimchronik und das „Christlich Gespräch“ des Predigers Timann Brakel, dazu Manuskripte der nicht gedruckten Werke von Moritz Brandis und Franz Nyenstede.⁶³ Seine Kenntnis der livländischen Geschichtsliteratur bedeutete freilich nicht, dass Menius eine besonders hohe Meinung von ihr hatte. Die Schriften von Russow, Henning und Müller betrachtete er etwa als „recensiones imperfectæ“, die keineswegs an seine eigene Arbeit heranreichen könnten.⁶⁴

Ob die „*Historia Livoniae*“ 1633 wirklich druckreif vorhanden war und vier Jahre später verlorenging – oder ob Menius’ Verlautbarungen auch diesmal nicht ganz ehrlich waren und die Arbeit in Wirklichkeit längst noch nicht so weit vorangeschritten war –, lässt sich nicht beurteilen. Dank

⁵⁹ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 338.

⁶⁰ MENIUS, Intrada (wie Anm. 29), B4^v-C3^v.

⁶¹ MENIUS, Prodomus (wie Anm. 2), S. 67.

⁶² Brief an Königin Kristina (wie Anm. 24), S. 357f.

⁶³ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 344-347.

⁶⁴ Das grundlegende Problem sah Menius darin, dass Russow, Müller und Henning die Geschichte ihrer eigenen Zeit beschrieben hätten und dabei nicht unparteiisch geblieben seien: „Alß wir auch bey vielen vorgangenen Exempeln klärlich zugesehen/ daß einem Ruhmsüchtigen sein eigen Leben vnd Geschichte zu beschreiben/ die Feder in die Hand lassen/ nichts anders ist/ denn einem Unsinnigen ein blosses Schwerd geben.“ Vgl. MENIUS, Intrada (wie Anm. 29), B2^v-B4^v.

seiner Ankündigungen sind wir aber gut darüber informiert, wie er sich sein Lebenswerk vorgestellt hat.

Der älteste Entwurf aus dem Jahr 1630 sah zwei Bände vor: Der erste Band sollte eine Landesbeschreibung und eine Gesamtdarstellung der Geschichte umfassen; im zweiten Band folgten eine annalistische Darstellung der Ereignisse jedes Jahres sowie eine „*historia critica*“, in der Menius Widersprüche zwischen seinen Quellen auflösen wollte.⁶⁵ Das Konzept des ersten Bandes schrieb Menius (ohne auf seine Vorlage hinzuweisen) aus der „*Methodus describendi regiones, urbes et arces*“ von Heinrich Rantzau und Albert Meier (1587)⁶⁶ ab, einer Art Fragebogen für Reisende, der erläutert, worauf man bei der Beschreibung eines Landes zu achten habe.⁶⁷

Im Werkverzeichnis von 1635 ist bereits von drei Bänden die Rede: Genealogie und Heraldik des livländischen Adels waren in Menius' ursprünglichem Entwurf noch ein untergeordneter Teil des Geschichtskapitels; nun wollte er ihnen einen eigenen Band widmen, in dem „alle Adelige Geschlechter sampt dero Wapen vnd Stamm-Registern erzehlet wird“.⁶⁸ 1646 war das Konzept der Chronik sogar auf vier Bände angewachsen, wobei der vierte „[v]onn Erbawerunge der Stätter, vndt Schlößer“ handeln sollte.⁶⁹ Alle Varianten stimmen allerdings darin überein, dass Menius mit seiner „*Historia Livoniae*“ nicht nur eine Geschichtsdarstellung im engeren Sinn plante, sondern eine umfassende Beschreibung des Landes in Vergangenheit und Gegenwart vorlegen wollte.

1.2.: *Corpus Juris Livonici* (2° Nr. 2).

1.3.: Lieffländische *Oeconomia* oder Haußbuch mit Figuren (4° Nr. 6).

Neben seiner großen Chronik scheint Menius während der frühen 1630er Jahre vor allem mit diesen beiden Projekten, einer Gesamtdarstellung des livländischen Rechts und einem Buch über Hauswirtschaft⁷⁰, beschäftigt gewesen zu sein. In beiden Fällen beklagte er sich, dass die Einheimischen

⁶⁵ Ebenda, B4^v-C3^v.

⁶⁶ HEINRICH RANTZAU, ALBERT MEIER: *Methodus describendi regiones, urbes et arces* (...), in: *Geschichte der Staatsbeschreibung. Ausgewählte Quellentexte 1456–1813*, hrsg. von MOHAMMED RASSEM und JUSTIN STAGL, Berlin 1994, S. 160–168.

⁶⁷ Die Gliederung, die Menius von Rantzau und Meier übernahm, sah 7 Kapitel vor: 1. *Cosmographicè* (geographische Koordinaten), 2. *Astronomicè* (Aufgang von Sonne und Mond, Astrologie), 3. *Geographicè* (Inseln, Flüsse, Küstenverlauf), 4. *Chorographicè* (Landesgliederung, Nachbarländer, Ortschaften, Verkehrsverbindungen), 5. *Topographicè* (Gelände), 6. *Pragmaticè* (Landwirtschaft, Bergbau, Seefahrt, politische, gelehrte und religiöse Institutionen), 7. *Historicè* (Geschichte).

⁶⁸ MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 541.

⁶⁹ Brief an Königin Kristina (wie Anm. 24), S. 357.

⁷⁰ Zum Stellenwert der hausväterlichen Literatur in Livland vgl. ULRIKE PLATH: *Stille im „Haus“*. Hausvater, Verwalter und transkulturelle Gesellung in der baltischen ökonomischen Literatur zwischen 1750 und 1850, in: *Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, hrsg. von INKEN SCHMIDT-VOGES, Köln 2010, S. 179–208.

ihm, als Zugereisten, nicht zutrauen würden, über diese Themen zu schreiben.⁷¹ Trotzdem wollte er sich von seinem Vorhaben nicht abbringen lassen. 1633 behauptete er, zusätzlich zu seiner Chronik auch jene beiden Werke fertig gestellt zu haben. In Hinblick auf die unmittelbar bevorstehende Publikation des „Corpus Juris Livonici“ veröffentlichte Menius bei dieser Gelegenheit bereits die „Methodus tractandi“, die Prinzipien, anhand derer er das rechtsgeschichtliche Material aufarbeiten und darstellen wollte.⁷²

In den folgenden Jahren machte die Arbeit am „Corpus Juris Livonici“ keine Fortschritte, dafür konnte Menius 1635 berichten, dass zumindest mit der Veröffentlichung des Hausbuches begonnen worden war. Allerdings wurden nicht mehr als sechs Bögen gedruckt.⁷³ Beide Vorhaben, der „Corpus Juris Livonici“ und die „Oeconomia“, fanden mit Menius' Flucht aus Dorpat 1637 ein Ende. Bei dieser Gelegenheit dürften die Manuskripte und der unvollständige Druck des Hausbuches verloren gegangen sein.

1.4.: *Commentarius vber den alten Liefvländischen Ritter-Process*, welchen für mehr den 80. Jahren *Dionysius Fabri* drucken lassen (4° Nr. 5).

Hierbei handelt es sich um eine weitere rechtsgeschichtliche Publikation, die wohl als Ergänzung zum *Corpus Juris Livonici* zu verstehen ist. Menius unterliegt hier demselben Fehler wie später Gadebusch, der das erweiterte Ritter-Recht von 1537 ebenfalls dem Ordenssyndicus Dionysius Fabri zugeschrieben hat.⁷⁴

1.5.: *Dialogi pro iuventute Scholasticâ, de mutationibus Provinciae Livoniae* („Dialoge für die Schuljugend über die Veränderungen der Provinz Livland“, 8° Nr. 9).

Ein kleiner Oktavband mit historischen Dialogen für Schüler macht auf den ersten Blick keinen besonders nachhaltigen Eindruck. Trotzdem

⁷¹ In Bezug auf die „Oeconomia“ MENIUS, *Intrada* (wie Anm. 29), A3^r-A3^v, in Bezug auf den „Corpus Juris Livonici“ DERS., *Prodromus* (wie Anm. 2), Vorrede, A3^r.

⁷² Ebenda, S. 65ff.

⁷³ Womöglich stand Menius hier vor ähnlichen Problemen wie im Fall seines „Syntagma de origine Livonorum“: Aufgrund einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Dorpater Universitätsdrucker Jakob Becker wurde die Arbeit am „Syntagma“ 1632 eingestellt, nachdem acht Seiten gedruckt worden waren. Vgl. ENE-LILLE JAANSON: *Tartu ülikooli trükikoda 1632–1710. Ajalugu ja trükiste bibliograafia* [Die Dorpater Universitätsdruckerei 1632–1710. Geschichte und Bibliografie der Drucke], Tartu 2000, S. 82. Während Menius das „Syntagma“ drei Jahre später doch noch veröffentlichten konnte, scheint ihm dies mit seinem Hausbuch nicht gelungen zu sein.

⁷⁴ Tatsächlich wurden mehrere Ausgaben des Ritter-Rechts gemeinsam mit Fabris „Formulare procuratorum“ von 1539 gebunden, was zu der fälschlichen Annahme führte, Fabri sei für beide Gesetzestexte verantwortlich. Vgl. J. C. SCHWARTZ: *Versuch einer Geschichte der liefländischen Ritter- und Landrechte* (...), in: *Neue Nordische Miscellaneen* 5/6 (1794), S. 1-312, hier S. 129-133.

handelt es sich dabei um Menius' mit Abstand bemerkenswertestes Projekt: Er plante nämlich eine fünfsprachige Ausgabe. „Auf Anordnung der Obrigkeit“ habe er das Buch „auf Latein, Griechisch, Deutsch, Estnisch und Lettisch vorbereitet“.⁷⁵

Menius bewegte sich in einem Umfeld, das auf die indigenen Sprachen Livlands vergleichsweise großen Wert legte. Sein Schwager Georg Mancelius, der als Professor für Theologie Menius' Kollege an der Universität und einer seiner engsten Vertrauten war, leistete später durch sein Wörterbuch „Lettus“ (1638) und seine lettischen Predigtsammlungen einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der lettischen Schriftsprache.⁷⁶ 1633 wies Menius selbst darauf hin, dass es „der gantzen Provintz (...) grossen Nutz bringen sollte“, wenn „ein jeder Haußmann“ Zugang zu „einer guten Lettischen oder Estnischen Postilla“ hätte.⁷⁷

Menius' Förderer, der Generalgouverneur und Universitätskanzler Johan Skytte, hatte bei der Eröffnung der Dorpater Universität 1632 verlangt, die Institution auch den Söhnen leibeigener Bauern zugänglich zu machen.⁷⁸ Selbst wenn Menius ahnte, dass eine solche Vorgabe in der Praxis nicht zu verwirklichen war, konnte er hoffen, mit seinem Vorschlag bei Skytte zu punkten: Ein estnisches bzw. lettisches Schulgeschichtsbuch wäre eine wichtige Maßnahme gewesen, um den Söhnen der Leibeigenen Grundzüge gelehrter Bildung zu vermitteln und sie auf einen Besuch der Universität vorzubereiten. In einem Schreiben an den schwedischen Reichsrat aus dem Jahr 1635, in dem Menius um Unterstützung für seine Arbeit bat, wies er deshalb auch ausdrücklich darauf hin, dass seine Werke „der gemeinen Jugend (...) zum besten komen“.⁷⁹

1.6.: *Apollo Scyticus seu variarum poematum in Livoniâ natorum fasciculus* („Skythischer Apoll. Ein kleiner Band mit verschiedenen Gedichten, verfasst von gebürtigen Livländern“, 8° Nr. 11).

Wie der Untertitel des „Apollo Scyticus“ belegt, betätigte sich Menius nicht nur selbst als Poet, sondern war auch interessiert daran, die Werke anderer livländischer Dichter bekannt zu machen. Dass selbst in einem

⁷⁵ MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 510.

⁷⁶ Vgl. JĀNIS KRĒSLIŅŠ: *Dominus narrabit in scriptura populorum. A Study of Early Seventeenth-Century Lutheran Teaching on Preaching and the Lettische lang-gewünschte Postill of Georgius Mancelius*, Wiesbaden 1992 (Wolfenbütteler Forschungen, 54), hier v. a. S. 123-127, 131ff.

⁷⁷ MENIUS, *Prodromus* (wie Anm. 2), S. 67.

⁷⁸ MENIUS, *Jutustus* (wie Anm. 47), S. 42: „So sollen vber das nicht allein der Adel vnd Bürgerstandt/ sondern auch die armen Bauren dieses hohen *beneficij* zu genies-sen haben/ welchen für diesem schier als untersagt vnd verboten gewesen/ etwas zu lernen/ auff das man sampt dero Leiber auch die Gemütere *mancipiren* vnd zu Leibeigen machen möchte.“

⁷⁹ Memorandum an den schwedischen Reichsrat, 21.10.1635, in: Königliche Bibliothek, Stockholm, D 85b, nicht paginiert.

barbarischen Land wie Livland die Wissenschaften und schönen Künste gedeihen könnten, war ein Gedanke, der Menius sehr wichtig war.⁸⁰ Ein stilvoller Gedichtband hätte ihm in dieser Hinsicht Recht gegeben.

1.7.: Der grosse Lieffländischer Tummelplatz, worinnen deroselben Einwohner. 1. Aufzug. 2. *Comoedia*. 3. Gewichte [sic]. 4. *Contrafei* gleichsam lebendig gezeiget wird (4° Nr. 8).

Nordström sieht dieses Werk, in dem anscheinend die rustikalen Eigenarten der livländischen Bauern zur Belustigung der Leser vorgeführt werden sollten, in der Tradition der „Engelischen Comedien“.⁸¹ Menius hatte darin eine Vorliebe für burlerken Humor gezeigt und der Figur des „Pickelhering“ und dessen derben Späßen besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

1.8.: *Chronologiae Livonicae compendium exactissium* („Außerordentlich exaktes Compendium der livländischen Chronologie“, 8° Nr. 21).

1.9.: *Apotelesma historicum, de Livonorum Christianismo* („Historisches Apotelesma⁸² von der Christianisierung der Livländer“, 8° Nr. 19).

1.10.: *Mysteriographia Livonica* oder Historische erzählung von den Wunderzeichen, so anfangs dieser Provintz Erfindinge, an Menschen, Vieh, Sonn, Mond, vnd Sternen, der höchster Gott hat sehen lassen (4° Nr. 13).

1.11.: [*Meteorologica historia Livoniae*]⁸³ („Meteorologische Geschichte Livlands“).

Bei diesen vier geplanten Traktaten dürfte es sich entweder um Vorarbeiten zu Menius' Livländischer Geschichte handeln oder aber um ausgekoppelte Kapitel aus jenem Werk. Auf alle vier Themenbereiche – Chronologie, Christianisierung, Mirakel und Meteorologie – wird in der Inhaltsangabe der „*Historia Livoniae*“ hingewiesen.

2. Werke zur nordischen Geschichte

2.1.: *Historia Scandinavicae* („Skandinavische Geschichte“, in vier Bänden, 2° Nr. 7-10).

Als Pendant zu seiner livländischen Chronik (1.1.) kündigte Menius eine großangelegte Geschichte Skandinaviens an, die er auf Deutsch, Latein

⁸⁰ FREDÉN, Friedrich Menius (wie Anm. 3), S. 33f.

⁸¹ NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 85.

⁸² Der astrologische Begriff *apotelesma* bezeichnet die Auswirkungen der Gestirne im Moment der Geburt auf das Leben des Menschen (vgl. JOHANN HEINRICH ZEDLER: Grosses vollständiges Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste (...), Halle u. Leipzig 1731–1754, Bd. II, Sp. 926). Menius scheint den Moment der Christianisierung als „Geburtsstunde“ Livlands verstanden zu haben, welche die weiteren Geschehnisse des Landes bestimmte.

⁸³ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 340.

und Schwedisch vorzulegen gedachte. Der erste Band sollte sich der Landesbeschreibung der nordischen Königreiche widmen; in den folgenden drei Bänden wäre die Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart gefolgt.

Die Historiografie im frühneuzeitlichen Schweden legte besonderen Wert auf die Frühgeschichte des Landes, auf die Taten der Goten und anderer kriegerischer Stämme, von denen man glaubte, dass sie Vorfahren der Schweden gewesen waren. Während des 17. Jahrhunderts wurde diese Geschichtsauffassung, der so genannte Gotizismus, zur ideellen Grundlage der Großmachtzeit.⁸⁴ Wie man von einem Geschichtspräsidenten an einer schwedischen Reichsuniversität erwarten konnte, übernahm Menius die für den Gotizismus charakteristische Schwerpunktsetzung auf die ältere Geschichte: Der gesamte zweite Band hätte sich mit den Goten und all den anderen Völkern beschäftigt, die ihren Ursprung in Skandinavien gehabt haben sollen (Gepiden, Hunnen, Langobarden und interessanterweise auch *Svitzeri*, Schweizer⁸⁵). Der dritte Band sollte den Zeitraum bis ins Hochmittelalter abdecken, sodass für die rezente Geschichte nur der vierte und letzte Band blieb.

2.2.: *Commentarius criticus et luculentus in rerum Scandinavicarum Scriptores, Saxonem scil. Crantzium et Magnos fratres Johannem et Olaus* („Ein trefflicher kritischer Kommentar zu den Geschichtsschreibern Skandinaviens, nämlich Saxo, Crantz und den Brüdern Johannes und Olaus Magnus“, 2° Nr. 1).

2.3.: *Obstetrix Gothica* (...) („Gotische Hebamme“, 8° Nr. 16).

2.4.: *Clavis Chronologiae Scandinavicae* („Ein Schlüssel zur skandinavischen Chronologie“, 8° Nr. 17).

Als Vordenker des Gotizismus genoss der gelehrte Erzbischof Johannes Magnus (1488–1544) unter schwedischen Gelehrten ein hohes Ansehen. Umso erstaunlicher ist die unverhohlene Verachtung, die ihm Menius entgegenbrachte. Der „kritische Kommentar“ (2.2.) war in seinem Titel noch vorsichtig formuliert, aber in der Ankündigung seiner „Gotischen Hebamme“ (2.3.) zeigte Menius deutlich, was er von Johannes Magnus hielt: Mit seiner Arbeit wolle er wie mit einem Waschschwamm („spongia labeculae anti-Christianae“) den „unchristlichen Schandfleck“, mit dem Magnus die

⁸⁴ Zum Gotizismus zuletzt KRISTOFFER NEVILLE: Gothicism and Early Modern Historical Ethnography, in: *Journal of the History of Ideas* 70 (2009), S. 213-234; INKEN SCHMIDT-VOGES: *De antiqua claritate et clara antiquitate Gothorum. Gotizismus als Identitätsmodell im frühneuzeitlichen Schweden*, Frankfurt 2004 (*Imaginatio borealis*, 4), mit einer Übersicht über die ältere Literatur.

⁸⁵ Zur vermeintlich skandinavischen Herkunft der Schweizer vgl. FERDINAND VETTER: *Ueber die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland*, Bern 1877.

schwedische Geschichte beschmutzt hatte, endlich wegputzen⁸⁶ – eine an Schärfe kaum mehr zu überbietende Ansage. Menius stieß sich daran, dass Johannes Magnus Magog, den Enkel Noahs, zum Stammvater der Schweden erklärt hatte – wohl wegen der negativen Konnotationen dieses Namens, der in der Offenbarung des Johannes für endzeitliche Handlanger des Teufels steht.⁸⁷ Eine Abstammung der Schweden von Magog sei, so Menius, historisch falsch und in politischer Hinsicht unschicklich.⁸⁸

In einem Ansuchen an den schwedischen Reichsrat aus dem Jahr 1635 lenkte Menius seine Kritik in eine andere Richtung: Johannes Magnus habe sich von bloßen Namensähnlichkeiten dazu verleiten lassen, verschiedene historische Persönlichkeiten einander gleichzusetzen. Deshalb sei seine Chronologie verworren und würde nicht mit anerkannten Geschichtsschreibern übereinstimmen – ein Thema, das Menius in seiner „Clavis Chronologiae“ (2.4.) weiter ausführen wollte.⁸⁹

Aus all diesen Anschuldigungen entsteht der Gesamteindruck, dass Menius den gewagten Versuch unternahm, sich auf Kosten der zentralen Autorität des schwedischen Gotizismus zu profilieren. Johannes Magnus zu widerlegen – und zwar in einer Art und Weise, die auch seine gelehrten Standesgenossen zu überzeugen vermochte – hätte Menius' Karriere zweifellos einen ungemeinen Auftrieb gegeben. Es ist aber doch wohl eher anzunehmen, dass sich Menius einen Gegner ausgesucht hatte, der eine Nummer zu groß für ihn war.

2.5.: *Palaestra variarum opinionum de Insulâ Thule* („Palästra verschiedener Meinungen über die Insel Thule“, 8° Nr. 14).

Menius hatte der legendären Insel Thule am Nordrand der Welt bereits im „Syntagma de origine Livonorum“ einen Exkurs gewidmet.⁹⁰ In der geplanten Schrift zu diesem Thema, deren kontroverse Natur Menius durch die Bezeichnung als „Palaestra“, „Ringplatz“, zum Ausdruck brachte, wollte er die Thesen des dänischen Gelehrten Johannes Pontanus, der Thule mit Island gleichgesetzt hatte⁹¹, widerlegen. Er betonte ausdrücklich, dass es sich bei dem Disput um ein „freundschaftliches und entspanntes Geplänkel“ („amicabili et placidâ velitatione“) handeln werde – was bei Menius' berüchtigt angriffslustigem Stil womöglich ironisch zu verstehen war.

⁸⁶ MENIUS, Syntagma (wie Anm. 43), S. 540.

⁸⁷ MENIUS, Proba (wie Anm. 51), S. 15, deutet Magog als Namen für den Papst bzw. Antichrist.

⁸⁸ Memorandum (wie Anm. 79).

⁸⁹ Ebenda.

⁹⁰ MENIUS, Syntagma (wie Anm. 43), S. 527.

⁹¹ KAREN SKOVGAARD-PETERSEN: *Historiography at the Court of Christian IV (1588–1648). Studies in the Latin Histories of Denmark by Johannes Pontanus and Johannes Meursius*, Copenhagen 2002, S. 157f.

2.6.: *Comitiva Palladica, seu, Politico historicus discursus de Comitum Palatinorum ortu, progressu, statu, dignitate; immunitate et officio* („*Comitiva Palladica*, oder politisch-historischer Diskurs über den Ursprung und die Entwicklung des Amtes der Pfalzgrafen, deren Stand, Würde, Immunität und Pflichten“, 8° Nr. 20).

Menius vertrat die Ansicht, dass das Amt der kaiserlichen Hofpfalzgrafen ein entscheidendes Machtmittel war, mit dessen Hilfe sich das Haus Habsburg seinen Einfluss im Reich sichern konnte.⁹² In seiner Arbeit zur Rolle der Pfalzgrafen wollte er deshalb dafür eintreten, ein solches Amt auch in Schweden einzuführen.⁹³

3. Sonstige historische Werke

3.1. *Historia Moscovitica planè nova et emendata* (...) („Gänzlich neue und verbesserte moskowitische Geschichte“, 2° Nr. 12).

3.2. *Praelectiones in Melpomenem Herodoti* („Vorlesungen zu Herodots *Melpomenè*“, 8° Nr. 12).

Zusätzlich zu seiner Geschichte Livlands (i.I.) und seiner Geschichte Skandinaviens (2.I.) plante Menius auch eine Darstellung der russischen Geschichte, wobei er in diesem Fall aber mit einem Band auszukommen gedachte. Analog zu den skandinavischen Bänden sah er auch hier eine mehrsprachige Ausgabe vor, im konkreten Fall Latein, Deutsch und Russisch.

Bereits im „*Syntagma de origine Livonorum*“ war Menius wiederholt auf Russland zu sprechen gekommen. So referierte er etwa den Standpunkt eines „doctissimus amicus“, eines namentlich nicht genannten hochgelehrten Freundes, der der Ansicht war, Russland sei einst von germanischsprachigen Sueben bewohnt gewesen. An vielen Ortsnamen könne man noch heute ihre germanischen Wurzeln erkennen. So erklärt er Moskau als *Μοβγουω*, eine feuchte Sumpflandschaft, Pleskau als *Βλοβγουω*, ein karges und ödes Land, und für Kiew schlägt er *Κüουω* vor, wegen der zahlreichen Kühe, die in jener Gegend anzutreffen seien.⁹⁴ Später wollte Menius auf andere Aspekte der russischen Geschichte eingehen und u.a. die Etymologie des Ethnonyms *Russi*, die Herkunft der Waräger und den Anspruch Ivans IV. diskutieren, vom römischen Kaiser Augustus abzustammen.⁹⁵

Herodot ist, neben Ptolemäus, derjenige antike Autor, der in Menius' Schriften die größte Rolle spielte. Das „*Syntagma de origine Livonorum*“ stützte sich über weite Strecken auf die bei Herodot überlieferte

⁹² Memorandum (wie Anm. 79).

⁹³ MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 540.

⁹⁴ Ebenda, S. 520f.

⁹⁵ Ebenda, S. 534-536.

Beschreibung Skythiens. Menius wollte die Beschäftigung mit seiner bevorzugten Quelle sichtlich fortsetzen: Er widmete dem vierten Buch der Historien, „Melpomene“, deshalb eine eigene Untersuchung (3.2.) und betonte zudem in der Ankündigung der „Historia Moscovitica“ Herodots Bedeutung als Quelle für die russische Geografie.⁹⁶

3.3.: *Praelectiones criticae in compendium Sleidani de 4. Monarchiis* („Kritische Vorlesungen zu Sleidanus' Kompendium über die Vier Weltmonarchien“, 8° Nr. 2).

Johannes Sleidanus' Universalgeschichte *De quatuor summis imperiis* („Von den Vier Weltreichen“, 1556) gilt als erfolgreichstes Geschichtswerk des deutschen Protestantismus.⁹⁷ Aus Menius' Ankündigung geht nicht hervor, inwieweit er einer Betrachtung der Weltgeschichte anhand der bekannten Prophezeiung von den Vier Monarchien aus dem Buch Daniel, wie sie Sleidanus vorgenommen hatte, zustimmte. Er sprach zwar von einer „vera de Monarchiis doctrina“, ohne aber anzudeuten, wie diese richtige Ansicht seiner Meinung nach beschaffen sei.⁹⁸

3.4.: *Variae lectiones historicae* („Verschiedene historische Lektionen“, 8° Nr. 4).

3.5.: *Tabulae exactissimae in artem Historicam* (...) („Außerordentlich exakte Tabellen für die Kunst der Geschichtsschreibung“, 4° Nr. 1).

3.6.: [*Methodus historica*]⁹⁹ („Historische Methode“).

4. Kommentare zum Zeitgeschehen, konfessionelle Polemik

4.1.: *Declamatio mirè festiva de Jesuitarum taechnis* („Eine erstaunlich erfreuliche Rede über die Schelmenstreiche der Jesuiten“, 8° Nr. 13).

4.2.: *Notae in Declamationem Jesuitae Romani, in Rigenses et reliquos Livonos Satyricam* (...) („Notizen zu den zynischen Aussagen eines römischen Jesuiten gegenüber den Rigensern und den übrigen Livländern“, 8° Nr. 8).

4.3.: Erklärung eines Briefes, so König *Stephanus* an den Römischen Papst geschrieben; daraus Lieffland, voraus Riga vnd Dorpat zu ersehen, was massen jhrer im besten gedacht, vnd was sie von den Papisten vnnnd Jesuiten zu erwarten (4° Nr. 3).

4.4.: Teutsche Kriegs-Brille (...) (4° Nr. 9).

⁹⁶ Ebenda, S. 542.

⁹⁷ Vgl. MATTHIAS POHLIG: Zwischen Gelehrsamkeit und konfessioneller Identitätsstiftung. Lutherische Kirchen- und Universalgeschichtsschreibung 1546–1617, Tübingen 2007 (Spätmittelalter und Reformation, N.R. 37), S. 170–175.

⁹⁸ MENIUS, Syntagma (wie Anm. 43), S. 539. Neben Sleidanus führte Menius auch Jean Bodin an, der dessen Standpunkt abgelehnt hatte. Er war also definitiv bereit, Argumente für und gegen die Vier-Monarchien-Lehre abzuwägen.

⁹⁹ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 352.

- 4.5.: Oesterreichischer Keerauß (4° Nr. 7).
4.6.: [*Stratagemata domus Habsburgicæ*]¹⁰⁰ („Kriegslisten des Hauses Habsburg“).
4.7.: Die warhaffte Vrsachen vnd gantzer *Process* deß Polnischen vnd Schwedischen Krieges (...) (4° Nr. 4).
4.8.: Die Liefpländische vnd Rigische warheit (...) (4° Nr. 2).
4.9.: *Apotheosis Romana, Numae-papistica: Vbi ex gentiliū historiārum antiquitatibus demonstratur, omnem Sanctorum hominum cultum ab Ethnicis esse mutuatum* („Römische Apotheose Numas und des Papstes, worin anhand der heidnischen Geschichtsschreibung der Antike dargelegt wird, dass die Verehrung der Heiligen von den Heiden entlehnt ist“, 8° Nr. 5).
4.10.: *Numa Pontifex Romanus: id est, genuina Flaminium Romanensium gentili Numae Pompilij constitutione, ordinis demonstratio historica.* („*Numa Pontifex Romanus*. Historische Beschreibung des durch die heidnische Anordnung des Numa Pompilius gestifteten Ordens der römischen *Flamines*“, 8° Nr. 6).
4.11.: *Johannis 8. PP. puerperium* (...) („Papst Johannes VIII. im Kindbett“, 8° Nr. 7).

In Menius' erhaltenen Schriften spielten Kommentare zum Zeitgeschehen nur eine geringe Rolle, wenn man von Huldigungen an Gustav Adolf und gelegentlichen Seitenhieben gegen die Katholiken, wie sie von einem schwedischen Professor in den 1630er Jahren erwartet wurden, absieht. In den Publikationen, die er 1635 ankündigte, wollte er sich, was konfessionelle Polemik betrifft, deutlich weniger zurückhalten.

Drei Werke (4.1. bis 4.3.) handeln von den Intrigen der Jesuiten und sollen den Livländern vor Augen führen, was sie von den Katholiken zu erwarten haben. Fünf weitere (4.4. bis 4.8.) beschäftigen sich mit dem Dreißigjährigen Krieg¹⁰¹ bzw. mit dem Schwedisch-Polnischen Krieg von 1600–1629¹⁰². Auch die beiden Abhandlungen zum römischen König Numa Pompilius (4.9. und 4.10.) scheinen weniger Teil einer antiquarischen

¹⁰⁰ Ebenda, S. 340.

¹⁰¹ In der „Teutschen Kriegs-Brille“ (4.4.) wollte Menius beweisen, dass die Ursache des Dreißigjährigen Krieges nicht in der Revolte der böhmischen Stände lag, sondern dass der Krieg nur Teil der andauernden gewaltsamen Unterdrückung des rechten Glaubens durch die Papisten sei, die bis in die Zeit Jan Hus' zurückreicht. Bei dem „Oesterreichischen Keerauß“ (4.5.) scheint es sich, dem Titel nach zu urteilen, um einen sarkastischen Kommentar zu den Niederlagen der Kaiserlichen in den frühen 1630er Jahren zu handeln.

¹⁰² Die „Liefpländische vnd Rigische warheit“ ist insofern ungewöhnlich, als Menius hier nicht gegen die Katholiken, sondern gegen einen protestantischen Autor, den sächsischen Pastor Matthäus Lungwitz, Stellung nimmt. Lungwitz hatte 1632/33 einen mehrbändigen „Lorbeer-Krantz“ auf Gustav Adolf veröffentlicht, in dem er, wie Menius schreibt, die Rolle Rigas im Schwedisch-Polnischen Krieg falsch dargestellt und der Stadt Unrecht getan hat. Vgl. MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 541; DERS., Bericht (wie Anm. 13), S. 351.

Vergangenheitsbetrachtung zu sein, sondern besitzen eine unmittelbare Relevanz für die Gegenwart. Numa wurde während der frühen Neuzeit zumeist als vorbildlicher Herrscher angesehen¹⁰³; Menius rückte ihn hingegen in ein schiefes Licht: Er betonte Numas Rolle als Stifter der heidnischen römischen Religion und zog Parallelen zur katholischen Heiligenveneration und zum Mönchswesen¹⁰⁴.

Das Traktat mit dem wunderbaren Titel „Johannis 8. PP. puerperium“, „Papst Johannes VIII. im Kindbett“, ist sicher dasjenige unter Menius' Projekten, bei dem ich persönlich am meisten bedaure, dass es nie geschrieben und veröffentlicht hat. Menius' bezieht sich hier auf die bekannte Legendentradition der „Päpstin Johanna“, der zufolge eine Frau, die sich als Mann ausgegeben hatte, mehrere Jahre als Papst amtiert habe und erst aufgeflogen sei, als sie während einer Prozession ein Kind zur Welt brachte.¹⁰⁵ Die Geschichte war in der antikatholischen Propaganda der Reformationszeit äußerst beliebt. Menius versprach, die sonderbaren Gegebenheiten „multo quam antehac luculentius“ (viel trefflicher als je zuvor) zu erzählen. Bedenkt man Menius' giftigen Stil, ist es bedauerlich, dass er diesen Plan nicht in die Tat umsetzen konnte.

5. Genealogische Schriften

5. 1.: *Genealogia Harlungerorum, Amalo-Gothica* („Amalisch-gotische Genealogie der Harlungen“, 2° Nr. 3).

5. 2.: Das Leben vnd die Thaten *Wiperti*, Graffen zu Groitz, von welchem der Edler Stamm der Rantzowen entspringet (4° Nr. 11).

5. 3.: *Prodromus* der grossen Lieffländischen Adel-Chronick, in welchem der H. Tisenhausen vnd derer von Uxul ankunfft Wapen vnd *Genealogia* recht erkläret wird (4° Nr. 12).

5.4. [*De Origine et Progressu Gentis Ascaniæ*]¹⁰⁶ („Über die Herkunft und den Fortgang des Geschlechts der Askanier“).

Genealogische Studien waren für Menius, wie für viele seiner gelehrten Zeitgenossen, eine Möglichkeit, sich das Wohlwollen ihrer Patrone und Gönner zu sichern. Nachdem Menius 1646 aus dem Kerker entlassen worden war, versuchte er die Gunst Königin Kristinas u.a. dadurch wiederzuerlangen, dass er ihr eine druckfertig vorhandene „Genealogia Amalorum“

¹⁰³ MARK SILK: Numa Pompilius and the Idea of Civil Religion in the West, in: *Journal of the American Academy of Religion* 72 (2004), S. 863-896.

¹⁰⁴ Der Hinweis auf den „ordo Flaminium“ dürfte wohl als Anspielung auf die katholischen Orden zu verstehen sein.

¹⁰⁵ Als Standardwerk zur Legende der „Päpstin Johanna“ gilt ALAIN BOUREAU: *The Myth of Pope Joan*, Chicago 2001. Johanna wird in den meisten Fällen als „Papst“ Johannes VII. gezählt; Menius weicht davon ab, indem er sie als „Johannes VIII.“ bezeichnet.

¹⁰⁶ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 340.

in Aussicht stellte.¹⁰⁷ Darin sollte die Abstammung der Königin von Theoderich dem Großen und dem gotischen Königsgeschlecht der Amaler dargelegt werden. Mit demselben Werk, in der Titelvariante „Genealogia Harlungorum“¹⁰⁸ (5.1.), hatte er bereits 1635 bei Kristinas Vormundschaftsregierung punkten wollen.¹⁰⁹

Friedrich Rantzow, der dänische Statthalter auf Ösel, hatte Menius Anfang 1634 ermöglicht, wichtige Archivalien in Arensburg einzusehen.¹¹⁰ Menius widmete ihm dafür seine im gleichen Jahr gedruckte „Diatribe critica de Maris Balthici nominibus et ostiis“. Darüber hinaus hatte er anscheinend vor, seinem Förderer eine Biografie von dessen prominentem Vorfahren Graf Wiprecht von Groitzsch († 1124)¹¹¹ anzuverehren. Menius besaß in seiner Privatbibliothek¹¹² eine Abschrift der in den Annalen des sächsischen Benediktinerklosters Pegau überlieferten „Vita Wiperti“¹¹³, die er, mit Kommentaren und Erläuterungen versehen, drucken lassen wollte (5.2.).

6. Theologische und philosophische Schriften

6.1.: *Compendium breve et exactissimum totius Philosophiae Paracelsicae* („Kurzes und äußerst exaktes Compendium der gesamten Paracelsischen Philosophie“, 8° Nr. 3).

Die Naturphilosophie des Paracelsus übte einen großen Einfluss auf die heterodoxen Theorien aus, die Menius 1644 in seinem verhängnisvollen „Consensus Hermetico-Mosaicus“ vertrat.¹¹⁴ Die Ankündigung eines Compendiums zu Paracelsus könnte darauf hindeuten, dass Menius bereits in seiner Dorpater Zeit pansophistische Überlegungen angestellt hatte, die als häretisch betrachtet werden konnten. Das würde auch einen sonst schwer verständlichen Hinweis erklären, dem zufolge Menius 1638 nicht nur wegen Bigamie verurteilt wurde, sondern dass seine „schändlichen Meinungen“ („noxiiis contaminatus opinionibus“) als erschwerende Umstände gewertet wurden.¹¹⁵

¹⁰⁷ Brief an Königin Kristina (wie Anm. 24), S. 360.

¹⁰⁸ Die Harlungen waren eine Seitenlinie der Amaler. Menius kannte sie aus der Vita des Grafen Wiprecht, deren Edition er geplant hatte. Vgl. *Annales Pegavienses et Bosovienses*, in: *Monumenta Germaniae Historica SS XVI*, hrsg. von GEORG HEINRICH PERTZ, Hannover 1859, S. 232-270, hier S. 234.

¹⁰⁹ Memorandum (wie Anm. 79).

¹¹⁰ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 348.

¹¹¹ Vgl. PETRUS ALBINUS: *Vipertvs siue Origines Ranzovianæ* (...), s.l. 1587, hier v. a. S. 74f.

¹¹² MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 346.

¹¹³ *Annales Pegavienses* (wie Anm. 108), S. 234-255.

¹¹⁴ NORDSTRÖM, Friedrich Menius (wie Anm. 8), S. 55.

¹¹⁵ Ebenda, S. 51.

6.2.: *De generatione hominis tractatus compendiosus, festivus et utilis* („Ein präzises, angenehmes und nützliches Traktat über die Erschaffung des Menschen“, 8° Nr. 10).

6.3.: Die Offenbarung Johannis, auff eine sonderliche Art vnd kunstliche Manier mit Text vnd Glossen (...) (8° Nr. 15).

6.4.: *Historia Prophetica. Continens omnia Ethnicorum, Judaeorum Turcarum et Christianorum Vaticinia* („Prophetische Geschichte, beinhaltend alle Weissagungen der Heiden, Juden, Türken und Christen“, 2° Nr. 11).

7. Sonstige Schriften

7.1.: *Mercurius Scyiticus; i. e. Historica et Geographica demonstratio novi cuiusdam loci, quò mediante, non solùm ex Persiâ et Indiâ, verumetiam ex omnibus quatuor orbis angulis mercimonia per utramque Russiam in Livoniam advehi, indeque rursus transportari possunt* („Skythischer Merkur. Historisch-geografische Schilderung eines gewissen neuen Handelsweges, auf dem Waren nicht nur aus Persien und Indien, sondern von allen vier Ecken der Erde, durch Groß- und Kleinrussland nach Livland gebracht und von dort wieder ausgeführt werden können“, 8° Nr. 18).

Im Dezember 1633 hielt sich eine Gesandtschaft aus Holstein-Gottorf, die im Auftrag Herzog Friedrichs III. neue Handelsrouten nach Persien erschließen sollte, auf der Durchreise in Dorpat auf.¹¹⁶ Wie viele livländische Gelehrte pflegte auch Menius Kontakte zu den Gästen aus Holstein, in deren Reihen sich namhafte Literaten wie Adam Olearius und Paul Fleming befanden.¹¹⁷ Die Begegnung mit den Gesandten scheint Menius dazu bewegt zu haben, der schwedischen Regierung eine eigene Denkschrift über mögliche Handelsverbindungen nach Persien und Indien in Aussicht zu stellen.

Um seine Gönner in Stockholm zu beeindrucken, kündigte Menius, selbstbewusst wie immer, die weit reichenden politischen Konsequenzen an, die der von ihm konzipierte Warenaustausch hätte: „Jener neue Handel“ könne „ein makelloses Bündnis zwischen den drei großmächtigen Monarchen von Schweden, Polen und Moskowien festigen“ und würde zudem die einmalige Gelegenheit bieten, die Moskowiter aus ihrer Bar-

¹¹⁶ MARTIN KLÖKER: Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit, Tübingen 2005 (Frühe Neuzeit, 112), Bd. 1, S. 434-444.

¹¹⁷ Menius verewigte sich am 27. Dezember 1633 in Olearius' Stammbuch. Fleming verfasste für Menius im Dezember 1633 ein Epigramm und im September 1635 ein längeres Gedicht. Vgl. [FRANZ] A[NTON] SCHIEFNER: Ueber das Stammbuch von Adam Olearius, in: Das Inland 16 (1851), Nr. 44, Sp. 767-772, hier Sp. 768; Paul Flemings lateinische Gedichte, hrsg. von JOHANN M. LAPPENBERG, Stuttgart 1863 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, 73), S. 79, 342.

barci zu befreien¹¹⁸, die Tataren zu unterwerfen und den Landweg in den Orient zu öffnen.¹¹⁹ Angesichts dieser außerordentlichen Brisanz müsse der „Skythische Merkur“ „gar ein geheimes werck“¹²⁰ bleiben, und Menius könne und wolle seine revolutionäre Handelspolitik, die ganz Eurasien verändern würde, nur den Großen des Reiches mitteilen.¹²¹

Interessanter als Menius' übertriebene Selbstinszenierung als wirtschafts-politischer Visionär ist aus heutiger Sicht die sprachliche Dimension seines geplanten Werkes: Das Einverständnis der Obrigkeit vorausgesetzt, werde er den „Mercurius Scyticus“ in sieben Sprachen veröffentlichen.¹²² Welche Sprachen dies sein sollten, verriet er allerdings nicht. Menius hatte für viele seiner geplanten Schriften Übersetzungen und mehrsprachige Editionen vorgesehen, aber interessanterweise ist ausgerechnet seine einzige „geheime“ Schrift diejenige, die er in den meisten unterschiedlichen Sprachen publizieren wollte.

7.2.: *Occasio Sarmatica* eine gar kunstliche vnd lustige Erklärunge des Polnischen Czopryns (4° Nr. 10).

Was genau Menius unter einem „polnischen Haarschopf“ (*czupryna*) verstand, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Möglicherweise bezog er sich auf die charakteristische Haartracht des polnischen Adels.¹²³ Ebenso denkbar wäre aber, dass er sich mit dem so genannten „Weichselzopf“ (*plica polonica*) auseinandersetzen wollte, einer krankhaften Zusammenballung der Kopfhaare zu einem verfilzten Geflecht, die als typisch polnisches Leiden galt.¹²⁴ Da Menius seine geplante Schrift als „lustig“ und „poetisch“¹²⁵ charakterisierte, ist zu hoffen, dass er die Mode der Polen und nicht deren Hygieneprobleme kommentieren wollte.

7.3.: *Nova et exactissima introductio ad studium geographicum* („Neue und äußerst exakte Einführung in das Studium der Geographie“, 8° Nr. 1).

¹¹⁸ Die Bekehrung und Zivilisierung Russlands scheint Menius ein besonderes Anliegen gewesen zu sein. Vgl. dazu oben den Kommentar zu seiner „Relatio von Inauguration der Universität zu Dörpat“ (II.1.).

¹¹⁹ MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 540.

¹²⁰ Memorandum (wie Anm. 79).

¹²¹ MENIUS, *Syntagma* (wie Anm. 43), S. 540.

¹²² Ebenda.

¹²³ Vgl. HEIDELORE BÖCKER: Slawisches in herzoglich-adliger Tradition. Herzog Bogislaw X. von Pommern (1454–1523) – Fürst an der Wende oder Wenden-Fürst?, in: Slawen und Deutsche im südlichen Ostseeraum vom 11. bis zum 16. Jahrhundert. Archäologische, historische und sprachwissenschaftliche Beispiele aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern, hrsg. von MICHAEL MÜLLER-WILLE u.a., Neumünster 1995 (Landesforschung, 2), S. 171–200, hier S. 196f.

¹²⁴ Vgl. RUDOLF MÖHN: Der Weichselzopf – Krankheit, Aberglaube, Charakterprofil und Erinnerungskultur, in: *Aktuelle Dermatologie* 34 (2008), S. 45–51.

¹²⁵ MENIUS, Bericht (wie Anm. 13), S. 352.

Resümee

Drei Wochen, nachdem Menius den imposanten Katalog all der Werke, mit der er die gelehrte Welt bereichern wollte, vorgelegt hatte, widmete ihm der Lyriker Paul Fleming ein Gedicht, in dem er ihn als „*Historiæ borealis Parens*“, als „Vater der nordischen Geschichte“ würdigte.¹²⁶ Bei allem Verständnis für frühneuzeitliche Höflichkeitsfloskeln scheint es aus heutiger Sicht doch etwas absonderlich, diesen Titel einem Mann zuzubilligen, der in seinem ganzen Leben sehr viel versprochen und sehr wenig gehalten hat. Aber war 1635 bereits absehbar, dass Friedrich Menius an seinen hochgesteckten Zielen scheitern würde?

Auch wenn keine der Schriften, die im „*Catalogus lucubrationum*“ angekündigt wurden, jemals veröffentlicht werden konnte, zeigen sie doch, dass Menius ein Mann von erstaunlich breit gefächerten Interessen war: Geschichte, Theologie, Jurisprudenz und Geografie, genealogische Studien und antikatholische Polemik, Kommentare zum Zeitgeschehen, zur Wirtschaftspolitik und zur Haarmode in Polen – man kann dem schwedischen Historiker Gunnar Broberg, der Menius' Arbeiten eine „imponierende Vielfalt“¹²⁷ attestiert hat, nur zustimmen. In einem Jahrhundert, das so großen Wert auf universale Bildung und gelehrte Vielseitigkeit legte, kam Menius – zumindest was seine Ambitionen betrifft – dem Ideal des Polyhistor nahe.

Es ist verlockend darüber zu spekulieren, was aus Menius hätte werden können, wenn ihm die Bigamieanklage und der Häresieprozess erspart geblieben wären. Der bemerkenswerteste Aspekt seiner Projekte ist zweifellos der hohe Stellenwert, den Menius mehrsprachigen Editionen zumah. Für zahlreiche seiner Werke sah er parallele Ausgaben in Deutsch und Latein vor; bei den großen Geschichtsdarstellungen Schwedens und Russlands kam noch eine Übersetzung in die jeweilige Landessprache hinzu. Die „*Dialoge für die Schuljugend*“ sollten in fünf Sprachen veröffentlicht werden, der „*Skythische Merkur*“ sogar in sieben.

Man kann natürlich einwenden, dass solche groß angelegten Übersetzungspläne völlig unrealistisch waren, solange es Menius nicht einmal gelang, einsprachige Editionen seiner Schriften zu bewerkstelligen. Trotzdem ist es interessant, sich ein wenig auf das unsichere Terrain einer kontrafaktischen Geistesgeschichte zu begeben und zu überlegen, was Menius' Projekte, im Falle ihrer Verwirklichung, für die Vernakularsprachen des Ostseeraumes bedeutet hätten. Eine Gesamtdarstellung der skandinavischen Geschichte auf Schwedisch, wie sie Menius vorschwebte, wäre das erste Werk dieser Art gewesen, mehr als hundert Jahre vor Olof

¹²⁶ Flemings lateinische Gedichte (wie Anm. 117), S. 79.

¹²⁷ GUNNAR BROBERG: Menius, Friedrich, in: *Svenskt biografiskt lexikon*, Bd. 25, hrsg. von GÖRAN NILZÉN, Stockholm 1987, S. 410–412, hier S. 411.

von Dalins „Svea rikens historia“.¹²⁸ Die „Historia Moscovitica“ wäre die erste moderne Geschichte Russlands gewesen, rund hundert Jahre vor den bedeutenden Werken von Gottlieb Siegfried Bayer, Gerhard Friedrich Müller, Vasilij N. Tatiščev und Michail V. Lomonosov. Eine Veröffentlichung in russischer Sprache, wie sie Menius' vorschwebte, hätte den Stellenwert seiner Arbeit noch erhöht.

Die „Dialoge für die Schuljugend“ schließlich hätten Friedrich Menius in Estland und Lettland zu einem bekannten Mann gemacht – ein „undeutsches“ Schulgeschichtsbuch in den 1630er Jahren wäre für die Entwicklung der estnischen und der lettischen Schriftsprache von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung gewesen.¹²⁹ Als Sprachpionier stünde Menius dann wohl auf einer Stufe mit Georg Mancelius in Lettland oder Bengt Gottfried Forselius in Estland – und in Tartu gäbe es zumindest eine Gedenktafel für ihn.

Friedrich Menius hatte Ambitionen, hatte Visionen und vermutlich auch das Potential zu einer großen Gelehrtenlaufbahn. Dass aus ihm statt eines „historiae borealis parens“, eines Vaters der nordischen Geschichte, nur ein „vagus agnus“, ein umtriebigen Schaf, geworden ist, ist eine der kleinen Tragödien der baltischen Geistesgeschichte.

SUMMARY

Writings and Projects of Dorpat Professor Friedrich Menius (in the 1630s)

Friedrich Menius, the first Professor of History and Antiquities at the *Academia Gustaviana* in Dorpat, is certainly one of the most unusual and interesting characters among the scholars of 17th century Livonia. Menius lived the life of an itinerant academic adventurer that led him all over the Baltic Sea region. He earned his first merits as a pioneer of Shakespeare translation in northern Germany, spent years collecting historical manuscripts in Poland, became a pastor and professor in Livonia and ended up in Sweden – first as a mining entrepreneur and later as a pansophist philosopher. But his manifold talents were overshadowed by his quarrelsome

¹²⁸ Vgl. STEN LINDROTH: *Svensk lärdomshistoria. Frihetstiden* [Geschichte der schwedischen Gelehrsamkeit. Die Freiheitszeit], Stockholm 1978, S. 662-672.

¹²⁹ Ob Menius imstande gewesen wäre, den Text für die lettische und estnische Fassung seiner Dialoge selbst zu übersetzen, sei dahingestellt. Im „*Syntagma de origine Livonorum*“ versuchte er den Eindruck zu vermitteln, zumindest Grundzüge beider Sprachen zu beherrschen, doch wie weit seine Kenntnisse tatsächlich gingen, lässt sich nicht nachweisen.

personality and his amazing ability to make influential enemies wherever he went. After a bigamy trial and a conviction for heresy, Menius' promising career ended rather ignominiously.

During the early 1630s, as a teacher and professor at Dorpat, Menius enjoyed the calmest and most productive time in his troubled life. He published six small treatises, mainly preliminary studies in preparation for his major enterprise – a grand chronicle of Livonia from ancient times to the present. In addition, Menius announced that he had written no less than forty-six manuscripts that were, supposedly, just awaiting publication. Contemporaries have voiced serious doubts on the veracity of this claim, and, ominously enough, none of these manuscripts have ever resurfaced.

Even if these writings were little more than vaguely planned projects that never came to fruition, they offer interesting insights on the scope and the versatility of Menius' scholarly ambitions. Most of his projected treatises dealt with Scandinavian and Livonian history, but Menius apparently tried to live up to the ideal of an early modern polymath, covering a great variety of topics including theology, jurisprudence, geography, economics as well as contemporary politics and local trivia (such as the preferred hairstyle of the Polish nobility). The most intriguing aspect of Menius' projects is his emphasis on the vernacular languages of northeastern Europe. He intended, for example, to publish chronicles of Scandinavia and Muscovy in Swedish, respectively in Russian and even planned a history textbook for schoolboys in Latvian and Estonian. If the latter project had been realized, it would have certainly left a lasting impact on the development of Estonian and Latvian as written languages.

Was für eine Zeitung wurde in Reval am Ende der schwedischen Zeit gelesen?

VON KAAREL VANAMÖLDER

Am Ende der schwedischen Herrschaft wurde in Reval zweimal wöchentlich die „Reval(i)sche Post-Zeitung“¹ herausgegeben – eine vierseitige Publikation im Quartformat, deren erhalten gebliebene Ausgaben den Zeitabschnitt von 1689 bis 1710 umfassen.² Das Ziel des vorliegenden Artikels ist es, erstens einen kurzen Überblick zur bisherigen Historiografie und den ungeklärten Fragen bezüglich dieser Revaler Zeitung zu geben, und zweitens mögliche weitere Forschungsrichtungen aufzuzeigen. Die Presse der frühen Neuzeit ist in den letzten Jahrzehnten zu einem gründlich erforschten Gebiet geworden, doch bieten sich immer noch spannende neue Untersuchungsmöglichkeiten.³ Im vorliegenden Artikel wird versucht, die Revaler Zeitung im überregionalen Maßstab zu beleuchten, wobei die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ mit der Rigaer Zeitung „Rigische

This research was supported by European Social Fund's Doctoral Studies and Internationalisation Programme DoRa. Der Artikel verdankt seine Entstehung der reichen Sammlung des Instituts für historische Presseforschung der Universität Bremen. An dieser Stelle möchte ich die Gelegenheit nutzen, um mich ganz herzlich bei Herrn Prof. Holger Böning und Herrn Prof. Michael Nagel für vielseitige Hilfe und nützliche Tipps zu bedanken.

¹ Die Revaler Zeitung hatte zwei Namensformen: „Revalsche Post-Zeitung“ (1689–1699?) und „Revalische Post-Zeitung“ (1699?–1710). Deshalb wird im Artikel als zusammenfassende Namensform „Reval(i)sche Post-Zeitung“, bei spezifischen Ausgaben aber deren tatsächliche Form benutzt.

² *Eestis ilmunud saksa-, vene- ja muukeelne perioodika 1675–1940* [Deutsch-, russisch- und anderssprachige periodische Schriften in Estland 1675–1940], hrsg. von ENDEL ANNUS, Tallinn 1993 (*Eesti retrospektiivne rahvusbibliograafia*, 5), S. 196–201.

³ Vgl. zur Geschichte der Presse in der frühen Neuzeit: Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert. Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit, hrsg. von VOLKER BAUER und HOLGER BÖNING, Bremen 2011 (*Presse und Geschichte – Neue Beiträge*, 54); 400 Jahre Zeitung. Die Entwicklung der Tagespresse im internationalen Kontext, hrsg. von MARTIN WELKE und JÜRGEN WILKE, Bremen 2008 (*Presse und Geschichte – Neue Beiträge*, 22); *The Politics of Information in Early Modern Europe*, hrsg. von BRENDAN DOOLEY und SABRINA BARON, London und New York 2001; *Zeitungsdruck. Die Entwicklung der Technik vom 17. zum 20. Jahrhundert*, hrsg. von HANS BOHRMANN und GABRIELE TOEPSER-ZIEGERT, München 2000 (*Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung*, 58); *Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis mit historischen bibliographischen Angaben zusammengestellt von ELSE BOGEL und ELGER BLÜHM*, 2 Bde., Bremen 1971 (*Studien zur Publizistik. Bremer Reihe. Deutsche Presseforschung*, 17).

Novellen“ (erschieden 1681–1710) verglichen wird.⁴ Zur Erweiterung der geografischen Reichweite werden auch die in diesem Zeitraum in Hamburg erschienenen Zeitungen in die Untersuchung einbezogen.

Die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ als Forschungsobjekt

Nach unserem heutigen Kenntnisstand war es im 17. Jahrhundert in Reval für wenigstens 22 Jahre zweimal wöchentlich möglich, eine vor Ort hergestellte Zeitung zu lesen. Bei dieser Erscheinungshäufigkeit müsste ein Jahrgang ungefähr hundert Einzelnummern enthalten; insgesamt dürften somit ca. 2 200 Ausgaben erschienen sein.⁵ Leider ist die Anzahl der erhalten gebliebenen Zeitungsnummern nicht besonders groß. Nur 143–145 Ausgaben⁶ sind bekannt, was nicht einmal 10% der möglichen Gesamtzahl ausmacht. Die Verteilung der Einzelausgaben nach Jahrgängen wird in der folgenden Tabelle dargestellt.

– **Tabelle 1.** *Die erhaltenen Ausgaben der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ nach Jahrgängen*

Jahr	Anzahl	Jahr	Anzahl
1689	1	1700	-
1690	4	1701	5
1691	40	1702	5
1692	73	1703	1
1693	1	1704	3
1694	-	1705	5
1695	-	1706	1
1696	-	1707	-
1697	-	1708	1
1698	-	1709	3
1699	1	1710	1

Quelle: Eestis ilmunud saksa-, vene- ja muukeelne perioodika (wie Anm. 2), S. 196–201.

⁴ Zu den „Rigischen Novellen“ vgl. ENDEL ANNUS: Die im Baltikum bis 1710 erschienenen Zeitungen, in: Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jahrhundert, hrsg. von ALEKSANDER LOIT und HELMUT PIIRIMÄE, Uppsala 1993 (Studia Baltica Stockholmiensa, 11), S. 423–432 hier S. 423–427; Eestis ilmunud saksa-, vene- ja muukeelne perioodika (wie Anm. 2), S. 228–234.

⁵ ENDEL ANNUS: Tidningsväsendet i Baltikum före 1710 [Zeitungswesen im Baltikum vor 1710], in: Den estniska boken genom seklerna. Bokhistoriska uppsatser, hrsg. von DEMS. und ESKO HÄKLI, Helsingfors 1995 (Helsingin yliopiston kirjaston julkaisu, 57), S. 53–65, hier S. 57.

⁶ Siehe ANNUS, Die im Baltikum bis 1710 erschienenen Zeitungen (wie Anm. 4), S. 427ff.; Eestis ilmunud saksa-, vene- ja muukeelne perioodika (wie Anm. 2), S. 196–201.

Die erhaltenen Ausgaben sind sehr ungleich zwischen den einzelnen Jahrgängen verteilt. Während in der Regel die durchschnittliche Anzahl der Ausgaben pro Jahr fünf Nummern nicht überschreitet, stammt eine bemerkenswerte Anzahl von Ausgaben aus den Jahren 1691 und 1692. Bei 100 Einzelausgaben pro Jahr ergibt sich, dass das Jahr 1691 zu etwa 40% und das Jahr 1692 zu etwa 70% abgedeckt ist. Da aus diesen Jahrgängen auch aufeinanderfolgende Ausgaben erhalten geblieben sind⁷, bieten sie als repräsentatives Material mehr Informationen und Analysemöglichkeiten. Der Inhalt der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ ist dementsprechend meist aufgrund dieser Jahrgänge behandelt worden.

Eine lebhafte Diskussion zur Pressegeschichte Estlands im 17. Jahrhundert fand vor allem in den 1920er und 1930er Jahren statt. 1922 stellte Arno Rafael Cederberg (1885–1948), Professor der estnischen Geschichte an der Universität Tartu, erstmals die Einzelausgaben der Revaler und Narvaer Zeitungen vor, die in Schweden entdeckt worden waren.⁸ Bald nach der Veröffentlichung seines Artikels wurde in der Bibliothek der Estländischen Literarischen Gesellschaft eine große Menge von Ausgaben der Revaler Zeitung gefunden⁹, wodurch die bisherigen Kenntnisse wesentlich vervollständigt werden konnten. Aus dieser Zeit stammt auch der bisher gründlichste Übersichtsartikel zur „Reval(i)schen Post-Zeitung“ von Alexander Theodor Ferdinand Winkler (1888–1961).¹⁰ Spätere Forscher begnügten sich damit, Winklers Studien zu referieren oder sie mit zusätzlichen Listen und neuen Ausgaben der Zeitung zu ergänzen.¹¹ So schlug Winkler aufgrund der Nummerierung der Ausgaben des ältesten erhaltenen Jahrgangs als Datum der ersten Ausgabe, sozusagen als Gründungsdatum der Zeitung, den 13. Mai 1689 vor¹², was auch im jüngsten Beitrag von Endel Annus aus dem Jahr 1995 wiederholt wird.¹³ Schon Cederberg jedoch wusste, dass es keine Dokumente über die Gründung der Zeitung gibt.¹⁴ Da er wiederum nur die Ausgaben aus dem frühen 18. Jahrhundert kannte, nahm er an, die „Revalsche Post-Zeitung“ zu Beginn

⁷ 1691: Nr. 64–71, 73–78, 80–89, 91–105; 1692: Nr. 1–46, 63–66, 76–97; vgl. Eestis ilmunud saksa-, vene- ja muukeelne perioodika (wie Anm. 2), S. 201.

⁸ ARNO RAFAEL CEDERBERG: Die Erstlinge der estländischen Zeitungsliteratur, Tartu 1922 (Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli Toimetused / Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis, III, 3), S. 3–16.

⁹ Das so genannte „Revaler Konvolut“, in: Akademische Bibliothek der Universität Tallinn (*Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu*), Bestand Baltika, V-5721.

¹⁰ ALEXANDER WINKLER: Aus der Frühzeit des Estländischen Zeitungswesens, Reval 1929 (Sonderdruck aus dem „Revaler Boten“ [1928], Nr. 238–241, 243f., 246–248).

¹¹ Vgl. FRIEDRICH KOCH: Die Anfänge des baltischen deutschen Zeitungswesens, in: Baltische Monatshefte 1938, S. 67–81; KYRA ROBERT: Meie ajakirjanduse esiklapp [Der Erstling unserer Zeitungsliteratur], in: Raamatutel on oma saatus. Kirjutisi aastaist 1969–1990, Tallinn 1991, S. 102–106; ANNUS, *Tidningsväsendet* (wie Anm. 5), S. 53–65.

¹² WINKLER, Aus der Frühzeit (wie Anm. 10), S. 7.

¹³ ANNUS, *Tidningsväsendet* (wie Anm. 5), S. 55.

¹⁴ CEDERBERG, Die Erstlinge (wie Anm. 8), S. 8f.

des Großen Nordischen Krieges begründet worden. In späteren Arbeiten indes wurde dieses Problem trotz erweiterter Kenntnisse vernachlässigt. Immerhin wurde die Frage diskutiert, ob es sich bei der „Ordinari Freytags (Donnerstags) Zeitung“ (erschieden etwa 1675–1679)¹⁵ um einen möglichen Vorgänger handeln könnte.

Auch über den bzw. die Herausgeber der Zeitung fehlen zuverlässige Angaben. Bei der Festlegung des Personenkreises, der mit der Herausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ verbunden sein könnte, hielt Cederberg in Analogie zu den europäischen Zeitungen aus derselben Periode den Revaler Postmeister Carl Philipp Grubb (im Amt 1697–1707) für den Redakteur. Als Redakteur der Zeitung wurde auch Grubbs Vorgänger, Postmeister Adam Leutner Junior¹⁶ (im Amt 1673–1697), betrachtet, obgleich es keine Hinweise darauf gibt. Wer nach Grubbs Tod die Zeitung übernommen haben soll, ist ebenfalls unklar. Der Posten des Postmeisters wurde Jonas Liunggren (im Amt 1708–1710)¹⁷ übertragen, dessen Name aber in der Literatur zur Zeitung nicht erwähnt wird.

Die Aufgaben des Druckers der Stadt Reval und des Gymnasiums erfüllte in den Jahren von 1676 bis 1710 Christoph Brendeken (1649–1710). Da Brendeken wahrscheinlich an der Pest starb und am 8. September in der Revaler Olaikirche beigesetzt wurde¹⁸, wäre ein mögliches Enddatum des Erscheinens der Zeitung gefunden, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass die Witwe oder der Sohn des Verstorbenen das Vorhaben kurzzeitig fortgesetzt hat. Die letzte bekannte Ausgabe der Zeitung stammt vom 27. Juni 1710.

All das, was zwischen den beiden Weltkriegen behauptet worden ist, gilt zu einem großen Teil noch heute. Doch wissen wir immer noch nicht genug über die „Reval(i)sche Post-Zeitung“. Auch in ihrem Fall könnten zusätzliche Quellen weitere Antworten ermöglichen. Die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse wird deutlich, wenn man die Geschichte der Rigaer Periodika aus derselben Zeit heranzieht, die dank der sorgfältigen Studie von Arend Buchholtz (1857–1938) zur Druckkunst in Riga dokumentiert ist.¹⁹ Diese Angaben zur Pressegeschichte in Livland können mit den Verhältnissen Estlands in der frühen Neuzeit verglichen werden und Anregungen für neue Fragestellungen bieten.

¹⁵ Siehe mehr dazu bei ROLAND SEEBERG-ELVERFELDT: Dreihundert Jahre deutsch-baltische Presse, in: Zeitschrift für Ostforschung 26 (1977), S. 651–670, hier S. 655; KYRA ROBERT: Boktryckarna i Tallinn på 1600-talet [Buchdrucker in Reval im 17. Jahrhundert], in: Den estniska boken (wie Anm. 5), S. 41; ANNUS, Die im Baltikum bis 1710 erschienenen Zeitungen (wie Anm. 4), S. 429ff.

¹⁶ ANNUS, Tidningsväsendet (wie Anm. 5), S. 55.

¹⁷ Siehe WERNER VON SCHULMANN: Die zivile Staatsbeamtenschaft in Estland zur schwedischen Zeit (1561–1710), Dorpat und Posen 1939, S. 152f.

¹⁸ Das Revaler Bürgerbuch 1624–1690 nebst Fortsetzung bis 1710 / Tallinna kodanikkuderaamat 1624–1690 ühes jätkuga kuni 1710-ni, hrsg. von GEORG ADELHEIM, Reval 1933 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv, 7), S. 89.

¹⁹ AREND BUCHHOLTZ: Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588–1888, Riga 1890.

Die Zeitung im Ostseeraum des 17. Jahrhunderts

Die periodisch herausgegebene und gedruckte Zeitung wurde Anfang des 17. Jahrhunderts im deutschsprachigen Kulturraum geboren und erlangte im Laufe des darauffolgenden Jahrhunderts einen wesentlichen Einfluss auf die Gesellschaft.²⁰ Einen stetigen Nachrichtentransport konnte in der Frühzeit des Pressewesens allein die Post garantieren, deren Routennetz sich aber erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts so weit verdichtete, dass der neue Berufsstand der „Avisenschreiber“ das auf Neuigkeiten versessene Publikum regelmäßig versorgen konnte.²¹ Die Anzahl der Zeitungen und deren Leserschaft wuchsen im Laufe des 17. Jahrhunderts rasch an. 1669 wurden in mehr als 31 Städten Europas mindestens 50 unterschiedliche Zeitungen, die wöchentlich oder häufiger erschienen, herausgegeben.²² Diese Tendenz setzte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fort; immer noch war die deutschsprachige Region am aktivsten. Bis zur Französischen Revolution erschienen im Heiligen Römischen Reich stets mehr und in der Regel auch auflagenstärkere Zeitungen als im übrigen Europa insgesamt.²³ Im 17. Jahrhundert wurden etwa 200 deutschsprachige Zeitungen herausgegeben, die in mehr als 70 Städten erschienen.²⁴ Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts wurden allein im deutschsprachigen Kulturraum gleichzeitig mehr als 60 Zeitungen herausgegeben.²⁵ Selbstverständlich gehören auch die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ und die „Rigischen Novellen“ in diesen Kontext.²⁶

Die damaligen Zeitungen waren gewöhnlich vier- oder später auch achtseitige Kleindruckschriften im Quart- oder Oktavformat. Die Zeitungen, die in Reval und Riga herausgegeben wurden, unterschieden sich nicht von den damaligen (deutschsprachigen) Zeitungen – Inhalt, Aufbau und Art der Nachrichtenweitergabe waren identisch. In den Zeitungen wurden vor allem kriegsbezogene und politische Ereignisse geschildert, lokale Nachrichten finden sich vor dem Ausbruch des Großen Nordischen Krieges selten, denn deren Inhalt galt im Vergleich zu den Nachrichten

²⁰ JOHANNES WEBER: Straßburg 1605: Die Geburt der Zeitung, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 7 (2005), S. 3-26.

²¹ MARTIN WELKE: Die Entwicklung der frühen Zeitungsdrucktechnik vom 17. zum 20. Jahrhundert, in: Zeitungsdruck (wie Anm. 3), S. 9-29, hier S. 11.

²² SONJA SCHULTHEISS-HEINZ: Politik in der europäischen Publizistik. Eine historische Inhaltsanalyse von Zeitungen des 17. Jahrhunderts, Stuttgart 2004 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, 16), S. 33f.

²³ WELKE, Die Entwicklung (wie Anm. 21), S. 11.

²⁴ THOMAS SCHRÖDER: The origins of the German press, in: The Politics of Information (wie Anm. 3), S. 123-151, hier S. 123.

²⁵ HELMUT W. LANG: Die Verdrängung: Periodische Zeitung vs. Neue Zeitung, in: Die Entstehung des Zeitungswesens (wie Anm. 3), S. 79-87, hier S. 84.

²⁶ Vgl. Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Ein Bestandsverzeichnis mit historischen und bibliographischen Angaben zusammengestellt von ELSE BOGEL und ELGER BLÜHM, Bd. 1, Bremen 1971 (Studien zur Publizistik. Bremer Reihe. Deutsche Presseforschung, 17), S. 236f., 268.

aus dem europäischen Ausland als zweitrangig.²⁷ Bei der Gestaltung ist bemerkenswert, dass die Nachrichten meistens über die gesamte Breite der Zeitungsseite gesetzt waren. Die lesefreundliche Aufteilung in zwei Spalten setzt sich erst im 18. Jahrhundert durch.²⁸ Im Gegensatz zu den „Rigischen Novellen“ war der Text der Revaler Zeitung noch nicht in Spalten geteilt; im Kopf der Zeitung finden wir den eilig galoppierenden Postreiter – zu dieser Zeit Ausdruck größtmöglicher Geschwindigkeit.²⁹

Der Inhalt war im Prinzip denkbar einfach, denn die Nachrichten wurden in der Regel von einem Nachrichtenträger in den anderen umgeschrieben. Die wortwörtliche Abschrift sollte auf die Ernsthaftigkeit und Neutralität der Ausgabe hinweisen, eine solche Vorstellungsweise entsprach dem Verständnis, Zeitungen seien ereignisgeschichtlich orientierte, historische Chronistik.³⁰ Die Nachrichten wurden in selbstständigen Blöcken oder Einheiten aufgeführt, als Titel wurden nur die Namen des Korrespondenzortes und das Datum verwendet (z.B. „Regensburg, den 30. Juli“). Die Nachrichten, die in einer Ausgabe gedruckt wurden, waren nicht in der chronologischen Reihenfolge der Ereignisse oder der Daten der Titel geordnet, sondern spiegelten die Nachrichtenweitergabe zwischen den Korrespondenten und den Zeitungen.³¹ So stellen die Zeitungen der frühen Neuzeit eine collageartige Reihung von Texten dar, in der jeder Nachrichtenblock wiederum sehr unterschiedliche Informationen enthalten konnte. Das Material wurde aus mündlichen Quellen und/oder von Korrespondenten bezogen sowie von offiziellen Unterlagen, Flugblättern und Pamphleten, die referiert wurden. Als Korrespondenten waren nicht nur Träger politischer Macht geschätzt, sondern auch Kaufleute, da deren private Korrespondenz mit ihren Partnern außer Geschäftsbelange auch andere Informationen enthielt. So waren in einer Hamburger Zeitung in der Mitte des 17. Jahrhunderts Nachrichten über Russland zu lesen, die u.a. Informationen aus Narva, Nyen, Dorpat usw. beinhalteten und vom schwedischen Residenten in Moskau, Johan de Rodes, oder aus den Berichten der Generalgouverneure der schwedischen Überseeprovinzen stammten.³² Nach Einschätzung des Literaten, Wirtschaftswissenschaftlers und Zeitungstheoretikers Paul Jacob Marperger (1656–1730) waren Nachrichten

²⁷ KAAREL VANAMÖLDER: Kas Kelch luges ajalehti? [Las Kelch Zeitungen?], in: Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigi 16./17. sajandil, Bd. 3, hrsg. von ENN KÜNG, Tartu 2009 (Eesti Ajalooarhiivi Toimetised, 17 [24]), S. 118–155, hier S. 128f.

²⁸ WELKE, Die Entwicklung (wie Anm. 21), S. 15.

²⁹ Ebenda, S. 12.

³⁰ ASTRID BLOME: Das deutsche Rußlandbild im frühen 18. Jahrhundert. Untersuchungen zur zeitgenössischen Presseberichterstattung über Rußland unter Peter I., Wiesbaden 2000 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 57), S. 32.

³¹ WEBER, Straßburg 1605 (wie Anm. 20), S. 8.

³² MARTIN WELKE: Russland in der deutschen Publizistik des 17. Jahrhunderts (1613–1689), in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 23 (1976), S. 105–276, hier S. 151ff.

aus Privatquellen ein begehrtes Material, denn dadurch gestaltete sich der Inhalt der Zeitung origineller und somit attraktiver für aufmerksame Leser, die der Ausgaben überdrüssig wurden, die mit Hilfe anderer Zeitungen verfasst worden waren und kaum neue Informationen boten.³³

Zeitungen wurden zur Befriedigung der Neugier, aber auch aus beruflichen Gründen gelesen. Als beispielhaften Fall hob Heiko Droste die Klagen der Rigaer Kaufleute aus dem Jahre 1685 hervor, die ihre Stadt existenziell gefährdet sahen, nachdem der Herzog von Kurland eine eigene Postverbindung eingerichtet hatte, die einige Stunden schneller war als die deutsche Post nach Riga. Nun konnten die Mitauer Kaufleute Zeitungen und Nachrichten aus Europa mehrere Stunden früher lesen.³⁴ Auch in Reval bestand Nachfrage nach Zeitungen: Im November 1673 schlossen der Drucker und der Buchbinder einen Vertrag zum gemeinsamen Gebrauch „einer kleinen Bude“ ab, die im Weckengang gemietet wurde. Unter anderem sollten Zeitungen verkauft werden „alldie vielen der Buchdrucker gesonnen, die wochentliche Post-Zeitung zudrucken“.³⁵

Druck und Verkauf der Zeitungen erfolgten an bestimmten Tagen, die mit dem Ein- und Ausgang der Post verbunden waren. Marperger empfahl, die Zeitung einige Stunden vor dem Ausgang der Post zu drucken, um eine rechtzeitige Verteilung und die Aktualität des Inhalts zu gewährleisten.³⁶ Ein wesentlicher Teil der Korrespondenz der europäischen Zeitungen stammte aus denselben Zentren – in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren dies Hamburg, Wien, Köln, Paris und Venedig.³⁷ Die unmittelbare Rolle Hamburgs bei der Vermittlung westeuropäischer Nachrichten nach Stockholm ist in der Forschung unstrittig.³⁸ Mit Stockholm wiederum hatten Reval und vor allem Riga eine ständige Postverbindung. Dass die in Reval ankommende Post auch Zeitungen enthalten konnte,

³³ „Da hingegen das blosse Ausschreiben aus andern gedruckten Avisen, ohne Einschaltung besonderer anderer curiosen Novitäten, von klügen Avisen-Lesern bald bemercket, und der Abgang derselben dadurch vermindert wird“. PAUL JACOB MARPERGER: *Anleitung zum rechten Verstand und nutzbarer Lesung allerhand so wohl gedruckter als geschriebener, Post-Täglich aus unterschiedlichen Reichen, Ländern und Städten, in mancherley Sprachen und Format einlaufender Ordentlicher und Außenordentlicher Zeitungen oder Avisen*, o.O. [1726], S. 21.

³⁴ HEIKO DROSTE: Die geschriebene Zeitung im 17. und 18. Jahrhundert. Ein öffentliches Nachrichtenmedium, in: *Ajalooline Ajakiri* (2009), Nr. 3/4 [129/130], S. 509–525, hier S. 517f.; vgl. PÄRSLA PĒTERSONE: Entstehung und Modernisierung der Post- und Verkehrsverbindungen im Baltikum im 17. Jahrhundert, in: *Acta Baltica* 35 (1997), S. 199–218, hier S. 212f.

³⁵ Buchbinder, Buchdrucker, Buchhändler 1669–1726, in: *Revaler Stadtarchiv (Tallinna Linnaarhiiv*, künftig: TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte Bf 30 III, Bl. 68.

³⁶ MARPERGER, *Anleitung* (wie Anm. 33), S. 20f.

³⁷ SCHRÖDER, *The origins of the German press* (wie Anm. 24), S. 124.

³⁸ PAUL RIES: *The politics of information in seventeenth-century Scandinavia*, in: *The Politics of Information* (wie Anm. 3), S. 237–273; ANN-KATRIN HATJE: Von der königlichen Postzeitung zum „Swänska Argus“. Ein Überblick über die schwedische Presse im 17. und 18. Jahrhundert, in: *400 Jahre Zeitung* (wie Anm. 3), S. 205–221.

wissen wir durch die Dankesworte des Revaler Postmeisters Grubb an den Stockholmer Postdirektor für die wöchentliche Zusendung von ausländischen Zeitungen.³⁹ Es ist bekannt, dass in den ersten Monaten des Jahres 1688 die Kanzlei des livländischen Generalgouverneurs in Riga auch Zeitungen mit der Post nach Reval schickte.⁴⁰

Eine Zeitungsnummer wurde oft von mehreren Personen gelesen und von Hand zu Hand weitergegeben.⁴¹ Während in Deutschland die Auflage einer Zeitungsnummer durchschnittlich bis zu 350–400 oder sogar noch mehr Exemplare erreichen konnte⁴², war dies in Estland und Livland offensichtlich nicht der Fall. Dank Buchholtz wissen wir, dass der Rat von Riga im März 1681 mit dem königlichen Drucker vereinbart hatte, „wegen der wöchentlichen Avisen (...) daß er alle woche 2mal 24 stück zur Zeit gebe und von allem dem, was nebeneinander an placaten, relationen etc gedrucket werden wird, 6 Exemplaria in der Cancelei einliefern volle“.⁴³ Aus dieser Notiz geht allerdings nicht hervor, ob die genannten 24 Exemplare die endgültige Auflage in Riga waren oder nur der Anteil, der dem Rat übergeben werden sollte. In Danzig, das wesentlich mehr Einwohner hatte als Reval und Riga, vereinbarte der Drucker der Stadt im Juli 1691 mit dem örtlichen Postmeister, 100 Exemplare der Zeitung zu drucken.⁴⁴

Nachrichten aus Riga in der „Reval(i)schen Post-Zeitung“

Die mögliche Übertragung der Nachrichten von einer Zeitung in die andere wurde bereits erwähnt. Dies leitet zu der Frage über, woher das Material der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ stammte, in der hauptsächlich Ereignisse aus anderen Orten geschildert wurden. Es muss hier erneut an die Lage und Stellung Revals im schwedischen staatlichen Postsystem erinnert werden. Das Revaler Postamt war eher von innerstaatlicher Bedeutung, verband aber zugleich auch die Provinzen und das Mutterland, Estland war im schwedischen Staat keine weit abgelegene Außenprovinz. Die

³⁹ CEDERBERG, Die Erstlinge (wie Anm. 8), S. 8.

⁴⁰ ENN KÜNG: „...mugavamaid teid, kui nüüd linnade vahel tarvitatakse, on vaevalt leida...“. Postirevisjon Eesti- ja Liivimaa 1687.–1688. aastal [„...bequemere Wege, als jetzt zwischen den Städten gebraucht werden, sind kaum zu finden...“. Die Postrevision in Est- und Livland 1687–1688], in: Tuna 2005, Nr. 4, S. 17–34, hier S. 25.

⁴¹ BRENDAN DOOLEY: Die Entstehung von Gleichzeitigkeit im europäischen Bewusstsein auf der Grundlage der politischen Nachrichtenpresse, in: Presse und Geschichte. Leistungen und Perspektiven der historischen Presseforschung, hrsg. von ASTRID BLOME und HOLGER BÖNING, Bremen 2008 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, 36), S. 49–67, hier S. 51f.

⁴² WELKE, Russland (wie Anm. 32), S. 154–165.

⁴³ BUCHHOLTZ, Geschichte der Buchdruckerkunst (wie Anm. 19), S. 166.

⁴⁴ KARL HEINZ KRANHOLD: Frühgeschichte der Danziger Presse, Münster 1967 (Studien zur Publizistik. Bremer Reihe. Deutsche Presseforschung, 9), S. 117.

Verbindung des Revaler Postamts mit dem Außenpostnetzwerk auf dem Landwege war zu einem hohen Maße von der Vermittlerrolle Rigas abhängig. Nur während der schiffbaren Jahreszeit wurden Privatbriefe aus Reval direkt per Schiff nach Westeuropa geschickt.⁴⁵ Auch Auslandsnachrichten gelangten folglich hauptsächlich über Riga nach Reval.

Es sind wesentlich mehr Ausgaben von Rigaer Zeitungen, insbesondere der „Rigischen Novellen“, erhalten geblieben als von der „Reval(i)schen Post-Zeitung“.⁴⁶ Der Vergleich der Revaler Zeitung mit den Ausgaben der Rigaer Zeitung aus derselben Periode ist wegen des fragmentarischen Charakters der Quelle nur in begrenztem Umfang möglich. Erwartungsgemäß können vor allem die Jahrgänge von 1691 und 1692 in Betracht gezogen werden. Beim Vergleich der beiden Zeitungen konnten aus dem Zeitabschnitt von 1690 bis 1705 insgesamt 59 miteinander verbundene Zeitungsnummern festgestellt werden, deren Nachrichten eine vergleichende Analyse ermöglichen (siehe Anhang 1).

Eine klare Verbindung zwischen der Revaler und der Rigaer Zeitung wird durch drei Merkmale nachgewiesen:

1. Der Inhalt der Ausgaben der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ ähnelt sehr dem der entsprechenden Ausgaben der „Rigischen Novellen“ sowohl aufgrund der Anzahl der Nachrichten als auch in Hinblick auf deren Reihenfolge und Sprachgebrauch.

2. Für die Texte der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ wurde über längere Zeit in der Regel nur der Inhalt der entsprechenden Ausgabe der „Rigischen Novellen“ verwendet, Nachrichten aus anderen Quellen finden sich eher selten.

3. Die Herausgabe der „Revalschen Post-Zeitung“ ist mit dem Erscheinungsrhythmus der „Rigischen Novellen“ verbunden.

Die in der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ erschienenen Nachrichten sind sowohl vom Sprachgebrauch als auch vom Satzbau her denen der Rigaer Zeitung so ähnlich, dass wir von einer identischen Übertragung sprechen können – mit Ausnahme von gewissen orthografischen Variationen, die zeittypisch sind. Als alternative Variante wäre denkbar, dass bei der Produktion beider Zeitungen die Ausgaben aus Hamburg oder anderen Städten verwendet wurden. Aber die enge Verbindung der „Revalschen Post-Zeitung“ gerade mit den „Rigischen Novellen“ lässt sich durch solche Texte nachweisen, die in Riga verfasst und in der Revaler Zeitung veröffentlicht wurden. So finden wir in der „Revalschen Post-Zeitung“ vom 9. Oktober 1690 eine Nachricht über die Abreise des Generalgouverneurs Jakob Hastfer nach Stockholm, die wortwörtlich aus der vier Tage zuvor erschienenen Rigaer Zeitung übernommen wurde und ähnlich datiert

⁴⁵ KÜNG, „... mugavamaid teid“ (wie Anm. 40), S. 26.

⁴⁶ Vgl. Eestis ilmunud saksa-, vene- ja muukeelne periodika (wie Anm. 2), S. 228-234. Die vorliegende Analyse beruht auf den Materialien des Instituts für historische Presseforschung der Universität Bremen, unter denen sich Kopien der Ausgaben in Moskau und in Riga befinden.

war.⁴⁷ Aus der Rigaer Zeitung gelangte auch eine dort verfasste Kurznachricht („Riga/ vom 29. Maij“) über die Belagerung von Namur durch die Franzosen und das Erscheinen der alliierten Flotte vor Brest in die „Revalsche Post-Zeitung“⁴⁸

Oft wurden die Nachrichten der „Rigischen Novellen“ verkürzt von der Revaler Zeitung übernommen, was durch das folgende Beispiel belegt wird:

– **Tabelle 2.** Übertragung der Nachricht aus der Rigaer Zeitung in die Revaler Zeitung in verkürzter Form

„Rigische Novellen“, Nr. 34 27.4.1692	„Revalsche Post-Zeitung“, Nr. 35 2.5.1692
<i>Smirna/ vom 28 Februarij</i>	<i>Smirna/ vom 28. Febr.</i>
Dieser Tagen ist ein Persianischer Gesander zu Constantinopel angelanget/ welcher als balt nach seiner Ankunfft von dem Caimacam präterdirte/ daß er ihm die erste Visite geben solte/ weilen aber der Caimacam ihm zur Antwort gab d[a]ß er dem Gesande in aller eil und sehr übel zufrieden nach Adrianopel/ alwo der Hof sich izeo befind/ auffgebrochen.	
<i>Der Groß-Vizier ist mit denen Krieges-Affairen alda ungemeyn beschäfftiget/ und weilen kein Geld im Schaze zu außführung der künfftigen Campagne vorhanden/ Contributionses/ wegen Schwierigkeit des Volcks/ unmöglichen zu erhalten/ als lauret er auf die Grossen/ welche er umb die geringste Ursach absetzet und ihre Güther confisciret/ welches auch den General der Janitscharen nur neulich betroffen.</i>	<i>Der Groß-Vizier ist mit denen Krieges-Affairen alda ungemeyn beschäfftiget/ und weilen kein Geld im Schaze zu außführung der künfftigen Campagne vorhanden/ Contributionses/ wegen Schwierigkeit des Volcks/ unmöglichen zu erhalten/ als lauret er auf die Grossen/ welche er umb die geringste Ursach absetzet und ihre Güter confisciret/ welches auch den Gen. der Janitscharen nur neulich betroffen</i>

⁴⁷ Riga/ vom 5. Octob. Gestern Abend sind Seine Erleuchte Hoch Gräffliche Excellence der Herr General Gouverneur Hastfer/ nachdem selbige vergangen Donnerstag vorher das Ernst Feuerwerck/ so jenseit der Düna bey der Koebrunn Schanze/ unter der Direction des Herrn Major der Artollerie Lorrffenschild/ bey schönen Wetter und mit guten Effect präsentiret war/ mit [?] angesehen: unter gedoppelter Lösung der Canonen von hier nach Neumünde/ umb von dar auff einen Krieges-Schiffe sich ferner nach Stockholm zu begeben/ abgereist. Rigische Novellen, Nr. 80, 5.10.1690; vgl. Revalsche Post-Zeitung, Nr. 81, 9.10.1690 (s. Anhang 1, Nr. 1).

⁴⁸ Riga/ vom 29. Octob. Gestriege Brieffe haben mitgebracht/ daß die Franzosen namur belagert; und der Alliierten Flotte vor Brest sey. Rigische Novellen, Nr. 43, 29.5.1692; vgl. Revalsche Post-Zeitung, Nr. 44, 2.6.1692.

Den Tartar Chan erwarthet man dises Jahr sehr starck/ weiln er in grosser Furcht/ daß er sonst wieder abgesezet werden möchte/ lebet.	
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--

In diesem Beispiel wurde die Nachricht sowohl am Anfang als auch am Ende gekürzt. Öfter trifft man aber in der Revaler Zeitung auf Nachrichten, in denen nur wenige abschließende Sätze im Vergleich zur Rigaer Nachricht verschwunden sind.

Anhand dieses Beispiels sehen wir, dass ein Nachrichtenblock anfänglich drei unterschiedliche Nachrichten enthielt, wie es für die Zeitungen der frühen Neuzeit charakteristisch war. In dieser Hinsicht vermittelten die „Rigischen Novellen“ zweifellos mehr Informationen. Die Verkürzung in der Revaler Zeitung vereinfachte eine Nachricht oder ließ sie gar ihren ursprünglichen Sinn verlieren. Als kuriose Beispiel einer Kurzfassung in der „Revalschen Post-Zeitung“ kann eine dreizeilige Nachricht aus Venedig angeführt werden, wie „im Königreich von Candia eine Verrätherey entdeckt wurde“.⁴⁹ In den „Rigischen Novellen“ umfasst der Nachrichtenblock mit demselben Titel eine ganze Spalte und enthält zudem noch andere Nachrichten aus dem Mittelmeergebiet.⁵⁰

Abgesehen von den sprachlichen Ähnlichkeiten sind die Nachrichtenblöcke der Revaler Zeitung auch in derselben Reihenfolge wie in der Rigaer Zeitung aufgeführt. In den 59 analysierten Revaler Zeitungsnummern werden in 21 Fällen die Nachrichten im identischen Wortlaut und in identischer Reihenfolge weitergegeben, in 28 Fällen ist die Reihenfolge dieselbe, aber ein Teil der Nachrichten aus Riga ist in der Revaler Zeitung ausgelassen oder deren Reihenfolge ist geändert worden. In zehn Ausgaben sind die Unterschiede größer, was unten noch eingehender beschrieben werden soll. Die Auslassung von Nachrichten wird durch den folgenden Vergleich gezeigt:

– **Tabelle 3.** Auslassung der in der Rigaer Zeitung veröffentlichten Nachrichten in der Revaler Zeitung

„Rigische Novellen“, Nr. 33 24.4.1692	„Revalsche Post-Zeitung“, Nr. 34 28.4.1692
Meyland/ vom 26. Martij.	
Paris/ vom 11. April.	Paris/ vom 11. April.
Wien/ vom 10. April.	Wien/ vom 10. April.

⁴⁹ Venedig/ vom 12. April. Aus Levante hat man/ daß zu Suda im Königreich von Candia eine Verrätherey entdeckt/ und das 8. der Complices/ welche den Ort an die Türcken überlieffern worden wollen/ aufgehencckt worden sein. Revalsche Post-Zeitung, Nr. 36, 5.5.1692.

⁵⁰ Vgl. Venedig/ vom 12. April. Rigische Novellen, Nr. 35, 1.5.1692.

Smirna/ vom 23. Martij.	
<i>Amsterdam/ vom 16. April.</i>	<i>Amsterdam/ vom 16 April.</i>
<i>Brüssel/ vom 16. April.</i>	<i>Brüssel/ vom 16 April.</i>
<i>Aus dem Haag/ vom 18. April.</i>	<i>Haag/ vom 18. April.</i>
<i>Venedig/ vom 5 April.</i>	<i>Venedig/ vom 5. April.</i>
<i>Bergen in Hennegau/ vom 14. April.</i>	<i>Bergen in Hennegau/ vom 14. April.</i>
<i>Copenhagen/ vom 9 April.</i>	<i>Copenhagen/ vom 9. April.</i>

Wahrscheinlich hatte die Auslassung von Nachrichten denselben Grund wie die Verkürzung von Texten – Platzmangel. Fraglich bleibt, ob die Anzahl der Nachrichten nach einem Prinzip oder mechanisch verringert wurde. Es scheint jedoch, dass die Nachrichten nach ihrem Inhalt selektiert wurden. So ließ man in der Zeitung vom 2. November 1691 eine Nachricht aus, die in den „Rigischen Novellen“ als dritte Nachricht veröffentlicht worden war⁵¹ (es ging um einen Brand in Stockholm).⁵² Wären die Nachrichten mechanisch ausgelassen worden, hätten gerade diejenigen Nachrichten fehlen müssen, die in der Rigaer Zeitung zuletzt aufgeführt wurden.

Die enge Verbindung der Revaler und der Rigaer Zeitung erklärt, weshalb die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ montags und donnerstags herausgegeben wurde. In Riga erschien die Zeitung bis Ende 1703 mittwochs und sonntags, anschließend kriegsbedingt montags und donnerstags.⁵³ So ist festzustellen, dass die Zeitung, die am Donnerstag (später Mittwoch) in Riga veröffentlicht wurde, in die Montagsnummer der Revaler Zeitung „transformiert“ wurde, die Rigaer Sonntagsnummer (später Montagsnummer) fand sich in der Revaler Donnerstagsnummer wieder. Die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ beruhte stets auf ihrem Rigaer Pendant der laufenden Woche und nie auf einer älteren Nummer. Somit waren für die Redaktion und den Druck in Reval durchschnittlich fünf bis sechs Tage erforderlich (siehe Anhang 1). Der regelmäßige Erscheinungsrhythmus der Zeitungen spiegelt sich auch in deren Nummerierung: So wurde die 45. Ausgabe der

⁵¹ Rigische Novellen, Nr. 86, 28.10.1691, enthielt insgesamt sieben Nachrichten: Napolis/ vom 29. Sept; Wien/ vom 18. Octobr; Stockholm/ vom 7 Octobr; Nieder-Elbe/ vom 16. Octobr; Bericht von dem Gefecht des Portugisisch. Schiffs Nostra Signora de Piedade das Chagas gegen 4 Türckische See-Räuber/ sub dato Lissabon/ vom 25. Sept; Paris/ vom 19. Octobr; Amsterdam/ vom 24 October.

⁵² Stockholm/ vom 7 Octobr. Zwey Stunden vor Abgang der Posenistunde [?] alhier ein grosses Fuerbrunst in Süder Schlacht-Hause/ selbiges ist nicht allein schon meistens abgebrand/ sondern es hat auch das grosse Mühlen-Hauß und mehr andere Häuser in selbiger Gegend bereits angestecket/ und weiln zu gleich ein grosser Sturm ist/ so wird wegen de[r] Schiffs-Brücke sehr befürchtet/ daß selbig[e] von solchem Unglücke auch möchte ergrissen werden/ sintemahlen das Feuer annoch in voller Flamme/ GOtt tröste die jenigen/ so in selbige etliche 1000 verliehren. Ebenda.

⁵³ Denen Herren Liebhabern der Novellen dienet zur dienstlichen Nachricht/ daß wegen jezig Zustand der Zeit die Rigische Novellen, in den mit GOtt neu antretenden Neuen-Jahre allemahl künfftig Montags und Donnerstags nach 10. Uhren ausgegeben werden sollen/ damit den Neueste allemahl mit darinnen kommen kan. Rigische Novellen, Nr. 104, 30.12.1703.

„Rigischen Novellen“ am Sonntag, den 5. Juni 1692 veröffentlicht, die identische 46. Nummer der „Revalschen Post-Zeitung“ wurde am Donnerstag, den 9. Juni 1692 veröffentlicht. Damit war die Revaler Zeitung gegenüber ihrer „Mutterzeitung“ in der Regel um eine Nummer im Rückstand. 1691 vergrößerte sich der Rückstand in der Nummerierung auf zwei Nummern, aber die zeitliche Verzögerung blieb gleich.

Die kontinuierliche Zusendung der „Rigischen Novellen“ nach Reval war dank einer gut funktionierenden Postverbindung möglich. Aufgrund der Materialien der Postrevision, die 1687/88 in Estland und Livland durchgeführt wurde, wissen wir, dass die Post aus Riga am Montag, Donnerstag und Sonntag nach Estland geschickt wurde.⁵⁴ In diesen Rahmen passt sich der Erscheinungszyklus der Rigaer Zeitung auch nach den Änderungen von 1703 gut ein, vorausgesetzt, dass die Zeitung in Riga um 10 Uhr morgens erhältlich war. Auch die Erscheinungstage der Rigaer Zeitung waren mit der Regelung des Postverkehrs verbunden, denn sie kam am Tag nach der Ankunft der Post heraus.⁵⁵ Für Stockholm ist bekannt, dass in aller Regel zwischen der Ankunft der Post vom Kontinent und dem Erscheinen der gedruckten Zeitung ein Tag verstrich.⁵⁶ Eine ähnliche Regelung in Riga wird durch das oben angeführte Beispiel (Anm. 48) der „örtlichen“ Nachricht bestätigt, die 1692 in Riga veröffentlicht wurde und aus den „Gestriegen Briefen“ stammte.

Über die Ankunft der Post in Reval am Ende des 17. Jahrhunderts hatten wir bisher keine genaueren Angaben. Dank der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ kann diese Lücke nun einigermaßen geschlossen werden, denn die regelmäßige Herausgabe der Rigaer Zeitung (unter anderem Namen) in Reval illustriert die gute und stabile Postverbindung mit Riga. Die Tatsache, dass die Donnerstags- und Sonntagsausgabe der „Rigischen Novellen“ in Estland entsprechend am Montag oder Donnerstag meist in gekürzter Form als „Reval(i)sche Post-Zeitung“ herausgegeben wurde, lässt vermuten, dass die Post aus Riga spätestens am selben Tag oder einen Tag früher in Reval angekommen sein musste. Der Name „Reval(i)sche Post-Zeitung“ war somit völlig berechtigt, da die Zeitung von der Postverbindung mit Riga abhängig war.

Abweichende Nummern der Revaler Zeitung

Aber wie wurde die Revaler Zeitung zusammengestellt, wenn sich die Post aus Riga verspätete? Das Problem war den damaligen Zeitungsmachern sicherlich bekannt. Auch Marperger beschreibt lebhaft den Informations-hunger, der bei Störungen in der Postverbindung auftrat:

⁵⁴ KÜNG, „... mugavamaid teid“ (wie Anm. 40), S. 24. Die Daten aus diesem Artikel sind in Wochentage umgerechnet.

⁵⁵ Ebenda, S. 23.

⁵⁶ DROSTE, Die geschriebene Zeitung (wie Anm. 34), S. 517.

„Wie es dann auch schon verdrüßlich genug ist, wann bey Winterszeit und bösen Wegen, oder aus andern Umständen, die Avisen an einem Post-Tage gar ausbleiben, und man also einer angenehmen Speise beraubt wird, auf welche man doch so begierig gewartet hat“.⁵⁷

Hinweise auf Störungen in der Postverbindung kann man in den Revaler und Rigaer Zeitungen finden. Die „Revalsche Post-Zeitung“ vom 16. Mai 1692 informierte ihre Leser in einer separaten Mitteilung: „die Teutsche Post ist ausgeblieben“. Unter der „deutschen Post“ war die oben beschriebene Verbindung von Riga nach Reval zu verstehen.⁵⁸

Auch in der Rigaer Zeitung gab es ähnliche, vom Hauptinhalt separat gesetzte Mitteilungen über Störungen bei der Weiterleitung der „deutschen Post“, allerdings waren diese Informationen nicht so lakonisch formuliert wie in der Revaler Zeitung. Die Zeitungsläser wurden auch über die Verspätung oder nur teilweise Ankunft der Post unterrichtet.⁵⁹ Die Verbindung zwischen der Weiterleitung der Post und der jeweiligen Ausgabe der Zeitung wird deutlich durch eine Mitteilung in den „Rigischen Novellen“ vom April 1695, in der Störungen bei der Herausgabe der Zeitung entschuldigt werden, die (wieder) durch mehrfache wetterbedingte Unterbrechungen in der Übermittlung der „deutschen Post“ zustande gekommen seien.⁶⁰

Wie bereits erwähnt, waren die Unterschiede bei zehn Ausgaben größer. Vergleicht man die Nummern der „Reval(i)schen Post Zeitung“ und der „Rigischen Novellen“ in der Friedenszeit, sind nur drei vollständig und vier teilweise voneinander abweichende Ausgabenpaare zu finden. Im letzteren Falle enthielt die Revaler Zeitung außer den Mitteilungen aus der Rigaer Zeitung auch andere Nachrichten. Gerade die vollständig voneinander abweichenden Nummern aber könnten auf Störungen in der Postverbindung hinweisen. Derartige Fälle ereigneten sich Ende Dezember 1691 sowie Anfang April und Ende Oktober 1692 (siehe Anhang 1), als die Lage auf den Straßen tatsächlich schlimmer als gewöhnlich gewesen sein könnte. Auch andere Faktoren können nicht ausgeschlossen werden – in einer Nummer der „Rigischen Novellen“ von 1698 werden die Leser im Voraus über eine feiertagsbezogene Erscheinungspause benachrichtigt.⁶¹

⁵⁷ MARPERGER, Anleitung (wie Anm. 33), S. 20.

⁵⁸ Siehe KÜNG, „... mugavamaid teid“ (wie Anm. 40), S. 23ff.

⁵⁹ Z.B. „Die Deutsche Post ist heute nach Mittage umb 4 noch nicht angekommen.“ Rigische Novellen, Nr. 22, 18.4.1694; „Die Deutsche Post/ ist ausser die Königsbergische/ ausgeblieben“. Rigische Novellen, Nr. 18, 2.3.1690.

⁶⁰ Z.B. „Die Post ist nicht angelang[en] [we]gen des schlimmen Weges.“ Rigische Novellen, Nr. 96, 29.11.1693; „Wegen des schlimmen Weges und vielen aufgeschwollenen Wassers fehlen 3. Teutsche Posten/ wolle also der geneigte Liebhaber excusiren, daß mit den Novellen demselben nicht nach Gebühr auffgewartet wird.“ Rigische Novellen, Nr. 32, 21.4.1695.

⁶¹ „Wegen des herannahenden H. Chriß-Fests werden die Novellen nechst-künfftigen Sonnabend umb 12 Uhr außgegeben.“ Rigische Novellen, Nr. 102, Mittwoch, 21.12.1698.

Was für eine Zeitung wurde in Reval am Ende der schwedischen Zeit gelesen?

Wenn die Rigaer Zeitung nicht rechtzeitig in Reval ankam, bleibt die Frage, worauf der Inhalt der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ in solchen Fällen beruhte? Inhalt und Form der voneinander abweichenden Nummern unterscheiden sich nicht von anderen. Da die wichtige Rolle Hamburgs als Korrespondenzzentrum mit großem Einfluss auf den Ostseeraum bekannt ist, wurden die Ausgaben der „Revalschen Post-Zeitung“, die keine Entsprechung in Riga hatten, für diesen Artikel mit den Ausgaben der Hamburger Zeitungen „Nordischer [Mercurius]“⁶² und „Relations-Courier“⁶³, die im Institut für historische Presseforschung der Universität Bremen vorhanden sind, verglichen. Die erhaltenen Ausgaben der Zeitungen decken das Jahr 1691 gut ab, aber da vom Jahr 1692 nur zwei Ausgaben des „Nordischen [Mercurius]“ erhalten sind⁶⁴, bleibt der Vergleich mit dem „Relations-Courier“ unvollständig. Der Vergleich mit der Revaler Zeitung ergab, dass die „Revalsche Post-Zeitung“ Nr. 104 vom 28. Dezember 1691 (Anhang 1, Nr. 17) auf der Grundlage des „Nordischen [Mercurius]“ Nr. 195 verfasst wurde:

– **Tabelle 4.** Übertragung von Nachrichten aus der Hamburger Zeitung „Nordischer [Mercurius]“ in die „Revalsche Post-Zeitung“

„Nordischer [Mercurius]“, Nr. 195 11.12.1691	„Revalsche Post-Zeitung“, Nr. 104 28.12.1691
<i>Lemberg vom 29 Nov.</i>	<i>Debresin in Obern-Ungarn/ vom 23. Nov.</i>
<i>Debresin in Ober-Ungarn vom 23. Novemb.</i>	<i>Londen/ vom 11. Dec.[b]</i>
<i>Wien vom 9 Dec.</i>	<i>Haag/ vom 16. Dec.</i>
<i>Aus der Pfalz vom 11 Dec.</i>	<i>Wien/ vom 9. Dec.</i>
<i>Aus der Bergstaffen von 12 Dec.</i>	<i>Elsinegn/ vom 19. Nov.</i>
<i>Elsinegn vom 19 Nov.</i>	<i>Aus dem Lager vor Montmelion vom 2 Dec.</i>
<i>Aus dem Lager vor Montmelion vom 2 Dec.</i>	<i>Pariß/ vom 10. Dec.</i>

⁶² Der Name der Zeitung „Nordischer Mercurius“ bestand von 1679 bis 1694 aus dem Wort „Nordischer“, dem die Merkur-Vignette folgte. Danach trug die Zeitung kurzzeitig den Namen „Nordischer Mercurius“, später wurde der Name erweitert. Seit 1672 wurde die Zeitung mit Beilagen zweimal wöchentlich herausgegeben. Siehe HOLGER BÖNING, EMMY MOEPPS: Hamburg. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften. Von den Anfängen bis 1765, Bd. 1.1, Stuttgart u. Bad Cannstatt 1996 (Deutsche Presse. Bibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815), S. 19f.

⁶³ Die Zeitung „Relations-Courier“ wurde spätestens 1688 viermal wöchentlich und seit 1690 mit Beilagen herausgegeben. Siehe BÖNING, MOEPPS, Hamburg (wie Anm. 62), S. 35f.

⁶⁴ Die deutschen Zeitungen (wie Anm. 26), Bd. 1, S. 183.

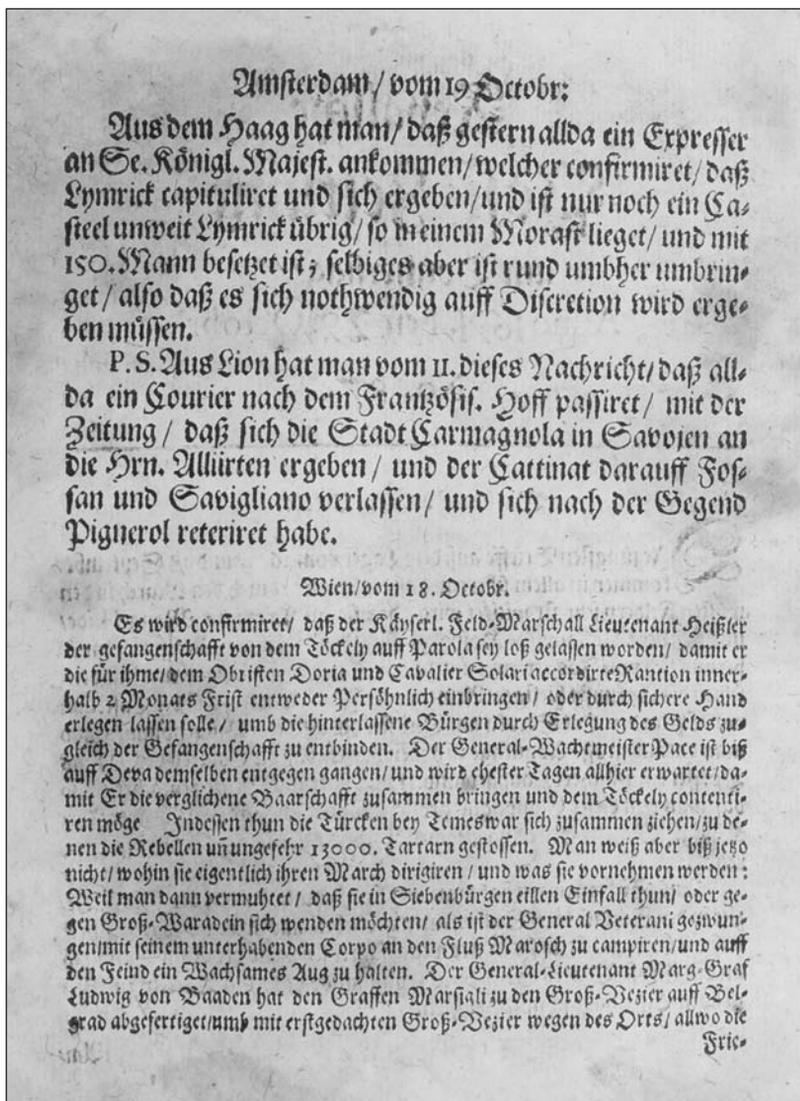
Madrid vom 28 Nov.	<i>Dublin/ vom 7. Dec.</i>
<i>Pariß vom 10 Dec.</i>	<i>Londen/ vom 11. Dec. [a]</i>
<i>Dublin vom 7 Dec.</i>	<i>Copenhagen/ vom 5. Dec.</i>
<i>Londen vom 11 Dec. [a]</i>	
<i>Londen vom 11 December. [b]</i>	
<i>Haag vom 16 Dec.</i>	
<i>Coppenhagen vom 5. Dec.</i>	

Deutlich erkennbar wurden die Prinzipien der Zusammenstellung der Revaler Zeitung auch in diesem Falle nicht geändert: als Basis dient die „Spenderzeitung“, deren Nachrichten wortwörtlich übernommen wurden, wobei die Anzahl der Mitteilungen verringert wurde. Für die von der Rigaer Zeitung abweichenden Ausgaben der „Revalsche Post-Zeitung“ aus dem Jahr 1692 gab es hingegen keine Entsprechung mit den Ausgaben des „Relations-Courier“.

Die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ beruhte in der Regel auf der Rigaer „Spenderzeitung“ und übernahm die Informationen oft verkürzt, indem einige Nachrichten ausgelassen oder die Länge der Nachrichtenblocks beschnitten wurde. Die „Rigischen Novellen“ und die „Reval(i)sche Post-Zeitung“ waren vierseitige Zeitungen im Quartformat, beide Zeitungen hatten die gleiche Größe. Da der Text in den „Rigischen Novellen“ in zwei Spalten gegliedert war, mag die Platznutzung etwas effektiver gewesen sein.

Aufgrund von Nachrichtenmangel, Verkürzung oder Auslassung von Material konnte somit freier Platz entstehen. Um die vier Seiten gleichmäßig mit Text zu bedecken, wurden zunächst die Schrift und der Abstand im Nachrichtenblock vergrößert. Schwankungen der Textgröße waren je nach Gestaltungsbedarf bei den Zeitungen der frühen Neuzeit normal; auch bei den „Rigischen Novellen“ und der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ ist dies oft festzustellen. So wurden in der 92. Ausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ aus dem Jahr 1691 zuerst zwei Nachrichten der Parallelausgabe der „Rigischen Novellen“ ausgelassen. Da dadurch ein Platzüberschuss entstand, wurde dieser durch die Vergrößerung der Schrift ausgeglichen – auf der ersten Seite der Ausgabe weist der Text noch Standardgröße auf, doch wird er auf den folgenden Seiten immer größer, so dass die verbliebenen Nachrichtenblocks bis zur letzten, d.h. der vierten Seite, ausgedehnt wurden. Da eine halbe Seite immer noch leer blieb, wurde sie mit drei Nachrichten aus anderen Quellen gefüllt, im Vergleich zum vorherigen Text in einer viel kleineren Schrift (siehe Abb. 1). Hier kann gezeigt werden, dass die zusätzlichen Nachrichten aus einer Ausgabe des „Relations-Couriers“ stammten, die zehn Tage früher erschienen war als die Revaler Zeitung; die letzte der „Relations“-Nachrichten war aus Platzmangel wiederum um etwa die Hälfte verkürzt worden.⁶⁵ Somit liegt es nahe, dass in den Fällen,

⁶⁵ Vgl. Revalsche Post-Zeitung, Nr. 92, 16.11.1691 und Relations-Courier, Nr. 174, 44 Woche 4tes Stück (Freitagis), 6.11.1691.



– Abb. 1. „Revalsche Post-Zeitung“, Nr. 92, 16.11.1691.

in denen die Revaler Zeitung auf der Grundlage von mehreren Quellen verfasst wurde, nicht der Inhalt der Nachrichten, sondern in erster Linie die Platzfrage ausschlaggebend war.

Ein außergewöhnliches und interessantes Beispiel für die Hinzufügung einer Nachricht und die entsprechende Verkürzung des Inhalts ist in der 87. Ausgabe der „Revalschen Post-Zeitung“ vom 29. Oktober 1691 zu finden. Die einzige Nachricht, die sich vom Inhalt der „Rigischen Novellen“ unterscheidet, ist am Ende als lokale Mitteilung zu finden und berichtet von zwei Bauern, die in der Nähe von Reval – in der Kleidung aus der Gegend

um Oberpahlen – tot aufgefunden worden waren. Der Lokalbezug dieser Nachricht steht in starkem Kontrast zu den anderen Texten dieser Ausgabe. Den Grund für die Veröffentlichung einer derartig auffallenden Nachricht finden wir in der 85. Ausgabe der „Rigischen Novellen“, die eine Nachricht aus Dorpat über Professor Lars Micrander (?–1706) enthält, der in der Nähe von Helmet in Korküll Mineralwasserquellen entdeckt haben soll. Eine Nachricht mit demselben Wortlaut war in der „Revalschen Post-Zeitung“ als letzte Nachricht jedoch bereits drei Wochen zuvor, am 8. Oktober veröffentlicht worden. Daher wurde sie nun ausgelassen und der freie Platz mit der lokalen Mordnachricht gefüllt. Bemerkenswert ist außerdem, dass die Daten der beiden Nachrichten aus Dorpat unterschiedlich sind, weshalb es unwahrscheinlich ist, dass diese Nachricht direkt aus der Revaler Zeitung in die „Rigischen Novellen“ übernommen wurde. Vielmehr ist dieselbe Nachricht wohl auf unterschiedlichen Wegen in beide Gouvernementsstädte gelangt. Weitere Lokalnachrichten gibt es in den verfügbaren Ausgaben der Revaler Zeitung aus der Zeit vor dem Krieg nicht. Es ist dabei bemerkenswert, dass diese Nachricht in beiden Fällen zuletzt gebracht wird. Vermutlich kann hier Kyra Robert zugestimmt werden, dass Lokaleignisse bis zur Jahrhundertwende nur dazu verwendet wurden, den leeren Platz zu füllen, den die Auslandsnachrichten ließen.⁶⁶

Nach dem Ausbruch des Großen Nordischen Krieges jedoch stieg die Wichtigkeit der Lokalnachrichten; zudem ereigneten sich häufig Störungen in der Postverbindung. Trotz der Knappheit des Vergleichsmaterials kann man den fortdauernden Einfluss der Rigaer Zeitung auf die Revaler Zeitung weiterhin feststellen. Der aufeinander bezogene Erscheinungsrhythmus der Zeitungen änderte sich nicht. Aus der Rigaer Zeitung wurden vor allem die Auslandsnachrichten übernommen und bei Bedarf sonstige Nachrichten hinzugefügt. Während des Krieges wurden in den „Rigischen Novellen“ jedoch mehr Lokalnachrichten aus Reval veröffentlicht, die in der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ dann ersetzt wurden: So wurden im August 1705 alle Auslandsnachrichten der Rigaer Zeitung übernommen, außer denjenigen, die aus Reval stammten, und der entstandene Platz mit einer Nachricht aus Riga gefüllt, die aus anderen Quellen stammte – und in größerer Schrift gedruckt war.⁶⁷

* * *

Da es sich bei der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ praktisch um eine verkürzte Ausgabe der „Rigischen Novellen“ handelte, entsteht die Frage, ob diese Tatsache auch der breiteren Öffentlichkeit bewusst war. Immerhin durfte der Moskauer Zarenhof darüber informiert gewesen sein, denn er

⁶⁶ ROBERT, Meie ajakirjanduse esiklaps (wie Anm. 11), S. 104.

⁶⁷ Vgl. Rigische Novellen, Nr. 69, 28.8.1705, und Revalische Post-Zeitung, Nr. 70, 31.8.1705.

bezog vorwiegend Zeitungen aus dem nordöstlichen Teil des deutschsprachigen Gebiets – Berlin, Danzig, Königsberg, ab 1681 auch aus Riga. Die ins Russische übersetzten Nachrichten wurden dem Zaren und den Bojaren vorgelesen.⁶⁸ Die Aufnahme der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ in die Liste der übersetzten Zeitungen war nicht nötig, denn die Rigaer Zeitung wurde früher veröffentlicht und enthielt detailliertere Informationen.

Vermutlich waren die Verbindungen zwischen den zwei Zeitungen auch den Vertretern der Zentralmacht, dem Magistrat und den Fernkaufleuten bekannt, die Kontakte nach Riga besaßen. Über die Rigaer Zeitungen wurde im November 1680 auch im Revaler Rat diskutiert.⁶⁹ Obwohl der Wortlaut dieser Information wenig informativ ist, muss sie im Kontext des damaligen „Zeitungsstreits“ zwischen der Zentralmacht und dem Rigaer Magistrat betrachtet werden.⁷⁰ Die in Riga herausgegebenen Zeitungen dürften bald auch in Reval ausgeliefert worden sein, doch war ihre Zahl schon wegen der Auflage nicht so groß, dass es die Ausgabe einer lokalen Zeitung behindert hätte. In Estland wurde bislang kein Exemplar der Rigaer Zeitung gefunden. Zugleich reichte ein Exemplar der Rigaer Zeitung, um nach der Ankunft mit der Post in Reval zu einer lokalen Zeitung zu werden.

Es gab wohl für die Herausgabe der Revaler Zeitung keine andere Alternative. Die Postverbindung zwischen Riga und Reval war gut genug; einige Hamburger Zeitungen kamen nach Reval, doch war angesichts der geografischen Distanz und der Abhängigkeit der Informationen von der Schiffbarkeit der Ostsee diese Verbindung nicht konkurrenzfähig.

Der Zeitungsverkehr befand sich im 17. Jahrhundert in Schweden unter staatlicher Kontrolle. Der Zugang zu ausländischen Zeitungen war nur einem kleinen Kreis von Adligen und Beamten möglich, die unmittelbar an der Regierung und der Verwaltung des Schwedischen Reiches teilhat-

⁶⁸ INGRID MAIER: Presseberichte am Zarenhof im 17. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 6 (2004), S. 103-129, hier S. 105.

⁶⁹ Eod wurde H. Secret. Pretsikers auß Riga Schreiben weg den übersanten Gazetten verlesen, und soll selbes d[en] Ehrhafften gemeine communiciret worden. Revaler Magistrat, Ratsprotokolle 1680, in: TLA 230-1-A.b.105, Bl. 313p.

⁷⁰ Die Herausgabe der Zeitung in Riga war direkt mit der Zensurpolitik der schwedischen Verwaltung verbunden, die 1680 aus politischen Gründen die Distribution der beliebten Königsberger Zeitung in der Stadt verbat. Um das Informationsvakuum zu füllen, initiierte der Magistrat ein neues Projekt, um eine lokale Zeitung (die späteren „Rigischen Novellen“) zu gründen. Die neue Zeitung wurde durch einen Staatsbeamten zusammengestellt, der quasi als Zensor fungierte und für seine Arbeit 100 Staatstaler pro Jahr erhielt. Zunächst stellte der Sekretär des Generalgouverneurs die Zeitung in Riga zusammen, ab 1684 übernahm dies der Burggerichtsssekretär, der dazu berechtigt war, Auszüge aus ausländischen Zeitungen zu machen, diese in Riga drucken zu lassen und im ganzen Land steuerfrei weiterzuleiten. Siehe BUCHHOLTZ, *Geschichte der Buchdruckerkunst* (wie Anm. 19), S. 166ff.; KÜNG, „...mugavamaid teid“ (wie Anm. 40), S. 22f.

ten.⁷¹ Für die Herausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ auf Grundlage der zensierten Rigaer Zeitung war kein inhaltlicher Redakteur oder Zensor mehr nötig. Es ist daher durchaus vorstellbar, dass hinter ihr der Drucker Christoph Brendeken stand.

Wie gesehen, kam die „Transformation“ der Nachrichten innerhalb von wenigen Tagen zustande, wie es bei der Zusammenstellung von Zeitungen in der frühen Neuzeit üblich war. Deshalb mussten Aktualität und Wert der Revaler Zeitung für die Stadtbewohner nicht unbedingt niedriger sein – die Zeitung wurde ja immerhin 22 Jahre lang herausgegeben. Ähnlich den Rigaer und Hamburger Zeitungen verwendete der Drucker den Platz in der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ auch zur Weitergabe sonstiger Informationen und für Werbung, indem er die Leser über die Produktion seiner Druckerei informierte – Plakate, Flugblätter usw. Diese Mitteilungen sind vom Hauptinhalt der Zeitung visuell klar getrennt, da sie sich am Ende der letzten Seite finden und die allgemeine Komposition der Zeitung nicht beeinflussen.⁷² Im Grunde können diese Mitteilungen als die fast einzigen Originalbeiträge in der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ angesehen werden.

Aufgrund der engen Verbindung zwischen der Revaler und der Rigaer Zeitung können fehlende Ausgaben der beiden Zeitungen in Zukunft mit Einschränkungen rekonstruiert werden. Einer gründlicheren Erforschung bedarf die Herkunft der Nachrichten in der Rigaer Zeitung. Beim Vergleich der Ausgaben der „Rigischen Novellen“ mit Hamburger und Königsberger Zeitungen lassen sich gewisse Übereinstimmungen von Nachrichten feststellen, doch nicht so klar und eindeutig wie bei der „Reval(i)schen Post-Zeitung“. Weitere Antworten stehen aber noch aus: Wie groß war die Auflage, wie teuer war die Zeitung, wie wurde sie verteilt und wer waren eigentlich ihre Leser?

– **Anhang 1.** *Analyse der Übereinstimmung bei den Parallelausgaben der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ und den „Rigischen Novellen“*

Erklärung:

[+] – Die Ausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ beruht nur auf der Ausgabe der „Rigischen Novellen“

[-] – Die Ausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ beruht nicht auf der Ausgabe der „Rigischen Novellen“

[+/-] – Die Ausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ beruht teilweise auf der Ausgabe der „Rigischen Novellen“

⁷¹ Siehe z.B. HATJE, Von der königlichen Postzeitung (wie Anm. 38), S. 205-221; DROSTE, Die geschriebene Zeitung (wie Anm. 34), S. 515.

⁷² Vgl. z.B. Revalsche Post-Zeitung, Nr. 71, 3.9.1691, und Rigische Novellen, Nr. 69, 30.8.1691. Die betrachtete Ausgabe der „Reval(i)schen Post-Zeitung“ ist ein identischer Umdruck der „Rigischen Novellen“, dem die folgende Mitteilung hinzugefügt worden ist: „Hiebey wird verkaufft Ihr. Königl. Majest. gnädiges PLACAT, wegen der ganzen Zoll Freyheit auff einkommendes Salz/ vor 1. Weissen“.

Was für eine Zeitung wurde in Reval am Ende der schwedischen Zeit gelesen?

Abkürzungen:

So - Sonntag

Mw - Mittwoch

Do - Donnerstag

Mo - Montag

Nr.	„Rigische Novellen“	Übereinstimmung	„Reval(i)sche Post-Zeitung“
	1690		1690
1	No 80, 05.10. So	+	No 81, 09.10. Do
2	No 82, 12.10. So	+	No 83, 16.10. Do
	1691		1691
3	No 29, 12.04. So	+	No 31, 16.04. Do
4	No 69, 30.08. So	+	No 71, 03.09. Do
5	No 73, 13.09. So	+	No 75, 17.09. Do
6	No 74, 16.09. Mw	+	No 76, 21.09. Mo
7	No 81, 11.10. So	+	No 83, 15.10. Do
8	No 82, 14.10. Mw	+	No 84, 19.10. Mo
9	No 85, 25.10. So	+/-	No 87, 29.10. Do ¹
10	No 86, 28.10. Mw	+	No 88. 02.11. Mo
11	No 87, 01.11. So	+	No 89, 05.11. Do
12	No 89, 08.11. So	+	No 91, 12.11. Do
13	No 90, 11.11. Mw	+/-	No 92, 16.11. Mo ²
14	No 91, 15.11. So	+	No 93, 19.11. Do
15	No 92, 18.11. Mw	+	No 94, 23.11. Mo
16	No 101, 20.12. So	+	No 103, 24.12. Do
17	No 102, 23.12. Mw	-	No 104, 28.12. Mo ³
18	No 103, 27.12. So	+	No 105, 31.12. Do
19	No 104, 30.12. Mw	+	No 1, 04.01.1692. Mo
	1692		1692
20	No 7, 24.01. So	+	No 8, 28.01. Do
21	No 8, 27.01. Mw	+	No 9, 01.02. Mo
22	No 11, 07.02. So	+	No 12, 11.02. Do
23	No 12, 10.02. Mw	+	No 13, 15.02. Mo
24	No 13, 14.02. So	+	No 14, 18.02. Do
25	No 14, 17.02. Mw	+	No 15, 22.02. Mo
26	No 19, 06.03. So	+	No 20, 10.03. Do
27	No 20, 09.03. Mw	+	No 21, 14.03. Mo
28	No 22, 16.03. Mw	+	No 23, 21.03. Do
29	No 25, 27.03. So	+/-	No 26, 31.03. Do
30	No 26, 30.03. Mw	+/-	No 27, 04.04. Mo
31	No 28, 06.04. Mw	-	No 29, 11.04. Mo
32	No 30, 13.04. Mw	+	No 31, 18.04. Mo

Kaarel Vanamölder

33	No 31, 17.04. So	+	No 32, 21.04. Do
34	No 33, 24.04. So	+	No 34, 28.04. Do
35	No 34, 27.04. Mw	+	No 35, 02.05. Mo
36	No 35, 01.05. So	+	No 36, 05.05. Do
37	No 36, 04.05. Mw	+	No 37, 09.05. Mo
38	No 39, 15.05. So	+	No 40, 19.05. Do
39	No 43, 29.05. So	+	No 44, 02.06. Do
40	No 44, 01.06. Mw	+	No 45, 06.06. Mo
41	No 45, 05.06. So	+	No 46, 09.06. Do
42	No 62, 03.08. Mw	+	No 63, 08.08. Mo
43	No 63, 07.08. So	+	No 64, 11.08. Do
44	No 64, 10.08. Mw	+	No 65, 15.08. Mo
45	No 75, 18.09. So	+	No 76, 22.09. Do
46	No 76, 21.09. Mw	+	No 77, 26.09. Mo
47	No 81, 09.10. So	+	No 82, 13.10. Do
48	No 82, 12.10. Mw	+	No 83, 17.10. Mo
49	No 85, 23.10. So	+	No 86, 27.10. Do
50	No 86, 26.10. Mw	-	No 87, 31.10. Mo
51	No 91, 13.11. So	+	No 92, 17.11. Do
52	No 92, 16.11. Mw	+	No 93, 21.11. Mo
53	No 93, 20.11. So	+	No 94, 24.11. Do
54	No 95, 27.11. So	+	No 96, 01.12. Do
55	No 96, 30.11. Mw	+	No 97, 05.12. Mo
	1701		1701
56	No 55, 10.07. Mw	+/-	No 56, 18.07. Do
	1704		1704
57	No 94, 24.11. Do	+/-	No 95, 28.11. Mo
	1705		1705
58	No 27, 03.04. Mo	+	No 28, 06.04. Do
59	No 69, 28.08. Mo	+/-	No 70, 31.08. Do

¹ Zusätzliche Nachricht aus Reval.

² Zusätzliche Nachrichten: Relations-Courier Nr. 174. 44 Woche 4tes Stück (Freytagis.), 6.11.1691 (Hamburg).

³ Nordischer [Mercurius], Nr. 195, 11.12.1691 (Hamburg).

SUMMARY

*What Kind of Newspaper was read in
Reval at the End of the Swedish Era?*

At the end of Swedish rule, the so-called *Revalische Post-Zeitung*, a four-page quarto publication, was issued twice a week in Reval. Currently available copies date from the period of 1689–1710, but only the years 1690 and 1691 are covered to a considerable extent. The article tries to demonstrate where the news published in the Reval newspaper actually originated.

A comparison with the Riga paper *Rigische Novellen* proves that single issues of the Reval newspaper are extremely similar to the corresponding single issues of the Riga publication. These similarities are demonstrated in the paper; they range from the number and particular order of news to the use of language. As a rule, for a long period of time, material from *Rigische Novellen* was exclusively used to compile the *Revalische Post-Zeitung*. In essence, *Rigische Novellen* was rewritten or even copied, although most often, the number of lines devoted for each single correspondence was reduced considerably. News from other sources was rarely used. In order to make this process work, the publication times of *Revalische Post-Zeitung* and *Rigische Novellen* were also harmonised. As was the rule in early modern media, local news was of almost no importance and was published only if there was still some space to fill. In the case of the Baltic provinces, this changed considerably only in the years of the Great Northern War.

With the example of the Reval newspaper, it can be proven that a twice-a-week periodical could be published on a regular basis taking information exclusively from one single „donor newspaper“. Information was taken from other newspapers only from time to time, obviously in case of problems in mail service between Riga and Reval. Thus, at the end Swedish Era, Reval's inhabitants read a re-printed version of the Riga newspaper.

Eine unbekannte Seite der baltischen Geschichte: Die religiöse Bewegung der Irvingianer im späten 19. Jahrhundert

VON KRISTĪNE ANTE

Die Forschungsliteratur zur baltischen, aber auch zur russischen Kirchengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert vermittelt den Eindruck, dass alle religiösen Bewegungen der Zeit bereits bekannt sind. Die Akten des Departements für geistliche Angelegenheiten der ausländischen Konfessionen (*Департамент духовных дел иностранных исповеданий*) im Russischen Historischen Staatsarchiv in St. Petersburg zeigen demgegenüber, dass das uns bekannte historische Bild unvollständig ist. In diesem Bestand findet sich reichhaltiges Material zur Geschichte diverser religiöser Gruppen und etablierter Konfessionen im Gouvernement Kurland. Unter anderem ist diesem Quellenmaterial zu entnehmen, dass es seit etwa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch eine „katholisch-apostolische Kirche“ im Russländischen Reich gegeben hat. Das Ziel dieses Aufsatzes ist es, anhand dieses von der Forschung bislang noch nicht berücksichtigten Materials den Prozess der Formierung der katholisch-apostolischen Kirche im Russländischen Reich darzustellen, der sich fast ausschließlich in den Gouvernements Livland, Kurland und Estland ereignet hat.

Die katholisch-apostolische Kirche im russischen Imperium und ihre rechtliche Lage

In den 1830er Jahren gründete der schottische Geistliche und Presbyterianer Edward Irving (1792–1834) eine neue Bewegung christlicher Gemeinden, die nach ihrem Gründer als „Irvingianer“ bezeichnet wurde. Zu Beginn ihrer Entstehung waren sie nur in Großbritannien tätig, doch breitete sich diese Strömung später auch nach Deutschland und Russland aus. Die größte Popularität gewann sie jedoch zweifellos in den USA.¹

¹ Siehe z.B. WILLIAM D. FAUPEL: Irving, Edward (1792–1834), in: *The Encyclopedia of Protestantism*, Bd. 2, hrsg. von HANS J. HILLERBRAND, London 2004, S. 960; GRAHAM McFARLANE: Irving, Edward (1792–1834), in: *The Dictionary of Historical Theology*, hrsg. von TREVOR A. HART, Carlisle 2000, S. 275f.; HANS-DIETHER REIMER: Apostolische Gemeinschaften, in: *Wörterbuch des Christentums*, hrsg. von VOLKER DREHSEN, HERMANN HÄRING, KARL-JOSEF KUSCHEL und HELGE

In das Blickfeld der russischen staatlichen Behörden gerieten die Irvingianer zum ersten Mal 1871, als 409 ihrer Anhänger aus St. Petersburg, Reval, Riga, Libau und Mitau bei Innenminister Aleksandr E. Timašev (im Amt 1868–1877) einen Antrag einreichten, er möge die Gründung von Gemeinden der katholisch-apostolischen Kirche im Land gestatten. Dem Antrag waren die Statuten der Bewegung beigelegt, in welchen die Grundsätze der Lehre, die Prinzipien der Gemeindeorganisation und die geplanten Aktivitäten erläutert wurden.² In ihrer Bittschrift verwiesen die Autoren außerdem darauf, dass das Ziel der katholisch-apostolischen Kirche die Vervollkommnung des geistigen Lebens der sich als „Christen“ bezeichnenden Gemeindemitglieder sei, womit sie ihre Verpflichtungen gegenüber Gott, Kirche, Familie und Gesellschaft zum Ausdruck bringen wollten. Um von anderen christlichen Gemeindeformen unterschieden werden zu können, gebrauchten sie die Bezeichnung „katholisch-apostolische Kirche“.³

Die junge Bewegung, so hieß es hier, erkannte nur zwei Quellen der geistigen Gnade an: Das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, die von den geistlichen Führern der Gemeinde erteilt wurden. Die Heilige Schrift werde in Übereinstimmung mit den Dekreten der drei apostolischen Konzilien der Kirche ausgelegt.⁴ Als Anleitung für jegliche liturgische Handlungen diene das Buch „Die Liturgie und andere Gottesdienste der Kirche“.⁵ Zum Gemeindemitglied könne jeder werden, der diesen Wunsch äußert. Die Irvingianer lehnten den Wechsel der Konfession ab, daher verlangten sie von niemandem, die Bindung zu seiner alten Gemeinde abzubrechen.

SIEMERS, Gütersloh 1988, S. 81f.; OSWALD EGGENBERGER: Katholisch-Apostolische Gemeinde, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, hrsg. von KURT GALLING, Bd. 3, Tübingen 1986, Sp. 1193-1197.

² Проект Устава Католическо-Апостольских общин в России [Projekt der Satzung der Katholisch-Apostolischen Gemeinden in Russland], 27.12.1871, in: Russländisches Historisches Staatsarchiv (*Российский государственный исторический архив*, St. Petersburg, künftig: РГИА), Bestand 821, Findbuch 5, Akte 998, Bl. 6-9. Diese Akte, aus der die wichtigsten Quellen für diesen Aufsatz entnommen wurden, trägt den Titel: Переписка с Генеральной евангелическо-лютеранской консисторией, Курляндским губернатором и другими учреждениями и лицами о деятельности секты ирвинганцев (кафолическо-апостольской общины) [Schriftwechsel mit dem evangelisch-lutherischen Generalkonsistorium, dem kurländischen Gouverneur und anderen Behörden und Personen über die Tätigkeit der Sekte der Irvingianer (katholisch-apostolische Gemeinden)], 30.12.1871-22.2.1886.

³ Ebenda, Bl. 6.

⁴ Hierunter sind die Konzilien von Nicaea (325), Konstantinopel (381) und Ephesos (431) zu verstehen. Die anderen Konfessionen erkannten die Dekrete aller sieben allgemeinen Kirchenkonzilien an.

⁵ Проект Устава Католическо-Апостольских общин (wie Anm. 2), Bl. 6. Um welche Ausgabe der kirchlichen Liturgie es sich dabei handelte, war anhand der Archivalien nicht zu ermitteln. Vielleicht war es ein Hinweis auf das damals gebräuchliche „Handbuch“ Die Liturgie und andere Gottesdienste der Kirche, 2 Bde., Basel 1866-1872.

Aus diesem Grunde konnten neu hinzugekommene Gemeindemitglieder auch weiterhin „die geistigen Güter anderer Gemeinden genießen“ – wie etwa das Abendmahl.

Die Struktur der geistlichen Ämter und die Hierarchie waren in der katholisch-apostolischen Kirche etwa nach dem gleichen Muster wie in den übrigen christlichen Gemeinden festgelegt. Am Gottes- und Gemeindedienst waren vier Gruppen von Gemeindemitgliedern beteiligt: die Apostel, die Propheten, die Evangelisten und die Geistlichen. Die Apostel gehörten dem höchsten Stand ihrer Kirche an und waren für die Richtigkeit und „Reinheit“ der Lehre zuständig. Nach Ansicht der Irvingianer hatte Christus den Aposteln die Geheimnisse der Kirche anvertraut; daher waren sie die einzigen, die diese Geheimnisse unter dem Beistand des Heiligen Geistes verwalteten.⁶ Während die Propheten das geistige Licht spendeten, verkündeten die Evangelisten die Gute Botschaft und die Liebe Gottes; den Geistlichen wiederum war die Betreuung der christlichen Gemeinde anvertraut.⁷ Die Mitglieder der jungen Bewegung glaubten im Unterschied zu den traditionellen Kirchen, dass nach dem Willen Gottes zwölf geistige Führer bzw. Apostel die Welt vertreten und auch ihre zukünftigen Nachfolger ernennen.⁸

Zum Geistlichen konnte jeder werden, der durch den Heiligen Geist, also durch die Stimme des Propheten, „angesprochen“ worden war, und den ein Apostel mit Handauflegung in dieses Amt erkor. Die Ordnung, die in der Gemeinde herrschte, könnte man aus heutiger Sicht als beinahe demokratisch bezeichnen, denn das Gemeindemitglied konnte eines der niedrigeren geistlichen Ämter erlangen, wenn ihn der Propst ernannte und die ganze Gemeinde zustimmte. Die geistlichen Ämter konnten zudem auch von Frauen besetzt werden. Der Geistliche besaß, und darauf wurde ausdrücklich verwiesen, nur geistige Macht.⁹ Die Auffassung der Irvingianer über den zu entrichtenden Zehnten schließlich unterschied sich von der der Katholiken oder Protestanten: Die Zehnte war Pflicht jedes Gläubigen, doch sollte er diese Abgabe freiwillig leisten. Die Geldmittel dienten nicht nur für den Unterhalt der Geistlichen, sondern auch der Unterstützung kranker und armer Gemeindemitglieder.¹⁰

⁶ Ответы на вопросы, заданные директором Департамента духовных дел иностранных исповеданий Министерства внутренних дел господином Зиверсом [Antworten auf die Fragen von Herrn Sievers, dem Direktor des Departements geistlicher Angelegenheiten fremder Konfessionen des Innenministeriums], 29.1.1881, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 183-186, hier Bl. 184f.

⁷ Ebenda.

⁸ Ebenda, Bl. 185.

⁹ Ebenda, Bl. 184.

¹⁰ Прошение о разрешении основать Католическо-Апостольскую общину. МВД Департаменту духовных дел иностранных исповеданий [Bitte um Erlaubnis, die Katholisch-Apostolische Gemeinde zu gründen, an das Departement geistiger Angelegenheiten fremder Konfessionen am Innenmin.], 19.1.1872, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 15-20, hier Bl. 18.

Der Gründer der Bewegung in Russland war der Dorpater Theologiestudent Viktor Dittmann (*Дитман*). 1864 schloss er sein Studium ab und bestand das Predigerexamen *pro venia concionandi* am evangelisch-protestantischen Konsistorium in St. Petersburg. Danach wurde er zum Hilfspastor an der St. Annen-Kirche in der Hauptstadt beordert, aber bereits 1865 wieder abgesetzt. Es wurde ihm sogar verboten, eine Pfarrstelle in St. Petersburg zu besetzen. Angeblich neigte er Auffassungen zu, die der lutherischen Kirche fremd waren – gemeint war die Lehre der Irvingianer, die das Konsistorium zu einer Irrlehre erklärt hatte. Aufgrund des Verdachts, diese in der St. Annen-Gemeinde verkündet zu haben, wurde er vom Innenministerium auf Verlangen des Konsistoriums aus dem Stand der Geistlichen ausgeschlossen.¹¹

Noch vor dieser Amtsenthebung hatte sich das Gerücht verbreitet, Dittmann sei auch von den Ideen des Chiliasmus¹² angetan, welche die Behörden ebenfalls für sehr schädlich hielten. Man ging davon aus, dass die Chiliasten, die eifrig auf die Ankunft Christi warteten, unter den Bürgern Unruhe stifteten. Schließlich forderten die Chiliasten die Menschen auf, nach Jerusalem oder in ein anderes versprochenes Land zu ziehen, wo sie Gott dienen könnten. Es stellte sich jedoch heraus, dass der Verdacht, Dittmann hinge den Chiliasten an, nur deshalb entstanden war, weil er 1865 nach Tiflis gereist war, um sich dort für eine Pfarrstelle zu bewerben.¹³

Ein 1875 beim Innenministerium eingegangenes Schreiben der Irvingianer wies demgegenüber darauf hin, dass Dittmann ganz bewusst den Irrtümern des Chiliasmus entgegengetreten sei. Sie selbst lehnten jegliches Warten auf Christi ab, weil es die Menschen von ihren wahren Verpflichtungen in der Familie, vor dem Gesetz und der Gesellschaft ablenke. Erlösung sei nur jenen gewiss, die ihre Treue sowohl den kleinen Dingen als auch dem Staat gegenüber erwiesen.¹⁴ Diesen knappen Informationen über Dittmann können wir entnehmen, dass er während seines Studiums eine neue geistige Erfahrung außerhalb der lutherischen Kirche gesucht hat. Er selbst behauptete, dieser Weg habe ihn am 22. Januar 1870 zum Ziel geführt, als der „Geist des Propheten“ ihn ansprach, was er als Aufforderung zu einem besonderen geistlichen Dienst verstand.¹⁵ Ein Jahr später, am 15. April 1871, legte ein Apostel der Irvingianer, ein gewisser Charles Boehm, Dittmann die Hände auf, womit er ihn zum Apostel erkor.¹⁶

¹¹ Ebenda, Bl. 19.

¹² Chiliasmus ist die geistliche Lehre über das tausendjährige Reich des Friedens auf Erden. Diese Lehre war zur Zeit des frühen Christentums in Europa verbreitet. Seit der Reformation lebte diese Lehre vor allem bei unterschiedlichen Sekten wieder auf.

¹³ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 29.12.1875, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 82-83.

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 10.12.1875, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 80.

¹⁶ Ebenda.

Ein weiteres aktives Mitglied der Bewegung – und zugleich ihr Patron – war der vom Militärdienst beurlaubte Generalmajor Alexander Erdberg aus St. Petersburg. In seinem Haus in der Mochovaja Nr. 7 fanden die Gottesdienste der Irvingianer statt. Dort wurden interessierte Gäste aus anderen Städten des Reiches und aus dem Ausland empfangen. Erdberg erklärte, ihn habe der Heilige Geist am 20. September 1873 aufgefordert, Bischof zu werden. Dies sei zu dem Zeitpunkt geschehen, als der Apostel Franz Widhaus St. Petersburg aufsuchte. Am 9. November desselben Jahres habe der Apostel Boehm in Berlin ihn durch die Auflegung der Hände in dieses Amt eingesetzt.¹⁷

Dem Schriftwechsel des Innenministeriums ist zu entnehmen, dass Erdberg Dittmann nach dem Verlust seiner Stelle finanziell unterstützte und die Irvingianer gegen die Anschuldigungen der lutherischen Pastoren in Schutz nahm. Diese beiden gebildeten Personen waren die Anführer der Bewegung in Russland. Sie kannten sich in den Reichsgesetzen aus und setzten dieses Wissen ein, um die Aktivitäten der Irvingianer zu legalisieren.

Das St. Petersburger Departement für geistliche Angelegenheiten stellte offensichtlich Nachforschungen über die Irvingianer an. Im Februar 1873 ging ein Schreiben des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums ein, in dem dargelegt wurde, dass es sich bei der katholisch-apostolischen Gemeinschaft um die bereits bekannte „Sekte“ der Irvingianer handele, die in England entstanden war und sich von dort aus auch in anderen Staaten verbreitet hatte.¹⁸ Ihre Liturgie ließe Vergleiche mit den Katholiken zu. Das Generalkonsistorium hatte bezüglich der Glaubensfreiheit nichts dagegen einzuwenden, wenn die Irvingianer ihre eigenen Vorstellungen von Kirchenstruktur und Gottesdienst pflegten und eine eigene Gemeinde gründeten. Doch wies es darauf hin, dass die Anhänger dieser Bewegung künftig nicht als Lutheraner behandelt werden sollten und dass sie nicht zu den liturgischen Handlungen zugelassen werden dürften. Denn die Irvingianer erkannten nur die Dekrete der ersten drei ökumenischen Konzile an und lehnten die Ordnung des lutherischen Gottesdienstes ab. Daraus wurde der Schluss gezogen, dass die Lehre und die Riten der Bewegung keinesfalls als evangelisch-lutherisch zu betrachten seien.¹⁹

Das Generalkonsistorium empfahl, die katholisch-apostolische Gemeinschaft allen anderen im Russländischen Reich geduldeten Konfessionen gleichzustellen und erklärte zugleich, dass den Irvingianern jegliche Missionstätigkeit per Gesetz verboten werden müsse. Die 409 Personen, die der Bewegung zurzeit anhingen, seien im wesentlichen Kinder unter 15 Jahren, die die Frage ihrer konfessionellen Zugehörigkeit nicht selbstän-

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ Ev.-lutherische Generalkonsistorium an den Innenminister, 5.2.1873, Nr. 96, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 26-29.

¹⁹ Ebenda, Bl. 26ff.

dig entscheiden könnten; der übrige Teil seien Katholiken. Zudem zählten Ausländer zu ihnen, über welche das Generalkonsistorium keine Autorität hatte.²⁰

Bis 1875 blieben die Behörden der Bewegung gegenüber passiv und beobachteten die Irvingianer. Die Gemeindemitglieder versammelten sich zum Gottesdienst in Privathäusern und störten niemanden. Doch stellten sie eine staatlich nicht anerkannte Konfession dar, weshalb ihre Lage nicht einfach war; ihr juristischer Status blieb fraglich. Aufgrund dieser unklaren Gesetzeslage verbot die kurländische Polizei Versammlungen der katholisch-apostolischen Gemeinden – in Libau erfolgte das Verbot am 22. Oktober²¹, in Mitau am 8. November 1875.²²

Zu dieser Zeit wurde die Frage der rechtlichen Anerkennung der Bewegung erneut aktuell. Die Unterlagen aus dem Departement für geistliche Angelegenheiten belegen, dass in der Zweiten Abteilung der Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät, der die Gesetzgebung oblag, 1875 überlegt wurde, den Status der Bewegung zu reglementieren.²³ Der Schriftwechsel mit dem Innenministerium legt die Einstellung der Regierung zu dieser Frage offen. Einerseits hielt sie nur Abspaltungen von der orthodoxen Kirche für relevant, weshalb keine Nachforschungen über andere Konfessionen angestellt werden sollten.²⁴ Daher gab es auch keine Einwände gegen die Anerkennung der katholisch-apostolischen Kirche, sofern ihre Mitglieder nicht dem Staatsinteresse schaden. Andererseits beriet die Kanzlei, ob es nicht ratsam wäre, ein Gesetz für alle so genannten harmlosen Sekten innerhalb der protestantischen Kirche zu erarbeiten. Auf diese Weise könnte vermieden werden, eine so kleine Gruppe von Gläubigen speziell herauszustellen; der Bedarf nach einer einheitlichen staatlichen Politik zu all diesen religiösen Strömungen wurde in dieser Zeit immer größer. Dieses Gesetz sollte eine bestimmte Ordnung festlegen, wie etwa Gebetshäuser, Schulen und Friedhöfe einzurichten sind und auf welche Weise die Ämter besetzt werden. Der Gesetzgeber wollte die Form der Gemeindebücher und den Ablauf von Konversionen bestimmen; sein Interesse lag vor allem in einer Einschränkung des Proselytismus einzuschränken.²⁵

Ein solches Gesetz wurde jedoch nicht verabschiedet. Erdberg versuchte trotzdem mit erstaunlicher Zielstrebigkeit, die staatliche Anerkennung in den 1870er Jahren durchzusetzen. Er schrieb zahlreiche Briefe an die zuständigen Behörden und traf sich mehrfach mit dem Direktor des

²⁰ Ebenda, Bl. 28f.

²¹ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 3.5.1876, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 103-104.

²² Seiner Hohen Excellenz dem Herrn Minister des Innern ergebenste Bitte der Katholisch-Apostolischen Gemeinde in Mitau in Kurland, 30.3.1877, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 139-140, hier Bl. 139.

²³ Schreiben der Zweiten Abteilung der Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät, o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 71-75, hier Bl. 73.

²⁴ Ebenda.

²⁵ Ebenda.

Departements für geistliche Angelegenheiten, Emanuel Graf von Sievers. Erdberg wiederholte in seinen Briefen, dass seine Bewegung ausschließlich geistigen Charakter habe und ihre Mitglieder treue Untertanen des Reiches seien, die sich niemals anmaßen würden, Sonderrechte für sich zu erbeten – sie strebten einzig Rechte an, wie sie bereits einer vergleichbaren Gemeinschaft, den Baptisten, zugestanden worden waren. Erdberg war außerdem darum bemüht, das Versammlungsverbot, mit dem die Gemeinde in Mitau belegt war, aufzuheben.²⁶

Das Departement für geistliche Angelegenheiten reagierte nicht auf die Briefe der Irvingianer, weshalb sie 1876 gegenüber der Behörde erklärten, sich notfalls an Alexander II. persönlich wenden zu wollen.²⁷ Dies bewirkte, dass man nun untersuchen ließ, wer aus welchen Gründen das Verbot für die Mitauer Gemeinde erteilt hatte. Auch die Staatskanzlei erhielt den Auftrag, unter Hinzuziehung der russischen Botschafter im Ausland genauere Informationen über den Charakter und den Status der katholisch-apostolischen Bewegung zu beschaffen

Der russische Botschafter in London berichtete, Informationen über die Irvingianer seien schwer zu erhalten seien, da sie „Kontakte außerhalb ihrer Gemeinschaft vermeiden“. Es sei jedoch bekannt, dass ihre Lehre „die Bibel zur Grundlage“ habe und die Gemeinde in Erwartung auf die Ankunft Christi lebe, welche sich als „geistiges Erwachen aller Menschen“ manifestieren werde. Die Gemeinde nehme nur Personen über 21 Jahren auf; niemand erwarte von dem Anwärter, „dass er seine vorherige Gemeinde aufgibt“. ²⁸ Der russische Botschafter in Preußen schrieb, dass die katholisch-apostolische Bewegung 1871 anerkannt worden sei. Die Gemeinde umfasse 2 505 Mitglieder, die berechtigt waren, einen Gottesdienst abzuhalten. Ihr Verhalten habe keinen Anlass dazu gegeben, ihre Tätigkeit in irgendeiner Weise einzuschränken.²⁹ Der russische Botschafter in der Schweiz jedoch konnte 1884 nur melden, dass er keine Angaben über die Anzahl der Irvingianer hätte ermitteln können, da selbst die Regierung darüber nichts wisse. Es sei nur bekannt, dass die Irvingianer ein Gemeinde- und Gebetshaus in Bern nutzten und der Regierung keinen Anlass geliefert hätten, gegen sie zu ermitteln.³⁰

²⁶ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 29.12.1875 (wie Anm. 13), Bl. 82-83; siehe auch Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 10.1.1876, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 84-85; Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 24.2.1876, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 87-87r; Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 29.3.1876, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 99; Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 24.11.1876, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 137-138.

²⁷ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 10.1.1876 (wie Anm. 26), Bl. 84-85.

²⁸ Notiz des Botschafters in London an den Innenminister, 3./15.5.1877, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 148-150, hier Bl. 148.

²⁹ Notiz aus Preußen an den Innenminister, o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 155.

³⁰ Notiz des Botschafters in Bern an den Innenminister, 11./23.2.1884, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 200-202, hier Bl. 200.

Das Innenministerium forderte Erdberg 1881 auf, Auskunft über konkrete Personen und die Gemeinden zu erteilen, wo ein Pastor die Irvingianer an liturgischen Handlungen teilhaben ließ. Im Ministerium wollte man auch wissen, wie sie ihre Geistlichen wählten, welche Bedeutung das Auflegen der Hände habe, worin die Pflichten der Evangelisten, Geistlichen und anderer Mitglieder der Gemeinde bestünden, welches Verhältnis sie zu den so genannten Aposteln im Ausland hätten, wer die liturgischen Handlungen ausübe sowie wo und auf welche Weise sie getauft, verlobt und beerdigt würden.³¹ Nachdem diese Informationen erteilt worden waren, passierte im Ministerium erst einmal nichts. Um 1885 ersuchte auch das evangelisch-lutherische Konsistorium wiederholt darum, die neue Bewegung als Konfession anzuerkennen; doch blieb all dies ohne Reaktion. Die Motivation des Konsistoriums entsprang der pragmatischen Überlegung, die Dinge endlich zu regeln und sich von den Gemeindemitgliedern zu distanzieren, die den Irvingianern anhängen.³² Wiederholt erklärte das Konsistorium, warum der Gesetzgeber deutlich Stellung beziehen müsse:

„Ihre Lehre ist anders als unsere. Sie haben, nach unserer Meinung, irreführende Amtsbezeichnungen wie Apostel und Propheten eingeführt, welchen sie eine Autorität zugebilligt haben, die nicht angezweifelt wird. Die Irvingianer haben eine besondere Kirchenverwaltung, die sich außerhalb des Reichs befindet. Sie unterstehen nicht der lutherischen Geistlichkeit und praktizieren seit mehreren Jahren ihre Riten ohne Erlaubnis der Regierung“.³³

Die Versuche der katholisch-apostolischen Gemeinschaft, ihren Status in Russland zu legalisieren, zeigen, dass sie durchaus die Kriterien beachtete, welche das Innenministerium zu berücksichtigen pflegte, wenn es über die Entstehung neuer Glaubensrichtungen innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche entschied. Die Behörde wollte sich zunächst davon überzeugen, dass die Glaubensinhalte der Irvingianer harmlos seien und die Interessen des Staates in keiner Form gefährdeten. Die abwartende Haltung des Ministeriums heißt wohl, dass es einer so kleinen Gruppe von Gläubigen keine unangemessen große Bedeutung zuschreiben und sie etwa mit Sonderrechten ausstatten wollte. Dass der Versuch der Irvingianer, offiziell anerkannt zu werden, scheiterte, hing wohl damit zusammen, dass der Staat nicht bereit war, eine religiöse Gemeindeform offiziell zuzulassen, in welcher das Amt des Pastors von einer nicht examinieren Person ohne theologische Bildung ausgeübt werden konnte und über deren Struktur und Verfassung keine klare Vorstellung zu gewinnen war.

³¹ Ответы на вопросы (wie Anm. 6), Bl. 183-186.

³² Ev.-lutherisches Generalkonsistorium an den Innenminister, o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 196-197.

³³ Ebenda, Bl. 197.

Die Wirkung der katholisch-apostolischen Gemeinde in Mitau und Libau

Die Wirkung der Irvingianer lässt sich am besten in Mitau und Libau rekonstruieren. Laut den Angaben, die 1871 Innenminister Timašev vorgelegt worden waren, lebten 192 von 409 Gemeindemitgliedern im Gouvernement Kurland.³⁴ Der Rest verteilte sich auf Riga, wo 35 Personen lebten, die meisten von ihnen Handwerker,³⁵ und Reval, wo es ca. 27 deutsche Gutsherren, Literaten und Handwerker gab.³⁶ In St. Petersburg waren es etwa 50 Personen, von denen allein 14 zur Verwandtschaft Dittmanns gehörten.³⁷ Der Bewegung gehörten im Reich außerdem 102 Untertanen anderer Staaten an, deren religiöse Überzeugung nicht die Angelegenheit der russischen Behörden war. Dass so viele Irvingianer in Kurland lebten, war ein wichtiger Faktor dafür, dass das dortige evangelisch-lutherische Konsistorium ein so ausgesprochen negatives Urteil über sie an den Tag legte.

Dem Generalkonsistorium in St. Petersburg zufolge unterschieden sich die theologischen Grundsätze der Irvingianer wesentlich von denen der Lutheraner. Schon aus diesem Grund könne nicht toleriert werden, dass sie gleichzeitig zwei christlichen Gemeinden angehörten. Im Sommer 1873 ließ Innenminister Timašev die kurländischen Behörden eine Umfrage unter den dortigen Irvingianern durchführen. Dabei wollte man vor allem wissen, ob sich ihre Anhänger definitiv von der lutherischen Gemeinde lösen wollten, und ob sie, falls die protestantische Kirche ihre gleichzeitige Zugehörigkeit zu zwei Gemeinden verbiete, ihr treu bleiben oder sie für immer verlassen wollten.³⁸

Im Zuge der Umfrage stellte die kurländische Polizei fest, dass in Mitau 54 Irvingianer sesshaft waren, die früher der lutherischen oder katholischen Kirche angehört hatten bzw. ihnen immer noch angehörten. In Libau gab es 138 Irvingianer.³⁹ Die Umfrage in Mitau ergab, dass sich 38 Personen von der lutherischen Kirche und zwei von der katholischen Kirche lösen wollten. 13 dachten darüber nach, ob sie nicht vielleicht doch zwei Gemeinden zugleich angehören könnten. In einem Fall konnte die Mei-

³⁴ Kurländischer Gouverneur an die Kanzlei des Innenministers, 12.7.1873, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 38-40, hier Bl. 38.

³⁵ Verwaltung des Baltischen Generalgouverneurs an den Innenminister, 6.4.1873, Nr. 1469, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 58-60, hier Bl. 58.

³⁶ Список лиц, подавших прошение на разрешение Апостолически-Католической Церкви в России [Liste der Personen, die die Bitte um Erlaubnis der Apostolisch-Katholischen Kirche in Russland eingereicht haben], o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 25 und 30-32, hier Bl. 30.

³⁷ Ebenda, Bl. 25.

³⁸ Kurländischer Gouverneur an die Kanzlei des Innenministers, 12.7.1873 (wie Anm. 34), Bl. 38.

³⁹ Ebenda.

nung nicht ermittelt werden.⁴⁰ In Libau wollten 50 Personen die lutherische Kirche verlassen, doch erklärten 39, ihr treu bleiben und die katholisch-apostolische Bewegung aufgeben zu wollen. 19 wollten beiden Gemeinden angehören, und bei 30 konnte die Ansicht nicht festgestellt werden.⁴¹ Die 19 Befragten, die sich für die Zugehörigkeit zu beiden Gemeinden ausgesprochen hatten, bemerkten jedoch, dass sie unter Umständen den Ausschluss aus der lutherischen Kirche hinnehmen würden. Die meisten der befragten Irvingianer waren nach diesen polizeilichen Angaben deutsche Handwerker.⁴²

Die Position der kurländischen geistlichen und weltlichen Institutionen war zunächst abwartend. Sie gingen wohl davon aus, die Bewegung sei klein und ohne Einfluss. In einem Bericht des Konsistoriums hieß es, dass die „Sekte der Irvingianer“ in Mitau und Libau nur wenige Anhänger habe.⁴³ In einem Bericht zum Jahr 1873 findet sich nur die knappe Bemerkung, dass es in Mitau nur 40 Anhänger der Bewegung gebe und dass ein „Apostel aus London sie aufgesucht und gestärkt“ hätte.⁴⁴ Über das Jahr 1874 hieß es, die Irvingianer versammelten sich in Riga in besonderen Häusern; in Kurland aber setzen „die Sekten der Baptisten und Irvingianer“ ihre Tätigkeit fort.⁴⁵ Im Jahr darauf wird hingegen berichtet, die Mitglieder versammelten sich immer noch und hätten sich sogar einen geistigen Lehrer aus Deutschland geholt.⁴⁶

Alexander Erdberg informierte das Innenministerium, dass die katholisch-apostolische Gemeinschaft ihre Tätigkeit in fünf Städten des Reichs ausübe. Die Gemeinde in St. Petersburg war seiner Aussage nach die „Muttergemeinde“, die übrigen aber ihre „Filialen“. In Riga und Mitau wirkten vollberechtigte Geistliche, die Reval und Libau besuchten, da dort

⁴⁰ Ebenda, Bl. 39.

⁴¹ Ebenda.

⁴² Список российских подданных, проживающих в г. Либава и Митава подавших прошение на разрешение деятельности Католически-Апостолической общины в России, от которых Митавская и Либавская Управы благочиния получили сведения об их готовности отделиться от Ев.-лютеранской Церкви [Liste der russischen Untertanen, die in Libau und Mitau wohnen und um die Erlaubnis der Tätigkeit der Katholisch-Apostolischen Gemeinde in Russland gebeten haben, von denen die Mitauer und Libauer Behörden die Information erhalten haben, sie seien bereit, sich von der Ev.-lutherischen Kirche zu trennen], o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 41-42.

⁴³ Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1872 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1872], 31.1.1873, Nr. 78, in: РГИА, 821-5-18, Bl. 118-127, hier Bl. 125.

⁴⁴ Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1873 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1873], 25.1.1874, Nr. 71, in: РГИА, 821-5-18, Bl. 133-142, hier Bl. 139.

⁴⁵ Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1874 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1874], 23.1.1875, Nr. 47, in: РГИА, 821-5-18, Bl. 149-154, hier Bl. 153.

⁴⁶ Außenministerium an den Innenminister, 14.5.1877, Nr. 4293, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 147-150, hier Bl. 147.

die Gemeinde nur von Diakonen betreut wurde.⁴⁷ Es ist bekannt, dass die höheren geistlichen Amtsträger der Bewegung in Russland, Dittmann und Erdberg, häufig lutherische Gemeinden aufsuchten und allen Interessierten die Heilige Schrift und die Dogmatik der Lehre erklärten.⁴⁸ Laut Artikel 7 des Statuts der Bewegung konnte nur ein Christ zum Gemeinschaftsmitglied werden.⁴⁹ Der Beitritt zur Bewegung sei ein Akt des freien Willens.⁵⁰

Das Auftreten von neuen religiösen Bewegungen hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu widersprüchlichen Auslegungen der russischen Gesetze geführt.⁵¹ Die katholisch-apostolische Gemeinschaft ersuchte unter Berufung auf Artikel 45 des Gesetzbuchs des Russländischen Reichs das Innenministerium darum, dass sie ihren Glauben frei praktizieren durfte. Da die Behörden diesem Gesuch nicht stattgaben, griffen andere Gesetze, die jede Form von inoffizieller Religiosität untersagten, sodass jede neue religiöse Bewegung als Sekte verurteilt werden konnte. Dies gab der Polizei, die sich vor Ort oft in erster Linie nach den Vorstellungen richtete, die ihre Vorgesetzten von den Gesetzen hatten, die Möglichkeit, die Tätigkeit der Irvingianer einzuschränken. Aus dem Jahresbericht des kurländischen Gouverneurs Paul Fromhold von Lilienfeld (im Amt 1868–1885) an den Innenminister aus dem Jahr 1875 wissen wir, dass die Polizei am 14. September eine Versammlung der Irvingianer in Libau verboten hat. Dabei handelte es sich um ein Treffen von 25 Personen, die eine Predigt Dittmanns – eines, wie es hier hieß, Lehrers alter Sprachen und Studenten – anzuhören, ganz im Sinne der Doktrin der „apostolischen Gemeinschaft“. Dittmann jedoch konnte keine polizeiliche Lizenz dafür vorlegen, dass er öffentlich predigen durfte. Daher sei ihm strengstens verboten worden, weitere solche gesetzeswidrigen Veranstaltungen abzuhalten.⁵²

Der betreffende Polizist war nach Einschätzung von Lilienfelds sehr streng vorgegangen. Der Gouverneur konnte aber auch nicht sagen, was der Beamte sonst hätte tun können. Zwei Tage nach der Versammlung

⁴⁷ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 8.12.1875, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 78-79, hier Bl. 78.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Проект Устава (wie Anm. 2), in: РГИА, 821-5-998, Bl. 6.

⁵⁰ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 8.12.1875 (wie Anm. 47), Bl. 78.

⁵¹ Siehe z.B. АЛЕКСАНДР А. САФОНОВ: Правовой статус религиозных конфессий в Российской Империи на рубеже XIX–XX вв. [Der rechtliche Status religiöser Konfessionen im Russländischen Reich an der Schwelle von 19. zum 20. Jh.], Тамбов 2006, S. 45-70; PAUL W. WERTH: Schism Once Removed: Sects, State Authority, and Meaning of Religious Toleration in Imperial Russia, in: Imperial Rule, hrsg. von ALEXEI MILLER und ALFRED J. RIEBER, Budapest u. New York 2004, S. 83-102; RALPH TUCHTENHAGEN: Religion als minderere Status. Die Reform der Gesetzgebung gegenüber religiösen Minderheiten in der verfaßten Gesellschaft des Russischen Reiches 1905–1917, Freiburg i. Br. 1995, S. 25-35.

⁵² Kurländischer Gouverneur an die Kanzlei des Innenminister, 29.9.1875, Nr. 5331, in: РГИА, 821-5-998, Bl. 70.

hätte sich Dittmann bei ihm über das Vorgehen der Polizei beklagt. Da aber der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, Petr P. Al'bedinskij (im Amt 1866–1870), sich gerade im Ausland aufhielt, bat von Lilienfeld um Rat, ob er eine solche Versammlung überhaupt gestatten dürfe.⁵³ Von Seiten der Irvingianer beklagte sich Alexander Erdberg bei Timašev über das Vorgehen der Polizei im September 1875: Sie bespitzele und verfolge die Mitglieder der Bewegung; in Libau sei sie in eine Privatwohnung eingedrungen, in der der Diakon der Gemeinde sich ruhig mit zehn Bürgern unterhalten und ihnen die Bibel erklärt habe. Die Anwesenden seien als Aufrührer beschimpft und mit Leibesstrafen bedroht worden. Dann habe der Polizeibeamte den Diakon festgenommen und dessen Kutsche sowie die Heilige Schrift beschlagnahmt. Einige Zeit später ereignete sich Erdmann zufolge ein ähnlicher Vorfall in Mitau. Auch dort habe die Polizei den Gemeindemitgliedern verboten, sich zu Gottesdiensten oder Gebetsveranstaltungen zu versammeln, und erklärt, dass Dittmann binnen 24 Stunden Kurland verlassen müsse. Es sei auch dem ehrwürdigen Lehrer Martinson gedroht worden, der vor etwa einem Jahr nach Mitau umgesiedelt war. Auf die Bemerkung Martinsons, dass sein Name „auf keiner Liste“ zu finden sei, habe man ihm geantwortet: „Sie sind ein Anhänger der gleichen Lehre wie Dittmann, und aus diesem Grund werden Sie nicht geduldet.“⁵⁴

Die einzige, aber recht wirkungsvolle Form, in der die lutherische Kirche gegen die Anhänger der neuen Bewegung vorging, war das Verbot der Teilnahme an liturgischen Handlungen. In einem Bericht des Generalkonsistoriums wurde schon 1873 festgehalten, dass sich die Lehre der katholisch-apostolischen Gemeinschaft von der lutherischen unterscheidet, weshalb deren Anhänger von den Protestanten zu trennen seien. Die Lutheraner hätten zwar nichts dagegen, ihr den Status einer zu duldbaren Konfession zuzubilligen, doch müssten die lutherischen Pastoren den Irvingianern Taufe, Trauung und Beerdigung versagen.⁵⁵ Als Argument wurde vorgebracht, dass die Irvingianer ja selbst auf die Mängel der lutherischen Riten verwiesen. Daher sei es nur verständlich, wenn sie in der Zukunft eine eigene Gemeinschaft bildeten.

Die Lage der Gemeinden konnte sehr verschieden sein. Die Protokolle der kurländischen evangelisch-lutherischen Kirchensynode für die Jahre 1878, 1879, 1881 und 1888 belegen,⁵⁶ dass das Problem der katholisch-apostolischen Bewegung im Rahmen dieser Versammlungen mehrfach erörtert wurde. Von Gewicht in diesen Synoden war stets die Meinung von Gustav Friedrich Hermann Seesemann, des Pastors der St. Annen-Kirche

⁵³ Ebenda, Bl. 70.

⁵⁴ Meldung des General-Majors i.R. Erdberg an Sievers, 8.12.1875 (wie Anm. 47), Bl. 79.

⁵⁵ Ev.-lutherische Generalkonsistorium an den Innenminister, 5.2.1873 (wie Anm. 18), Bl. 26.

⁵⁶ Siehe die Protokolle der kurländischen Synodalversammlungen von 1879 bis 1897, in: ПГИА, 821-5-63, Bl. 1-512.

in Mitau. Er legte den Teilnehmern der Synode die theologischen Aspekte der Lehre der Irvingianer dar und machte auf die Besonderheiten aufmerksam – wie etwa deren Vorstellungen von der Kirche –, durch die sie sich von den Protestanten grundsätzlich unterschieden. Er initiierte eine Diskussion darüber, wie sich die Pastoren im alltäglichen Kontakt mit den Irvingianern verhalten sollten. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, ob die Irvingianer als Angehörige der lutherischen Gemeinden betrachtet werden sollten oder nicht. Seesemann schlug der Synode 1879 vor, sich darauf zu einigen, sie „noch als Glieder, wenn auch als irregeleitete und irrende Glieder unserer Gemeinde“ zu betrachten. Um sie „zur Erkenntniß ihres Irrthums zurückzuführen“ sei man aber bereit, ihnen, wo sie es verlangen, „mit Wort und Sacrament zu dienen“. Ihnen zu gestatten, „an dem Abendmahle unseres Altares Theil zu nehmen“, käme jedoch nicht in Frage.⁵⁷ Zwar waren die meisten Geistlichen der Meinung, dass die junge Bewegung von der lutherischen Kirche zu trennen sei, doch suchten sie nach einer milderer Form dieser Absonderung. So konnten sich die Synodeteilnehmer auf keine gemeinsame Linie einigen.

1881 trat Seesemann erneut vor die Synode, sein Koreferent war Pastor Karl Johann Graß von der lettischen Gemeinde in Mitau.⁵⁸ Die Redner stellten fest, dass die katholisch-apostolische Kirche ein deutlich unterschiedener Teil der Gesamtkirche sei, aber dennoch die – in dieser Form unzulässige – Verbindung mit der lutherischen Kirche aufrechterhalten wolle: „Eine solche Vereinigung glaubt der Irvingianismus einerseits durch Abstrahieren von historisch gewordenen confessionellen Unterschieden, andererseits durch Aufrichtung seines Amtes unter der Spitze des Apostolats erreichen zu können.“⁵⁹ Die lutherische Kirche berief sich dabei auf die Bibel, in der das Apostelamt nirgendwo erwähnt wird. Solch eine Vorstellung von der Struktur der kirchlichen Ämtern habe ohne Berufung auf die Bibel auch die römisch-katholische Kirche. Seesemann betonte zudem, dass die Auffassung der Irvingianer über den Zehnten zweifelsohne darauf hindeute, dass sie eine „Sekte“ seien, die in ihren theologischen Grundsätzen keine Gemeinsamkeiten mit der evangelisch-lutherischen Kirche haben könne.⁶⁰

Pastor Graß gestand den Irvingianern durchaus innere Tapferkeit und Mut zu. Auch zeugte seiner Ansicht nach ihre Selbstbezeichnung als katholisch-apostolische Kirche davon, dass ihre Mitglieder eine Vorstellung von der göttlichen, also der heiligen Kirche hatten, um das apostolische Charisma in die Welt wieder aufleben zu lassen. Zudem seien sie im Besitz eines Sendungsbewusstseins, ihre Anhänger der Ankunft Christi entgegenzuführen. Graß erinnerte die Synode aber daran, dass die Bibel

⁵⁷ Protokoll der im Jahre 1879 in Mitau abgehaltenen fünfunddreißigsten Kurländischen Provinzial-Synode, in: РГИА, 821-5-63, Bl. 34-48, hier Bl. 34.

⁵⁸ Protokoll der im Jahre 1881 in Mitau abgehaltenen siebenunddreißigsten Kurländischen Provinzial-Synode, in: РГИА, 821-5-63, Bl. 64-81, hier Bl. 64f.

⁵⁹ Ebenda, Bl. 64.

⁶⁰ Ebenda, Bl. 64f.

nichts von solchen „Aposteln und Propheten“ sagt, weshalb man es in diesem Fall gewiss mit „falschen Propheten“ zu tun habe.⁶¹ Groß' Aufforderung, eine gemeinsame Position gegenüber den Irvingianern zu beziehen, wurde diesmal einstimmig von der Synode unterstützt. Die Irvingianer sollten in der Zukunft zu keinem kirchlichen Ritus mehr zugelassen werden. Allerdings wurde dieser strenge Beschluss mit der Bestimmung aufgeweicht, dass auch wenn ein „christliches Begräbnis untersagt“ wird, der Tod dennoch in das Kirchenbuch eingetragen werden müsse, „falls die Angehörigen darum bitten“.⁶² Es wurde außerdem beschlossen, Kinder der Irvingianer zur Konfirmation unter der Bedingung vorzubereiten, dass sie sich von ihren „Irrthümern“ abwenden wollten: „den Eltern gegenüber ist aber ausdrücklich zu betonen, dass wir es für unsere Pflicht erachten, die Kinder von dem religiösen Irrthum der Eltern zu überzeugen und innerhalb der Ev. Lutherischen Kirche zu erhalten“.⁶³

Der Bericht Erdbergs an das Departement für geistliche Angelegenheiten enthält Hinweise darauf, in welchen Gemeinden und welchen Personen die lutherischen Pastoren die kirchlichen Riten verweigert hatten. Daraus wird erkennbar, dass der Pastor der St. Annen-Kirche in St. Petersburg in seiner Intoleranz alle Amtskollegen etwa in Kurland übertraf. Aber auch diese Pastoren waren unbeugsam in ihrer Haltung und intolerant gegenüber Ausnahmen in Bezug auf die Irvingianer.⁶⁴ In Kurland zeichneten sich v.a. die lutherischen Gemeinden in Mitau durch eine konsequent ablehnende Haltung aus. Bereits zu Beginn der 1870er Jahre wurde in Mitau den Irvingianern öfters das Abendmahl oder die Bestattung verweigert. Als z.B. das Ehepaar Krüger das Abendmahl einnehmen wollte, weil ihre einzige Tochter konfirmiert werden sollte, erhielten sie eine Absage. Der Malermeister Adolph Fischer erhielt keine Erlaubnis vom Pastor, um seine verstorbene Mutter auf dem Friedhof bestatten zu dürfen, obwohl er bereits mehrere Jahre zuvor ein Familiengrab gekauft hatte. Als es endlich gelang, die Mutter am erwünschten Ort zu bestatten, verweigerte der Pastor jedoch seinen Segen für die Verstorbene. Pastor Eduard Heinrich Christian Rottermund in Libau verweigerte sich der Fürbitte für einen Verstorbenen namens Forstmann und dessen Bestattung; er gab erst dann nach, als die Verwandten des Verstorbenen darüber nachzudenken begannen, einen katholischen Pfarrer damit zu beauftragen.⁶⁵ Im Oktober 1880 wollte kein einziger protestantischer Pastor das verstorbene Kind des Baders Adam Eiche bestatten.⁶⁶ Erdberg bemerkte zu all diesen Vorfällen, dass

⁶¹ Ebenda.

⁶² Ebenda, Bl. 65.

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ Ответы на вопросы (wie Anm. 6), Bl. 183.

⁶⁵ Ebenda, Bl. 183f. Über die Haltung der Katholiken zu den Irvingianern fehlen Auskünfte in den eingesehenen Akten. Im Allgemeinen hielt man sie wohl für Verräter am Glauben.

⁶⁶ Ebenda, Bl. 183.

die Verweigerung dieser Riten noch zu verkraften wäre, doch sei es einfach unzulässig, einem Kind die Taufe zu verweigern, da dies große Schwierigkeiten für die Familie nach sich ziehen könnte.⁶⁷

Es liegen Nachweise vor, dass unter den Anhängern der katholisch-apostolischen Bewegung auch zahlreiche Letten waren. In den Akten des Innenministeriums findet sich der Vermerk, dass das St. Petersburger Hauptzensurkomitee den Druck einer lettischen Schrift über die Liturgie der Irvingianer befürwortete. Dem Ministerium zufolge beinhaltete diese Schrift weder aus religiöser noch aus politischer Sicht etwas Negatives. 1880 wurde auch eine Ergänzung zu dieser Ausgabe genehmigt. Als jedoch die Gemeinde 1882 ein weiteres Manuskript in lettischer Sprache drucken lassen wollte, in dem es um die Auslegung einiger Stellen aus der Bibel ging, verweigerte das Departament für geistliche Angelegenheiten die Druckerlaubnis. Die Behörde begründete ihren Entschluss mit dem Status der Irvingianer in Russland: diese „Secte“ sei keine zu dulden Kirche.⁶⁸ Das Konsistorium in Reval berichtete 1883 zudem, dass es den Irvingianern gelungen sei, einige Esten als Anhänger zu gewinnen. Genauere Angaben hierzu fehlen jedoch.⁶⁹

* * *

Die Berichte des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums belegen die Existenz der katholisch-apostolischen Gemeinschaft bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert.⁷⁰ Allerdings hätten die Irvingianer schon in den

⁶⁷ Ebenda.

⁶⁸ Справка [Notiz], o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 188.

⁶⁹ Ev.-lutherisches Generalkonsistorium an den Innenminister, o.D., in: РГИА, 821-5-998, Bl. 196-197.

⁷⁰ Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1883 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1883], 28.4.1884, Nr. 682, in: РГИА, 821-5-19, Bl. 70-82, hier Bl. 75; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1884 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1884], 20.2.1885, Nr. 164, in: ebenda, Bl. 83-91, hier Bl. 88f; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1885 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1885], 14.2.1886, Nr. 179, in: ebenda, Bl. 96-106, hier Bl. 102; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1886 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1886], 17.2.1887, Nr. 409, in: ebenda, Bl. 113-121, hier Bl. 119; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1888 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1888], 3.3.1889, Nr. 242, in: ebenda, Bl. 148-156, hier Bl. 152; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1891 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1891], 10.3.1892, Nr. 379, in: ebenda, Bl. 195-215, hier Bl. 197, 206; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1892 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1892], o.D., in: ebenda, Bl. 216-239, hier Bl. 232; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской

1880er Jahren an Intensität verloren⁷¹, an Einfluss eingebüßt⁷² und keinen Erfolg mehr.⁷³ Zudem gebe es Anzeichen dafür, dass sie sich der lutherischen Kirche annäherten.⁷⁴ Die Irvingianer waren in Mitau 1892 aber noch relativ zahlreich. Zwar liegen keine genaue Angaben darüber vor, wie groß die Gemeinde tatsächlich war; es wurde allein auf die Tatsache verwiesen, dass die Bewegung nur deshalb fortbestehen könne, weil sie aus dem Ausland Hilfe erhielt.⁷⁵ 1895 hieß es, genaue Zahlenangaben über die Irvingianer in Libau und Mitau seien sehr schwierig zu ermitteln, da sie ihre Verbindung zur lutherischen Gemeinde immer noch aufrechterhielten. In Mitau verfügten sie noch über ein größeres Gemeindehaus.⁷⁶ Die Verwaltung des Gouvernements Kurland hielt 1899 in einem Brief an das Konsistorium fest, dass die Irvingianer ihre Tätigkeit weiterhin fortsetzten. Sie sträubten sich immer noch, als „Secte“ bezeichnet zu werden. Sie hielten auch weiterhin an ihrer Strategie fest, jeden in ihre Gemeinde aufzunehmen und verzichteten darauf, einen Austritt aus der alten Gemeinde zu fordern. Sie seien für alle Christen, unabhängig von Nationalität oder Konfession, stets offen und strebten danach, durch geistige und sittliche Vervollkommnung die ideale Lebensform der frühen Christen zu erreichen. Aus diesem Brief ist aber auch ersichtlich, dass die Behörden auf Gouvernementsebene schlecht über den offiziellen Status der Irvingianer informiert waren, denn sich wussten offenbar nicht, dass das Generalkonsistorium in St. Petersburg am 25. November 1895 bestimmt hatte, dass die katholisch-apostolische Kirche kein geistlicher Zweig der evangelisch-lutherischen Kirche sei.⁷⁷

Die Bewegung der Irvingianer in den Ostseeprovinzen Russlands und in St. Petersburg war eine kurzlebige Erscheinung, wofür es einige Erklärungen gibt. Sie hatte sich erst in den 1870er Jahren zu einer organisierten Gemeinschaft gefügt, als die liberale Regierungsperiode Alexanders II. schon zu Ende war. Seine Regierung pflegte zu der Zeit jede neue religiöse Strömung in den Grenzen des Imperiums als verdächtig anzusehen. So hat auch das russische Innenministerium zunächst die bescheidenen For-

церкви в России за 1895 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1895], 7.4.1896, Nr. 885, in: ebenda, Bl. 276-291, hier Bl. 282; Отчёт о положении евангелическо-лютеранской церкви в России за 1896 год [Bericht über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland für das Jahr 1896], 7.5.1897, in: ebenda, Bl. 298-328, hier Bl. 316.

⁷¹ Protokoll der im Jahre 1881 in Mitau abgehaltenen siebenunddreißigsten Kurländischen Provinzial-Synode (wie Anm. 58), Bl. 65.

⁷² Отчёт ... за 1885 год (wie Anm. 70), Bl. 102.

⁷³ Отчёт ... за 1888 год (wie Anm. 70), Bl. 152.

⁷⁴ Отчёт ... за 1891 год (wie Anm. 70), Bl. 197.

⁷⁵ Отчёт ... за 1892 год (wie Anm. 70), Bl. 232.

⁷⁶ Отчёт ... за 1895 год (wie Anm. 70), Bl. 282.

⁷⁷ Verwaltung des kurländischen Gouverneurs an das kurländische Ev.-lutherische Konsistorium, 4.5.1899, Nr. 2088, in: Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 629, Findbuch 2, Akte 2094, Bl. 31-32.

derungen nach Anerkennung mit großer Vorsicht behandelt oder einfach ignoriert. Sehr wahrscheinlich kann man den Grund dafür, warum die Irvingianer nie mehr als 400 Personen zählten und bald immer schwächer wurden, in ihrer verfehlten Strategie erkennen: Trotz warnender Signale hielten sie die Verbindung zur lutherischen Kirche weiterhin aufrecht. Der unklare rechtliche Status erlaubte es nicht, die Irvingianer als Konfession anzuerkennen. Das evangelisch-lutherische Generalkonsistorium und die Polizei übten ständig Druck auf sie aus, dem sie nicht standhalten konnten. Die Dezimierung der „Filialen“ war nur eine Frage der Zeit.

SUMMARY

*An Unknown Page in Baltic History:
The Religious Movement of the
Irvingites in late 19th century*

This paper introduces the activities of the Irvingites in the Russian Empire and tries to characterize in more detail their activities in the Baltic Provinces. Although the official title of this religious awakening movement was Catholic Apostolic Church, more frequently they were called Irvingites, referring to their founder, the Scottish Presbyterian preacher Edward Irving (1792–1834). Initially, the Irvingites were active in Great Britain. Later, their activities spread to Germany and they achieved some popularity in the USA. Their activities in the Russian Empire date back to the 1870s, when parishes were founded in St. Petersburg, Reval, Riga, Libau and Mitau.

Documents from the Department of Religious Affairs (Ministry of Interior) in the Russian State Historical Archive in St. Petersburg enable historians to have a closer look at the history of the Catholic Apostolic Church, the basic principles of their parish organization, and their activities. Due to police investigation in Kurland, there are still complete lists of members of Irvingites available from Mitau and Libau.

The attempts of the main representatives of the Catholic Apostolic Church to achieve permission to exercise their religion freely in the Russian Empire were in vain. One of the main reasons was the small number of people involved (until the end of 19th century, the Irvingites comprised approximately 400 people). The Irvingites did not require a neophyte to distance himself from their previous religious affiliation. Thus they officially remained Lutherans or Catholics. The activity of the Catholic Apostolic parishes finally ended as a result of intolerance on the part of Lutheran pastors and also due to local police activities. The vague legal status of the movement was another reason for its termination.

Die „sichtbare Kirche“: Der lutherische Kirchenbau in Liv- und Estland unter Alexander II.

VON TIINA-MALL KREEM

Angesichts all der Debatten über den Denkmalschutz und die Möglichkeiten, wie Kirchengebäude und Kunstschatze des 19. Jahrhunderts am besten zu erhalten sind, ist die Frage nach ihrer tatsächlichen historischen Bedeutung in den Hintergrund getreten. Dies ist umso merkwürdiger, als in keinem anderen Jahrhundert derart wortreich über Kirchenbaustile und die verschiedenen Arten der Ausgestaltung von Gotteshäusern theoretisiert wurde und zugleich so viele neue Kirchen gebaut wurden. In estnischen Gebiet wurden im 19. Jahrhundert für unterschiedliche Konfessionen insgesamt einige hundert Kirchen gebaut. Kleinere oder größere Umbauten oder Umgestaltungen wurden in allen älteren Kirchen durchgeführt. Die Sakralarchitektur genoss einen Sonderstatus und gehörte zur absoluten Spitze der Bauvorhaben.¹ Der Kirchenbau sollte einerseits einen Gegensatz zur säkularen Architektur visualisieren, andererseits aber auch ein Monument mit politischer Botschaft darstellen.² Gleichzeitig war er wie auch die künstlerische Ausgestaltung der Kirchen in einer Gesellschaft, in der sich kapitalistische Strukturen entwickelten, ein Teil des Wirtschaftslebens, in dem sich die Arbeit lokaler Handwerker und Künstler mit der Produktion der überregionalen Konkurrenz messen lassen musste, die durch Vermittlung deutscher, russischer und anderer Unternehmen nach Estland gelangte.³

¹ HARTMUT MAI: Kirchen in Sachsen. Vom Klassizismus bis zum Jugendstil, Berlin und Leipzig 1992, S. 9. In der Zeitschrift der theologischen Fakultät der Universität Dorpat wurde 1869 rhetorisch gefragt, ob Kirchen nicht „Denkmäler und Zeugen unserer höchsten und theuersten Güter“ seien. THEODOSIUS HARNACK, NIKOLAI VON OETTINGEN: Aufruf zur Förderung christlich-religiöser Kunst in unserer Landeskirche, in: Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche (künftig: DZTK) 11 (1869), S. 568-578, hier S. 572.

² VALENTIN WOLFGANG HAMMERSCHMIDT: Anspruch und Ausdruck in der Architektur des späten Historismus in Deutschland (1860–1914), Frankfurt a.M. u.a. 1985, S. 243; JÜRGEN KRÜGER: Rom und Jerusalem: Kirchenbauvorstellungen der Hohenzollern im 19. Jahrhundert, Berlin 1995, S. 255f.; KATHRIN ELLWARDT: Evangelischer Kirchenbau in Deutschland, Petersberg 2008, S. 67f.

³ Vgl. zur Bestellung der Altarwand für die Kirche in Isaak TIINA-MALL KREEM: Viisipäraselt ehitatud. Luterlik kirikuehitus, -arhitektuur ja -kunst Eestis Aleksander II ajal (1855–1881) / Kirchenbau, Kirchenarchitektur und Kirchenkunst des Luthertums in Estland während der Zeit Alexanders II. (1855–1881), Tallinn 2010 (Dissertationes Academiae Artium Estoniae, 5), S. 215-220.

Auch wenn im Grunde dem ganzen Erbe der estnischen Sakralarchitektur des 19. Jahrhunderts besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden müsste,⁴ setzt sich der vorliegende Aufsatz zum Ziel, den evangelischen Kirchenbau, die Kirchenarchitektur und die religiöse Kunst unter der Regentschaft Kaiser Alexanders II. aus der Perspektive der Theologen und Pastoren zu analysieren, die als Initiatoren des Kirchenbaus auftraten.

Akademische Theologie und die „sichtbare Kirche“

Zwar wurden die lutherischen Kirchenverwaltungen der Ostseeprovinzen mit dem Kirchengesetz von 1832 der Petersburger Zentralmacht unterstellt,⁵ doch befand sich die Hochburg der evangelisch-lutherischen Theologie im Russländischen Reich weiterhin in Dorpat. Nach dem Ausbruch der Revolutionen von 1848 in West- und Zentraleuropa schloss die russische Regierung die Staatsgrenzen, weshalb Dorpat und Helsingfors die beiden einzigen Orte waren, an denen Reichsbürger lutherische Theologie studieren konnten.

Zur Herrschaftszeit Kaiser Alexanders I. dominierte an der Theologischen Fakultät der Universität Dorpat der Geist des aufgeklärten Rationalismus und des immer stärker werdenden romantischen Sentimentalismus. Die Anfang der 1820er Jahre durchgeführte Fakultätsreform bahnte zugleich den Weg für unterschiedliche Lehren: die konfessionell-lutherische, die pietistische sowie die auf Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher zurückgehende Idee von der Verschmelzung des Göttlichen und des Menschlichen in Christus. Weder in den 1820er noch in den 1830er Jahren formte sich in der Fakultät eine einheitliche theologische Plattform heraus. Die Gesellschaft der Ostseeprovinzen lebte wie in weiten Teilen Deutschlands und ganz Europas noch in ihrer ruhigen biedermeierlichen Phase. Es war die Stille vor dem Sturm, der dann in den 1840er Jahren mit der Konversionsbewegung in Livland und auf der Insel Ösel ausbrach, als die Menschen in Massen die lutherische Kirche verließen und zur russisch-orthodoxen wechselten. Dies war eine Zeit, in der die Frage gestellt wurde, was falsch gemacht oder unterlassen worden war. Bewusster als je zuvor übernahmen die Theologen nun die Verantwortung für das Überleben der evangelisch-lutherischen Lehre im russischen Imperium. Ihre Perspektive ließ sich

⁴ Zur Rückkehr des geistigen und materiellen Erbes des 19. Jahrhunderts in das Blickfeld der Geschichtsschreibung siehe Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, hrsg. von JÜRGEN KOCKA, Stuttgart 2001 (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 13), S. 35-44.

⁵ Näheres zu Kirchenreform bei ANDRES ANDRESEN: Luterlik territoriaalkirik Eestimaa 1710–1832: Riigivõimu mõju kirikuvalitsemisele, -institutsioonidele ja -õigusele [Die lutherische Territorialkirche in Estland 1710–1832: Der Einfluss der Staatsmacht auf die Verwaltung, die Institutionen und das Recht der Kirche], Tartu 2004 (Dissertationes Historiae Universitatis Tartuensis, 7), S. 159-168.

anhand ihrer Berufung, ihrer ethnischen Zugehörigkeit (alle damaligen Theologen waren Deutsche) und anhand ihrer familiären und auch Standesinteressen ablesen, da ja viele der eigentlich zum Stand der Literaten zählenden Theologen mit dem Adel verwandtschaftlich verbunden waren.⁶

Parallel zur Expansion der orthodoxen Staatskirche in den Ostseeprovinzen bildeten sich in den 1840er Jahren an der theologischen Fakultät der Universität Dorpat auf der Basis des konfessionellen Luthertums einheitliche theologische Ansichten heraus. Eine wichtige Rolle spielte dabei der Dogmatikprofessor Friedrich Arnold Philippi, der 1841 aus Berlin nach Dorpat berufen worden war.⁷ Während die erste Hälfte der 1850er der Fakultät dazu diente, den Schock der Konversionsbewegung zu verdauen, errichtete man zu Beginn der Regierungszeit Alexanders II. mit neuer Kraft Schutzmauern um die evangelische Kirche. Dies wurde auch dadurch unterstützt, dass es wieder erlaubt war, Studenten ins Ausland zu schicken – Ziel war vor allem die Universität Erlangen, die Hochburg des konfessionellen Luthertums. Zu den Vertretern der konfessionell-lutherischen Theologie in Dorpat selbst zählten u.a. die Professoren Arnold Friedrich Christiani und Theodosius Harnack.⁸

Vor allem Harnack, der in St. Petersburg geborene Theologe mit preußischen Wurzeln, ist im Zusammenhang mit dem lutherischen Kirchenbau und der Kirchenkunst von Interesse.⁹ Er studierte von 1834 bis 1837 Theo-

⁶ Die herrschenden Schichten der Ostseeprovinzen hielten Heinrich Wittram zufolge die lutherische Konfession vor allem deshalb für das geeignetste Glaubensbekenntnis, weil sie seit dem Privilegium Sigismundi Augusti eine der Grundlagen der regionalen Kirche war und Schutz gegen die Unifizierungstendenzen des Imperiums, die zunehmende Zentralisierung der Staatsmacht und die Expansion der Orthodoxie bot. HEINRICH WITTRAM: Lutherische Profile in der theologischen Fakultät Dorpat/Tartu 1840–1918, mit Ausblick bis 1940, in: Estland, Lettland und westliches Christentum. Estnisch-deutsche Beiträge zur baltischen Kirchengeschichte / Eestimaa, Liivimaa ja lääne kristlus. Eesti-saksa uurimusi Baltimaade kiriku loost, hrsg. von SIRET RUTIKU und REINHART STAATS, Kiel 1998, S. 169-185, hier zit. n. der estnischen Übersetzung, ebd., S. 186-202, hier S. 191f. Dies wiederum war verbunden mit dem zunehmenden Interesse für die eigene nationale Identität.

⁷ Friedrich Arnold Philippi wird das Verdienst zugeschrieben, die Beziehungen zwischen den Gelehrten der Universität Dorpat und den Pastoren der evangelischen Kirche gefördert zu haben. HEINRICH SEESEMANN: Die Theologische Fakultät der Universität Dorpat 1802–1918, in: Baltische Kirchengeschichte. Beiträge zur Geschichte der Missionierung und der Reformation, der evangelisch-lutherischen Landeskirchen und des Volkskirchentums in den baltischen Ländern, hrsg. von REINHARD WITTRAM, Göttingen 1956, S. 206-219, hier S. 209.

⁸ NICHOLAS HOPE: German and Scandinavian Protestantism 1700–1918, Oxford 1995, S. 450.

⁹ Über das Leben und Werk Theodosius Harnacks sowie seine Beziehungen zu seinem berühmten Sohn, dem Theologen Adolf von Harnack, siehe URMAS PETTI: Dorpater Theologe Theodosius Andreas Harnack, in: Estnische Kirchengeschichte im vorigen Jahrtausend / Estonian Church History in the Past Millennium, hrsg. von RIHO ALTNURME, Kiel 2001, S. 110-124; MERLE RIISTAN, URMAS PETTI: The Relation between Martin Luther and the Lutheran Church in the Conception of Theodosius Harnack, Theologian in Tartu in the 19th Century, in: The

logie an der Universität Dorpat und bildete sich danach in Bonn, Erlangen und Berlin weiter. 1842 kehrte er nach Dorpat zurück und übernahm eine Stelle an der Universität, wo er nach der Dissertation 1847 eine Professur für praktische Theologie und 1852 die der systematischen Theologie erhielt. Von einer zwischenzeitlichen Professur in Erlangen (1853–1865) nahm Harnack zahlreiche neue Ideen mit nach Dorpat, die – wie im Folgenden gezeigt wird – auch die Kirchenkunst berührten und im estländischen Kirchenbau und in der künstlerischen Gestaltung der Kirchen ihren Ausdruck fanden. Harnack war der erste unter den Dorpater Theologen, der öffentlich über den lutherischen Kirchenbau und die Kirchenkunst sprach, wobei er den Ausdruck der „sichtbaren Kirche“ prägte.

Das konfessionelle Luthertum fühlte sich durch das während der Herrschaft Alexanders II. aufkommende liberale Luthertum¹⁰ und die Herrnhuter Brüdergemeine bedroht.¹¹ Um die Gefahr abzuwenden, hielten konfessionelle Lutheraner eine Reform der Gottesdienstordnung für notwendig: Durch eine neue Liturgie sollte die durch den Rationalismus verursachte Entfremdung von der lutherischen Kirche überwunden¹² und die von den Liberalen vorgeschlagenen Ideen zur Modernisierung des Kirchenlebens unterdrückt werden. Als Initiative zur Liturgiereform war bereits 1849 das Liturgiekomitee gegründet worden.¹³ Nach Ansicht Harnacks, der

Significance of Base Texts for the Religious Identity / Die Bedeutung von Grundtexten für die religiöse Identität, hrsg. von MANFRIED L. G. DIETRICH und TARMO KULMAR, Münster 2006, S. 87–95.

¹⁰ Zum liberalen Luthertum und dessen Verdrängung durch die konfessionellen Lutheraner siehe HORST GRAVE: Konfession und Nationalität. Ein Beitrag zum Verhältnis von Kirche und Gesellschaft in Livland im 19. Jahrhundert, Marburg/Lahn 1978, S. 108–112, 117–124; MERLE RIISTAN: Tartu ülikooli usuteaduskond ja Balti kubermangude luterlik kirik: Suhted ja suhtumised 1860. aastate kiriklik-teoloogilise publitsistika põhjal [Die theologische Fakultät der Universität Tartu und die lutherische Kirche der baltischen Gouvernements: Beziehungen und Einstellungen aufgrund der kirchlich-theologischen Publizistik der 1860er Jahre], Magisterarbeit, Universität Tartu 2004, S. 71ff.

¹¹ OLAF SILD: Eesti kirikulugu vanimast ajast olevikuni [Estonische Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart], Tartu 1939, S. 207; siehe auch OTTO A. WEBERMANN: Pietismus und Brüdergemeine, in: Baltische Kirchengeschichte (wie Anm. 7), S. 149–177; URMAS PETTI: Esimesed eestlastest eurooplased [Die ersten europäischen Esten], in: Minu Issand ja minu Jumal! Pühendusteos *Dr. theol.* Toomas Pauli 70. sünnipäevaks, hrsg. von JAAN LAHE und TIIT PÄDAM, Tallinn 2009, S. 124–130.

¹² CARL MAURACH: Eines livländischen Pastors Leben und Streben, Kämpfen und Leiden, Leipzig 1900, S. 195.

¹³ Die in Estland beginnende Erneuerung der Liturgie war ein Teil der allgemeinen liturgischen Reformbewegung in der protestantischen Kirche, die ihren Ausdruck unter anderem auch in der Kirchenkunst fand. Siehe ANNE HEINING: Die Krise des Historismus in der deutschen Sakraldekoration im späten 19. Jahrhundert, Regensburg 2004, S. 42–46. Die Initiatoren der Liturgiereform in Deutschland wie in Estland waren von den 1850er bis zu den 1870er Jahren Anhänger des konfessionellen Luthertums. In den 1880er Jahren verschob sich das kirchenpolitische Machtverhältnis zu Gunsten der Anhänger des sogenannten Neuprotestantismus.

als Präsident dieses Komitees fungierte, sollte sich der Glaube während des Gottesdienstes erneuern und in Richtung Christus wachsen. Höhepunkt des Gottesdienstes sollte das Abendmahl sein,¹⁴ womit der Altar und die Erinnerung an Christi Opfertod in der Liturgie einen zentralen Platz einnehmen sollten.¹⁵

Nach den Worten Carl Maurachs, eines Mitglieds des Liturgiekomitees, war Letzteres nach der Abreise Harnacks nach Erlangen nicht mehr in der Lage, die livländische Synode von der Notwendigkeit einer Liturgiereform zu überzeugen. Die Reformgegner mit dem liberalgesinnten Bischof Ferdinand Walter als Leitfigur, die Maurach zufolge reinste antiliturgische, antilutherische und unionistische Ansichten, ja sogar die Prinzipien der reformierten Kirche vertraten, gewannen auf der Hauptsynode die Oberhand, weshalb die Reform ins Stocken geriet.¹⁶ Für einen der Zentralmacht nahe stehenden Kirchenbeamten wie Walter wäre es bestimmt nicht einfach gewesen zu versuchen, das zwanzig Jahre alte Kirchengesetz zu ändern – und wahrscheinlich hätte er selbst auch kein Interesse daran gehabt. Er musste schließlich die Interessen aller Lutheraner des russischen Imperiums vertreten und nicht nur die der baltischen Kirchenkreise.

Am Ende verliefen die Reformpläne zumindest auf einer institutionellen Ebene im Sande;¹⁷ dies galt nicht für die konfessionelle Ebene der Theologen und praktizierenden Pastoren, welche die Schönheit des so genannten alten lutherischen Gottesdienstes wiederentdeckt hatten.¹⁸ Zu liturgischen Experimentierfeldern der Reformbefürworter wurden die Universitätskirche in Dorpat, die Kirche in Oberpahlen und viele andere.

Die Gründung der Universitätskirche war einer der ersten Schritte der Dorpater Theologen, um die „sichtbare Kirche“ zu errichten. Bei der Weihe der Kirche, die von 1856 bis 1860 zwischen den Universitätsgebäuden errichtet worden war, herrschte eine gehobene Stimmung, die auch nicht dadurch

¹⁴ WITTRAM, *Lutherische Profile* (wie Anm. 6), S. 192f.; HEINRICH WITTRAM: *Die Kirche bei Theodosius Harnack*, Göttingen 1962, S. 44f., 88-92.

¹⁵ Theodosius Harnack zog es vor, das Kirchengebet vor dem Altar nicht von der Kanzel aus zu sprechen, wie es im 19. Jahrhundert in vielen evangelischen Kirchen üblich war. Harnack und seine Mitstreiter betonten, dass das Kirchengebet kein Anhängsel der Predigt sein dürfe, sondern ein eigenständiges liturgisches Ganzes darstelle. Dafür wurden sie als Renegaten des traditionellen Luthertums und Sympathisanten der römisch-katholischen Kirche gescholten. Sie verwiesen auch darauf, dass die Überbewertung der Kanzelpredigt die Person des Pastors unnötig in den Vordergrund stelle. Das vor dem Altar gesprochene Kirchengebet gleiche dies aus und bringe den Charakter des Gottesdienstes als Ganzes besser zur Geltung. Brief des Theologen Marko Tiitus an die Autorin, 18.9.2010.

¹⁶ MAURACH, *Eines livländischen Pastors Leben und Streben* (wie Anm. 12), S. 208f.

¹⁷ Liturgische Eigeninitiative war gesetzlich verboten und das Einhalten der Liturgie wurde auch während der Kirchenvisitationen geprüft. Gesetz für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland, hrsg. von RUDOLF VON FREYMAN, Reval 1901, § 784, S. 154.

¹⁸ MAURACH, *Eines livländischen Pastors Leben und Streben* (wie Anm. 12), S. 210.

verdorben wurde, dass die Orgel noch nicht fertig war und der Altar nur von einem provisorischen Gemälde geschmückt war, während schon Glasmalereien die Fenster zierten.¹⁹

Die Aufgabe, der Dorpater Universitätskirche eine sichtbare Form zu geben, die ihrer besonderen Position entsprach, hatte der aus Erlangen zurückgekehrte Theodosius Harnack übernommen. 1867 wandte er sich an den Architekten Matthias von Holst mit dem Anliegen, der Kirche einen „würdigen“ Altar und eine ebensolche Kanzel zu bestellen.²⁰ Als Anregung soll ihm dabei die Tatsache gedient haben, dass der Altar und die Kanzel der Universitätskirche als der Haus- und Ausbildungskirche junger Theologen künftig allen anderen Gotteshäusern als Vorbild dienen sollte. Übrigens wurde 1894 die Altarwand abermals umgestaltet und das Gemälde „Weiber am Grab“ durch ein Kreuzigungsmotiv ersetzt.²¹ Das weist darauf hin, dass auch nach Harnacks Zeit der Gestaltung der Universitätskirche und der dadurch verbreiteten Botschaft viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Der Einfluss Harnacks und anderer Befürworter der Liturgiereform auf die Raumgestaltung der Kirchen und die Kirchenkunst im Allgemeinen kann auch anhand vieler anderer Gotteshäuser Est- und Livlands beobachtet werden. Als konkreter Ausdruck dieses Einflusses darf gelten, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche alte Altäre ausgetauscht und die Altarräume vom Gemeinderaum durch ein Gitter abgetrennt wurden, dessen Tore sich nur auf Wunsch des Pastors öffnen ließen (so geschehen in Saara, Mustel, St. Michaelis, Karmel, Kielkond, Mohn, Jamma, Kergel, Wolde, Kegel und anderswo²²). Gleichzeitig nahmen an den Altären großformatige Gemälde ihren Platz ein, die nach konfessionellen Prinzipien den Opfertod Christi und nicht mehr seine Rolle als Lehrer, Retter oder Tröster darstellten. Solche Altarbilder mit einem Kreuzigungsmotiv befinden sich in den in den 1860er und 1870er Jahren erbauten Kirchen von Werpel (1860), Mustel (1863), in der Pauluskirche von Fellin (1866), der Johanniskirche von Reval (1867), der Kirche Nissi (1873) und vielen anderen Kirchspiel- und Nebenkirchen sowie Kapellen. Im Grunde gehören in diese Reihe auch andere Gemälde, die die Funktion Jesu als Erlöser betonen, wie etwa das Motiv „Frauen am Grab“ in der Dorpater Universitätskirche (1868) und in der Kirche Vastseliina/Neuhau-

¹⁹ Das Inland, 1.(13.) 2.1860, S. 100.

²⁰ Der entsprechende Briefwechsel ist nachzulesen in: Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajaloarhiiv*, künftig: EAA), Bestand 1254, Findbuch 1, Akte 87, S. 3ff, 108, 180r, 110-110r, 117-117r.

²¹ Zum Bau und zur Umgestaltung der Universitätskirche vgl. TIINA-MALL KREEM: Oma aja laps. Tartu ülikooli kiriku ehitusplaanidest 19. sajandi kohalikus ja rahvusvahelises kontekstis [Ein Kind ihrer Zeit. Über die Baupläne der Dorpater Universitätskirche im lokalen und internationalen Kontext des 19. Jahrhunderts], in: Kunstiteaduslikke Uurimusi 4 [14] (2005), S. 81-109.

²² KREEM, Viisipäraselt ehitatud (wie Anm. 3), S. 127f.

sen, die „Kreuzabnahme“ in der Kirche Harjel (1859) und die „Grablegung“ im Konfirmandensaal der Kirche Kosch (1859).

Den ersten größeren Riss bekam die Tradition des Altargemäldes, die sich jahrzehntelang herausgebildet und gefestigt hatte, im Jahre 1879, als das Apsisgemälde der Revaler Karlskirche „Kommet her zu mir alle ...“ fertig gestellt wurde. Diese Christus-Darstellung sollte die Kirchenbesucher nicht so sehr an den für ihre Sünden gekreuzigten Heiland erinnern, sondern an die heiterere Seite des Christentums, an Christus als Helfer. Obwohl die Tradition, den Opfertod Christi darzustellen, mit der Präsentation dieses Gemäldes nicht ausklang, wurde nun der Weg bereitet für die so genannten „weicheren“ Themen in der Kirchenkunst Estlands. Dies wiederum war nicht nur Ausdruck der Liberalisierungstendenzen in der evangelischen Kirche, die in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts stärker wurden, sondern auch des wachsenden estnischen nationalen Selbstbewusstseins.²³

Pastoren als Initiatoren des Kirchenbaus und der Gestaltung des Kirchenraums

Die Pastoren spielten eine wichtige Rolle dabei, die Kirchen für die immer größer werdenden Gemeinden anzupassen und eine altarzentrierte Liturgie einzurichten. In Bezug auf die Ausgestaltung des lutherischen Kirchenraums darf Pastor Carl Maurach nicht unerwähnt bleiben. Als er nach dem Studium sein Probejahr als Pastor bei seinem Vater in Paistel absolvierte, waren die geweißten Wände der Kirche zum Teil gräulich verstaubt und grünlich angefault. Es gab kein ordentliches Gestühl, sondern nur schwarz und grau gestrichene, von Holzwürmern durchlöchernte Bänke ohne Rückenlehne. Der Altar und die Kanzel waren sehr robust von einem, so Maurach, ziemlich ungeschickten Tischler hergestellt worden, sie hätten keinen Stil, seien geschmacklos und hässlich. Abgesehen von einem halbseidenen graugrünen „Lappen“ auf dem Altar fehlten sämtliche Kirchentextilien. Anstelle einer Orgel habe der Gemeinde ein gänzlich unmusikalischer Küster als Vorsänger gedient, anstelle eines Kirchturms gab es einen „niedrigen plumpen Glockenstuhl“. Kurzum, die Kirche war „ein Stempel der Schmach der lutherischen Kirche“.²⁴

Angesichts der Tatsache, dass aus Maurach später ein leidenschaftlicher Befürworter der Liturgiereform und ein Agitator für die Förderung der Kirchenkunst wurde, leuchtet sein Ziel ein, aus der eher einem Schuppen gleichenden Kirche von Paistel ein ehrwürdiges Gotteshaus machen zu

²³ Siehe auch TIINA-MALL KREEM: Gemäldekopien in der evangelisch-lutherischen Kirche Estlands im 19. Jahrhundert, in: Meistriteoste lummus. Koopia 19. sajandil / Im Bann der Meisterwerke. Die Kopie im 19. Jahrhundert, hrsg. von DERS., Tallinn 2007 (Eesti Kunstimuuseumi toimetised, 1), S. 57-76.

²⁴ MAURACH, Eines livländischen Pastors Leben und Streben (wie Anm. 12), S. 118.

wollen. Maurach und seine Mitstreiter unter den Pastoren erhielten große Unterstützung von ihren Familien: Maurachs Frau und seine Schwester veranstalteten eine Lotterie, um Kanzel- und Altardecken zu besorgen, die als wichtigste und auffälligste Verzierungen in der Kirche galten. Die Aufgabe des Pastors war es nun, der Gemeinde die Notwendigkeit der Ausgestaltung des Kirchenraums zu erklären und Spenden einzusammeln. Tatsächlich wurden daraufhin ein neuer Altar und eine neue Kanzel erworben, aber auch eine Orgelkasse eingerichtet.²⁵ Nach drei Jahren war bereits genug Geld zusammen gekommen, so dass man nach einen Orgelmeister Ausschau halten konnte. Der Kirchenkonvent, ein Verwaltungsorgan der Gemeinde mit stimmberechtigten Laienmitgliedern, machte zwar alle erwähnten Erneuerungen mit, überließ dem Pastor jedoch die Entscheidung darüber, ob die Arbeit dieses oder jenes Meisters geeignet sei. Für einen jungen Mann in den Zwanzigern wie Maurach war es nicht immer einfach, die anstehenden Geschmacksentscheidungen zu fällen. Oft blieb ihm nur mit Bedauern festzustellen, dass er zu wenig über Kirchenkunst oder Kunstgeschichte wusste.²⁶

Als Pastor in Oberpahlen initiierte Maurach später die Reparatur des sich bereits neigenden Kirchturms, ließ die Orgel, die Emporen, den Altar und die Kanzel erneuern sowie die Fenster spitzbogenförmig umgestalten.²⁷ Zwar wurde sein Plan, die alte Kirche ganz umzubauen oder gar durch eine neue zu ersetzen, nicht realisiert, doch ist es bemerkenswert, dass während seiner Amtszeit mit Zustimmung der Vertreter der estnischen Gemeinde die Steuern erhöht und eine Baukasse für die Kirche eingerichtet wurde.²⁸

Auch viele andere Pastoren, die enge Beziehungen mit den Theologen der Universität aufrechterhalten hatten, waren an der Förderung der religiösen Kunst und an der Gründung eines entsprechenden Vereins interessiert.²⁹ Während der Amtszeit von Pastor Adalbert Hugo Willigerode wurden in der Marienkirche von Dorpat gründliche Renovierungsarbeiten durchgeführt sowie der Altar, die Kanzel und die Kronleuchter erneuert.³⁰ In der Gemeinde St. Marien-Magdalenen wurde während der ersten Hälfte der Amtszeit von Pastor Voldemar von Mickwitz die Kapelle von Warrol gebaut, später wurde die Gemeindekirche rekonstruiert. Dabei konnten

²⁵ Ebenda, S. 119.

²⁶ Ebenda, S. 120.

²⁷ Ebenda, S. 197; KRISTJAN WALDMANN: Põltsamaa kihelkonna minevikust ja mälestusmärkidest [Über die Vergangenheit und die Denkmäler des Kirchspiels Oberpahlen], [Põltsamaa] 1926, S. 8. Das Manuskript befindet sich im Archiv des Konsistoriums der Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche.

²⁸ MAURACH, Eines livländischen Pastors Leben und Streben (wie Anm. 12), S. 199; JÜRI REINTHAL: Põltsamaa õpetaja Carl Peter Ludwig Maurach [Der Pastor von Oberpahlen Carl Peter Ludwig Maurach], Põltsamaa 1902, S. 1-6.

²⁹ HARNACK, VON OETTINGEN, Aufruf zur Förderung (wie Anm. 1), S. 577.

³⁰ Eesti Postimees, 30.9.1864, S. 327; Eesti Postimees, 7.10.1864, S. 335.

eine neue Orgel sowie eine neue Altarwand mit dem Gemälde „Golgatha“ bestellt werden.³¹ Derartige Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

Es nicht demgegenüber nicht einfach festzustellen, wie tief der Graben zwischen den Wünschen und den realen Möglichkeiten war. So wollte Maurach der Kirche von Paistel einen schönen Turm bauen, doch musste dieser Plan zunächst wegen Geldmangels, später wegen seines Wechsels nach Oberpahlen aufgegeben werden. Allerdings erhielt Paistel schon unter dem nächsten Pastor Woldemar Adolf Hansen einen Kirchturm.³² Eine ähnliche Kontinuität ergab sich im Falle des Baus der Kirche von Mustel: Pastor Carl Johannes Masing hatte dort die nötigen Mittel besorgt und die Gemeinde auf die gemeinsame Anstrengung vorbereitet,³³ doch begann der Bau selbst erst 1861 unter dem neuen Pastor Conrad Wilhelm Heinrich Bergwitz. Die in Mustel gesammelten Erfahrungen beim Kirchenbau konnte Bergwitz wiederum anwenden, als er in den 1880er Jahren Pastor der St.-Elisabeth-Gemeinde von Pernau³⁴ geworden war, wo er die Kapelle von Uhla errichten ließ.

Gemäß den Protokollen des örtlichen Kirchenkonvents war Pastor Valentin von Holst der Initiator beim Bau einer neuen Pauluskirche für die Landgemeinde Fellin. Zur Grundsteinlegung kam es allerdings erst in den ersten Amtsjahren seines Nachfolgers Ferdinand Hörschelmann. Dass dieser großen Wert auf das Element der Kirchenkunst legte, erkennt man daran, dass zwei Jahre nach der Fertigstellung der Kirche die Altarwand der besseren Sichtbarkeit halber weiter nach vorne versetzt wurde.³⁵

Wie in Deutschland³⁶ wählte auch in Estland der jeweilige Pastor in der Regel die passende Einrichtung für die Kirche, und entschied über die Themen der Gemälde, selbst wenn er nach geltendem Gesetz in diesen Fragen auf dem Kirchenkonvent gar kein Stimmrecht hatte.³⁷ Hierbei handelte es sich aber nur um die juristische Seite der Angelegenheit, die nicht so buchstäblich verfolgt wurde. In Fragen der Liturgie stellten

³¹ Maarja-Magdaleena kirik [Die Kirche St. Marien-Magdalenen], in: Eesti arhitektuur [Die Architektur Estlands], hrsg. von VILLEM RAAM, Bd. 4, Tallinn 1999, S. 101f.

³² MAURACH, Eines livländischen Pastors Leben und Streben (wie Anm. 12), S. 125. Über den Turmbau vgl. MAX VAHER: Lühike ülevaade Paistu-Maarja ev.-lut. usu kiriku ja kihelkonna elu-olust. 700-aastase juubelipäeva mälestuseks [Ein kurzer Überblick über das Leben der ev.-luth. Marienkirche und des Kirchspiels von Paistel. Zur Erinnerung an den 700-jährigen Jubiläumstag], Paistu 1934, S. 16.

³³ Perno Postimees, 1.1.1864, S. 3.

³⁴ Die evangelischen Prediger Livlands bis 1918, hrsg. von MARTIN OTTOW und WILHELM LENZ, Köln und Wien 1977, S. 173.

³⁵ EELK Viljandi Pauluse kogodus. Kiriku ja koolikonvendi protokolliraamat [Ev.-lutherische Paulusgemeinde Fellin. Protokollbuch des Kirchen- und Schulkonvents], in: EAA, 1290-1-189, Bl. 102v.

³⁶ ANGELA BEESKOW: Die Ausstattung in den Kirchen des Berliner Kirchenbauvereins (1890–1905): Mit einem Beitrag zur Ikonographie des Protestantismus, Berlin 2005, S. 50.

³⁷ KREEM, Viisipäraselt chitatud (wie Anm. 3), S. 56.

die Laienmitglieder des Konvents die Kompetenz des Pastors ohnehin nicht in Frage. Da es sich bei diesem um einen gebildeten Menschen mit Universitätsabschluss handelte, wurde seine Autorität in der Regel auch in Fragen der Ästhetik respektiert.

Wie einheitlich konnte aber die Auffassung der evangelischen Geistlichen über das für die Liturgie geeignete Gotteshaus, über die entsprechende Einrichtung und Ausschmückung sein? Neben dem dominierenden konfessionellen Luthertum war das liberale Luthertum zur Zeit Alexanders II. im Aufwind, es gab keine Administration, die sich speziell der Kirchenkunst gewidmet hätte, und es existierten mehrere unterschiedliche Konsistorien in Liv- und Estland, deren Generalkonsistorium in Petersburg nicht nur weit entfernt war, sondern auch wenig Interesse an der Liturgiereform und der damit einhergehenden Anpassung der Kirchengestaltung zeigte.

Es gibt viele konkrete Fälle, die auf Meinungsunterschiede in Fragen der Kirchengestaltung hinweisen. So wurde in der Kirche von Fennern schon 1855 unter Pastor Karl Körber entschieden, die vom Ende des 18. Jahrhunderts stammende Kanzel, die sich ursprünglich über dem Altar befand, an die linke Seite des Kirchenschiffs zu stellen und eine neue Altarwand mit dem Gemälde „Christus am Kreuz“ zu bestellen.³⁸ Pastor Erik Wilhelm Danielsohn, der nicht in Dorpat, sondern in Helsingfors Theologie studiert hatte,³⁹ ließ während des Kirchenbaus in St. Johannis (Harrien) die Kanzel noch 1863 über dem Altar anbringen. Bereits im nächsten Jahr wurde sie in die Nordseite des Triumphbogens versetzt, was noch in Danielsohns Amtsperiode vermutlich auf Anweisung der von Propst Johann Georg Berg geleiteten Kirchenvisitation geschah. Im selben Jahr versprach der Gutsherr von Rasik, von Sievers, für ein neues Altargemälde 270 Rubel zu spenden.⁴⁰ Das Bild, das schließlich 1872 über dem Altar aufgestellt wurde, zeigte den Kreuzestod Christi, was den damals schon dominierenden Vorstellungen des konfessionellen Luthertums von einem geeigneten Altarschmuck entsprach.

Die Frage, wie eng die Beziehungen der Dorpater Theologischen Fakultät zu ihren ehemaligen Studenten waren, die als Pastoren im Gouvernement Estland arbeiteten, muss an dieser Stelle zwar unbeantwortet bleiben. Nimmt man aber die zur Unterstützung der Liturgie gedachte Kirchenkunst als Maßstab, kann man behaupten, dass die Beziehungen der Fakultät zu den Pastoren, die im estnischen Teil des Gouvernements

³⁸ EELK Väandra kogodus. Kiriku ja pastoraadi hoonete paranduste jaoks minevate naturaal- ja rahaliste kulude jaotus [Ev.-luth. Gemeinde Fennern. Die Aufteilung der für die Reparatur der Kirche und des Pastorats aufgewendeten Natural- und finanziellen Mittel], in: EAA, 1284-1-307, unpaginiert.

³⁹ Die evangelischen Prediger Livlands bis 1918 (wie Anm. 34), S. 202f.

⁴⁰ EELK Harju-Jaani kogodus. Kiriku konvendi ja kiriku nõukogu protokolliraamat [Ev.-luth. Gemeinde St. Johannis (Harrien). Protokollbuch des Kirchenkonvents und des Kirchenrats], in: EAA, 1210-1-85, Bl. 23v.

Livland dienten, enger waren. Anlass zu dieser Behauptung geben vor allem einige Experimente im Bereich der Altargestaltung in Estland. Neben dem erwähnten Versuch mit einem Kanzel-Altar in St. Johannis (Harrien) kann auch auf die damals unerhörte Altargestaltung der Revaler Karlskirche verwiesen werden. Zwar steht der Altar dort in der Apsis, wegen der Treppen etwas höher als der Predigtsaal, und somit im visuellen Zentrum des Kirchenraums; er wird aber nicht von einer Kreuzigungsszene geschmückt, sondern von einem Bild, auf dem Christus alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft und tröstet. Diese Themenwahl war in der Tat eine Laune des Künstlers Johann Köler, der der aufstrebenden nationalen estnischen Bewegung angehörte,⁴¹ und die Revaler Geistlichkeit hielt es nicht für notwendig, ihm in dieser Frage zu widersprechen. Eine ähnliche Altargestaltung ohne architektonische Altarwand erhielt später auch die Alexanderkirche in Narva, die ebenfalls von Otto Pius Hippius entworfen worden war, einem deutschbaltischen Architekten und liberalen Lutheraner, der in Petersburg tätig war. Anders als in Tallinn fand sich in Narva in der Mitte der Apsiswand eine Darstellung des gekreuzigten Christus. Diese realistische Christus-Gestalt, gemalt von Eduard Karl Franz von Gebhardt, einem deutschbaltischen Kunstprofessor estländischer Herkunft, unterschied sich deutlich von den üblichen schönen Erlöserfiguren.

Es gibt keine Angaben darüber, dass die an Fragen des Kirchenbaus interessierten Pastoren im Gouvernement Estland über die Fragen der Kirchenkunst so öffentlich debattiert hätten wie der Dorpater Theologe Harnack oder der Oberpahlener Pastor Maurach. Unter den estländischen Pastoren war vielleicht Woldemar Friedrich Kentmann, Redakteur der christlichen Sonntagszeitung „Ristirahwa Pühhapäewaleht“ der wortreichste. Er rief zwar sein Publikum auf, die Glaubensbrüder und auch den Kirchenbau⁴² zu unterstützen, doch verlor er kein Wort über die Bedeutung der Kirchenkunst. Man findet in Kentmanns Zeitung keine Geschmacksurteile nach der Art Maurachs;⁴³ ausländische, z.B. aus Deutschland stammende Vorbilder und konkrete Arbeiten zog er nicht den lokalen vor, wie es etwa für Maurach durchaus charakteristisch war. Mit Stolz berichtete dieser in seinen Erinnerungen, dass die Orgel und die Emporen der Kirche in Oberpahlen während seiner Amtszeit nach dem geschmackvollen Vorbild der Nürnberger St. Sebalduskirche gestaltet worden waren, dass die deutsche Gemeinde eine kleine, in Wien hergestellte gotische Weinkanne aus Silber erhalten hatte, oder dass die Gemeinde vier Messing-Kronleuchter aus Nürnberg und zwei Fenstermalereien für das Kirchenschiff aus Bingen

⁴¹ EGLE TAMM, TIINA-MALL KREEM: Tallinna Kaarli kirik [Die Karlskirche von Reval], Tallinn 2007, S. 71.

⁴² Eine Darstellung der Bauarbeiten der Kirche Leal und Kapelle Wähast in: Ristirahwa Pühhapäewaleht, 10.12.1878, S. 397f.; 7.1.1879, S. 12.

⁴³ Das in Dorpat erworbene Taufbecken beschrieb Carl Maurach als ein „mehr solides als geschmackvolles (...)“. MAURACH, Eines livländischen Pastors Leben und Streben (wie Anm. 12), S. 198.

im Rheinland bestellt hatte. Zugleich beschrieb er, wie die gänzlich missratenen Kirchenglocken der Revaler Meister durch neue aus Gatčina ersetzt wurden.⁴⁴ Können derartige mentale Unterschiede auf die verschiedenen Charaktere und Interessen dieser Männer zurückgeführt werden oder sollte man den Grund darin suchen, dass Estland ein geistiges Zentrum fehlte, das ähnlich wie Dorpat das künstlerische Leben mit dem religiösen verbunden hätte? Sicherlich war die Organisation des Kunstbereichs auch im Gouvernement Estland nicht von untergeordneter Bedeutung – hier braucht man nur an das Kunstinteresse der Gründer der Ehstländischen Literarischen Gesellschaft oder des Provinzialmuseums zu erinnern.

Die wichtigsten Faktoren, die den Entwurf einer Kirche und auch die Art der zur Ausschmückung hergestellten Kunstgegenstände beeinflusst haben, waren persönliche Kontakte und gegenseitiges Vertrauen. Es ist wohl kein Zufall gewesen, dass Matthias von Holst, der den Bau der Pauluskirche von Fellin als Bauherr 1866 abschloss, der Sohn des 1860 verstorbenen örtlichen Pastors Valentin von Holst war. Nachdem er sich als Architekt in Fellin einen Namen gemacht hatte, baute Matthias 1867 die Kirche von Hallist, entwarf die neue Innenausstattung der Dorpater Universitätskirche und auch die Kiche von Gudmannsbach, die unter Aufsicht Oskar Emil Carlbloms stand, der wiederum ein Kommilitone Pastor Hörschelmanns von der Fellinschen Pauluskirche war. Oder kann es ein Zufall gewesen sein, dass auf der Halbinsel Serwe auf Ösel 1864 die Erweiterungsarbeiten der Kirchen von Anseküll und Jamma nach fast demselben Projekt begannen? Hinter diesen sehr ähnlichen Bauten kann man auch die Kommilitonen und Amtsbrüder Ferdinand Magnus Masing und Martin Georg Emil Körber erkennen. Und diese wiederum kannten bestimmt Carl Johannes Masing, des Initiator des Kirchenbaus von Mustel.

In die Liste der Kirchenbauer und -gestalter gehört auch Selmar Landesen, den Dorpater Kommilitonen von Carl Maurach und Wilhelm Bergwitz, während dessen Amtszeit (1853–1895) im Kirchspiel Torma zwei neue Kapellen gebaut wurden – die von Tschorna und von Lohusu. Erwähnenswert sind auch Pastor Bernhard Justus Thomas Spindler, der am Bau der Kirche Leal Anteil hatte, und Emil Johann Heinrich Bruhns, der als Pastor am Kirchenbau in Nissi beteiligt war. Beide waren Absolventen der Theologischen Fakultät zu Dorpat. Damit schält sich der Eindruck heraus, dass die eifrigsten konfessionellen Lutheraner, Befürworter der Liturgiereform und Förderer der Kirchenkunst sich unter denjenigen Pastoren fanden, deren Studium in die für die lutherische Kirche gefährliche Periode der Konversionsbewegung oder in die unmittelbar darauf folgende Zeit fiel. Zu ihnen zählen neben Carl Maurach (studierte in Dorpat Theologie 1842–1846) Ferdinand Hörschelmann (1851–1855), Konrad Wilhelm Bergwitz (1852–1855), Ernst Johann Georg Sokolowski (1850–1855) u.v.a. Während Sokolowskis Amtszeit in Fennern bekam die dortige Kirche wahrscheinlich

⁴⁴ Ebenda, S. 197f.

einen neuen Dachreiter, einen neu gestalteten Altar, der mit dem Gemälde „Christus am Kreuz“ geschmückt wurde, und außerdem eine neue Orgel.⁴⁵ Auch der Bau der Hilfskirche von Kerro fiel in diese Periode.

Die Mission und das Wesen der christlichen Kunst

Hinter den beschriebenen Unternehmungen auf dem Gebiet der künstlerischen Ausgestaltung der Kirchen stand die Idee der missionierenden Funktion der Kunstwerke.⁴⁶ Wenn man sich bei der langen Geschichte dieser Idee auf das 19. Jahrhundert konzentriert, muss die 1809 in Wien gegründete und 1810 nach Rom verlegte Malervereinigung Lukasbund genannt werden, deren Mitglieder später unter der Bezeichnung Nazarener bekannt wurden. Diese Künstler waren überzeugt, dass es die Aufgabe der Kunst sei, Menschen zu erziehen und ihren Glauben zu stärken. 1860 veröffentlichte Julius Schnorr von Carolsfeld, ein Vertreter des protestantischen Flügels der Nazarener, eine mit 240 Holzstichen bebilderte Bibel, in der er betonte, dass neben der Predigt des Pfarrers auch die bildende Kunst dazu beitragen könne, den christlichen Glauben zu verbreiten. In dieser Zeit wurde auch die Idee der künstlerischen Gestaltung der Gotteshäuser aktuell, wobei sich die Auffassung von der gegenseitigen Wechselwirkung der Liturgie und des Kirchengebäudes herausbildete. Es war eine künstlerische Auflehnung gegen den zum Rationalismus neigenden Gottesdienst, der formenarm geworden war und vor allem den Verstand ansprechen sollte. Carl Maurach drückte es folgendermaßen aus:

„Es ist doch billig und natürlich, dass die Gemeinde es lernt, die Kirche, welche sie bisher nur als Bettlerin in unschönen und unwürdigen Lumpen, in verfallener, unsauberer Hütte gesehen hat, auch als die Königsbraut in würdigem Hause, in gebührender Ausstattung, in ehrendem Schmucke zu erblicken, und dass sie, die Gemeinde, dazu erzogen und angeleitet wird, auch an ihrem Teile zu solcher bräutlichen Ausstattung beizutragen.“⁴⁷

Trotz des Wirtschaftsabschwungs am Ende der 1860er Jahre veröffentlichte Theodosius Harnack mit dem der Kunst und der Kirche zugeneigten Regionalpolitiker Nikolai von Oettingen 1869 einen Aufruf zur Gründung eines Kunstvereins für Kirchengestaltung.⁴⁸ Die Autoren schilderten, wie „traurig“ die Kirchen und Sakristeien, Altäre und Kanzeln aussahen, und

⁴⁵ Väandra Martini kirik [Die Martinskirche von Fennern], in: Eesti arhitektuur, hrsg. von VILLEM RAAM, Bd. 2, Tallinn 1996, S. 160.

⁴⁶ BEESKOW, Die Ausstattung in den Kirchen des Berliner Kirchenbauvereins (wie Anm. 36), S. 178.

⁴⁷ MAURACH, Eines livländischen Pastors Leben und Streben (wie Anm. 12), S. 197.

⁴⁸ Der Vorschlag zur Gründung eines Vereins für religiöse Kunst wurde erstmals auf dem evangelischen Kirchentag in Elberfeld 1851 ausgesprochen. BEESKOW, Die Ausstattung in den Kirchen des Berliner Kirchenbauvereins (wie Anm. 36), S. 178.

erklärten, es diene dem Ziel des Gottesdienstes, die Kirchen hübscher zu machen und dabei profane und laienhafte Altargeräte, unschöne Bilder sowie geschmacklose Altar- und Kanzeldecken gegen bessere auszutauschen.⁴⁹ Harnack und von Oettingen beteuerten, dass auch Luther ein großer Kunstfreund gewesen sei, und riefen ihr Publikum auf dafür zu sorgen, dass der Kultusraum einen Charakter trage, der mit dem Gottesdienst in Einklang stehe. Ein Kirchengebäude sollte nicht nur praktische Bedürfnisse befriedigen und genügend Platz, eine ordentliche Akustik und gute Sichtbarkeit bieten. Es sollte auch ein Ort sein, an dem man mit konkreten Dingen und Symbolen Gott dient. Dazu gehörten das Abendmahl- und Taufgeschirr, die Altarbibel, das Altarkruzifix, die -leuchter und -bilder, der Altar und die Kanzel, Taufsteinbecken und Kronleuchter usw.⁵⁰ Obwohl die Gründung des Vereins für Kirchenkunst auch auf der Livländischen Provinzialsynode behandelt wurde, scheiterte die Initiative.⁵¹ Dieser Misserfolg ändert jedoch nichts daran, dass die Idee an sich gut war; leider lässt er auch die Frage offen, welche Kunst aus welchen Gründen die Theologen der Ostseeprovinzen gerne gesehen hätten.

Ein Jahr nach dem Aufruf zur Vereinsgründung veröffentlichte Harnack in der „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche“ einen Artikel, in dem die Beziehungen zwischen Kunst und Kirche gründlich analysiert wurden und den Künstlern Richtlinien vom Standpunkt der lutherischen Theologie gegeben wurden.⁵² Nach Harnacks Meinung hatten Kunst und Kultus vieles gemeinsam:

„Kunst und Cultus haben zunächst äußerlich betrachtet das mit einander gemein, daß sich in ihnen ein geistliches Leben zur Darstellung bringt und geordnete Gestalt gibt durch Eintreten in die Welt der Erscheinung und der sinnlichen Wirklichkeit. Die Kunst, [ist] zwar nicht die einzige, aber unbestritten die schönste, lebenswarm duftende Blüthe des menschlichen Geistes und seiner Cultur. Der Cultus, auch eine Blüthe, wenn auch eine bescheidenere, des christlich-religiösen Lebens, [ist] gleichsam der Leib, in welchem die Religion sich verkörpert, oder besser das seelenvolle Antlitz, mit welchem uns dieses in der Tiefe verborgene Leben anschaut und in welchem es sich uns zu erkennen gibt.“⁵³

⁴⁹ HARNACK, VON OETTINGEN, Aufruf zur Förderung (wie Anm. 1), S. 571f.

⁵⁰ Ebenda, S. 570, 572f.

⁵¹ Im Bestand der Gemeinde Ecks im Estnischen Historischen Archiv ist ein Statutentwurf des Livländischen Vereins für Kirchenkunst erhalten geblieben (EAA, 1266-1-227, Bl. 39-43). Es handelt sich um ein undatiertes Dokument, das vermutlich erst aus den 1880er Jahren stammt. Mit der Abfassung dieses Statuts könnte Pastor Leberecht Georg Traugott Greinert verbunden gewesen sein, der 1892-1920 und 1927-1929 in der Gemeinde Ecks diente, und dessen erste Amtsperiode zeitlich mit sorgfältigen Rekonstruktionsarbeiten in der alten Kirche zusammenfiel.

⁵² THEODSIUS HARNACK: Die Kunst im christlichen Cultus, in: DZTK 12 (1870), S. 293-339.

⁵³ Ebenda, S. 293.

Wenn man aber Kunst und Kultus näher betrachtet, dann sieht man Harnack zufolge, dass sie sich merklich voneinander unterscheiden: Kunst ist keine Realität. Auch das schönste Gemälde bleibt letztlich nur ein Stück Holz oder Leinwand, auf das Farben aufgetragen wurden. Kultus jedoch, wenn man vom evangelischen Glauben ausgeht, darf seiner Ansicht nach keinen Schein dulden. Während in der Kunst Illusion erlaubt sei, so bedeute im Falle des Glaubens die Zulassung des Illusorischen den Tod des religiösen Lebens.⁵⁴

Harnack wies auf die Kluft hin, die sich nach seinem Dafürhalten zwischen Kunst und Kultus aufgetan hatte. Schuld daran seien die Klassizisten, doch hielt Harnack die Tätigkeit der Ästhetiker oder Naturalisten der neueren Zeit, die nichts mehr vom Geist oder von außersinnlichen Ideen hören wollten und für die Kunst nur der „elegante Widerschein der empirischen sinnlichen Wirklichkeit“⁵⁵ war, für weitaus gefährlicher. Auch die der Romantik zugeneigten Künstler hielt Harnack für Widersacher der christlichen Kunst. Sie begeisterten sich für das Mittelalter und waren – gemeint sind wahrscheinlich die Nazarener – für Harnack ein warnendes Beispiel dafür, dass die Kunst über die Religion und den Kultus die Oberhand gewinnen könne. Aus romantischer Sentimentalität vermischten sie die Kunst und die Religion, das römische und das evangelische Christentum miteinander, so dass aus dem Gottesdienst eine Veranstaltung zu Ehren und zum Genießen der Kunst würde. Harnack aber war der Überzeugung, die Kunst müsse sich stets den vom Kultus gestellten Bedingungen unterordnen.⁵⁶

Ein einfacher Grund dafür, warum Harnacks Wünsche nicht in Erfüllung gehen konnten, war die Tatsache, dass Künstler keine Theologen waren, sondern Meister, die sich immer mehr emanzipierten, die ihrer Berufung nachgingen und sich dadurch verwirklichten, dass sie Bestellungen für unterschiedliche Konfessionen und für verschiedene politische Auftraggeber erledigten und mit ihren Werken die Kirche und die (nationale) Politik beeinflussten.

Zwar hatte Johann Kölers Altargemälde der Revaler Karlskirche „Kommet her zu mir alle ...“ die Zustimmung der Deutschbalten genossen, doch erhob sich Ende der 1880er Jahre, als die Frage aktuell wurde, wie der untere Teil der Altarapside ausgeschmückt werden sollte, Misstrauen gegenüber dem der estnischen nationalen Bewegung nahe stehenden Künstler. Zwar trugen auch die hohen Honorarforderungen Kölers zu diesem Misstrauen bei, doch fürchtete man dessen mögliche „Eigeninitiative“, d.h. dass er sich erneut von der Tradition der Altarmalerei entfernen und der Kirchenkunst eine nationalpolitische Färbung verleihen könnte.⁵⁷ Übrigens

⁵⁴ Ebenda, S. 295f.

⁵⁵ Ebenda, S. 299.

⁵⁶ Ebenda, S. 299-303.

⁵⁷ VOLDEMAR ERM: Kunstniku ja pastori kirjaduell [Das Briefduell eines Künstlers und eines Pastors], in: Lähtemeistrid. Artikleid ja uurimusi 19. sajandi eesti kunstist,

hat auch der Kirchenkonvent von St. Jakobi (Pernau) 1900 gegenüber dem von Ants Laikmaa vorgeschlagenen Altargemälde zum Thema „Kommet her zu mir alle ...“ eine Kopie von Gebhardts „Golgatha“ bevorzugt.⁵⁸ Für die estnische Petrigemeinde von Dorpat wiederum entkräftete der „estnische Christus“ alle möglichen Gegenargumente, so dass 1897 für 3 000 Rubel ein weiteres Gemälde von Johann Köler zum Thema „Kommet her zu mir alle ...“ gekauft wurde.⁵⁹

Die Zahl der Gemälde in den Kirchen Estlands, die Christus als den Tröster, Retter, Lehrer und Hirten darstellten, wurde zusehends größer.⁶⁰ Das Altargemälde der Berliner Professors Schmidt „Der gute Hirte“ in der Kirche Hallist⁶¹ oder das „Hilf mit, Herr! oder Christus und Petrus auf dem See Genezareth“ von einem unbekanntem Künstler in der Kirche Jamma stammten zwar noch aus einer Zeit, bevor 1879 Kölers Gemälde für die Revaler Karlskirche fertig wurde, doch erregten sie kein so großes Aufsehen. Der ferne, gleichsam sozialgeschichtliche Hintergrund von Kölers Bildern, auf denen Christus alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft und sein Leben in helleren Tönen als sein Tod dargestellt wird, der seinerseits wiederum die Theologie beeinflusst hat, waren die mit der Industrialisierung und Urbanisierung verbundenen Prozesse⁶² sowie die neuen, durch die ethnokulturelle Emanzipationsbewegung veränderten Alltagsbedingungen.

Man kann nur ahnen, welches Altargemälde den Anforderungen des Theologen Harnack an die Kirchenkunst am meisten entsprochen hätte. Wenn jemand unter den hier genannten Künstlern Harnack gefallen hätte, dann wäre es vermutlich Carl Christian Andrea mit seinem Altargemälde „Golgatha“ aus der Felliner Pauluskirche gewesen. Am wenigsten hätte ihm

Tallinn 1984, S. 53-57, hier S. 56.

⁵⁸ HANNA INGERPUU: 19. sajandi altarimaalid Järvamaa, Raplamaa, Pärnumaa ja Läänemaa luterlikes kirikutes [Altargemälde des 19. Jahrhunderts in lutherischen Kirchen von Järvamaa, Raplamaa, Pärnumaa und Läänemaa], Bakkalaureusarbeit, Tartu 2004, S. 56. Manuskript im Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu.

⁵⁹ TIINA ABEL, ANU ALLAS: Väike Köleri sõnastik [Kleines Köler-Lexikon], Tallinn 2001, S. 137. Vermutlich wurde die Wahl des Themas für das Altarbild und des Künstlers durch das nationale Bewusstsein des Pastors beeinflusst: Als das Altarbild der Dorpater Petrigemeinde bestellt wurde, diente dort der Este Wilhelm Eisenschmidt als Pastor, Pastor der Revaler Karlskirche war aber der Deutsche Johannes Heinrich Brasche; in der Gemeinde von St. Jakobi (Pernau) war mit Otto Woldemar Ludwig Schulz ebenfalls ein Deutscher als Pastor tätig.

⁶⁰ KREEM, Gemäldekopien (wie Anm. 23), S. 65-69.

⁶¹ JAAN JUNG: Halliste ja Karksi kirikute ja kihelkondade ajalugu: Halliste kiriku 25-aastase juubileumi mälestuseks 29. Okt. 1892 [Die Geschichte der Kirchen und Kirchspiele Hallist und Karkus: Zur Erinnerung an das 25. Kirchenjubiläum am 29. Okt. 1892], Tartu 1893, S. 27f.

⁶² WILHELM LENZ: Zur Verfassungs- und Sozialgeschichte der baltischen evangelisch-lutherischen Kirche 1710-1914. Der Aufbau der Landeskirchen und die Stellung des Pastors in Liv-, Est- und Kurland, in: Baltische Kirchengeschichte (wie Anm. 7), S. 110-129, hier S. 126-129.

wahrscheinlich Carl Sigismund Walther gefallen, der nach dem Vorbild u.a. von Guido Reni geschönte und sentimentale Golgathamotive malte.⁶³ Der radikale Erneuerer der Düsseldorfer Malschule Eduard Karl Franz von Gebhardt⁶⁴ wiederum dürfte für Harnack viel zu „naturalistisch“ gewesen sein. Dies bestätigt der Pastor der Dorpater Mariengemeinde Paul Willigerode, der gegenüber Johann Köler behauptete, dass man Christus nicht im Stil Gebhardts in die Länge gestreckt darstellen sollte.⁶⁵ In seinem Brief an den Künstler missbilligte Willigerode aber auch dessen Interpretation von der Golgathagruppe: Man sollte die Jungfrau Maria nicht in tiefer Verzweiflung, sondern in stiller Trauer in den Armen Johannes des Jüngeren darstellen. Solche Ansichten beleidigten Köler als Künstler zutiefst, und er stellte die Gegenfrage, ob eine Mutter, deren Sohn so viel leiden müsse, einfach in stiller Trauer dastehen könne?⁶⁶

Es scheint, dass die Absolventen der Theologischen Fakultät in Dorpat gerne so etwas wie eine Kunst der goldenen Mitte in den Kirchen gesehen hätten: nicht zu sentimental, aber auch nicht zu realistisch oder gar naturalistisch. Als ein gutes Vorbild mochte ihnen Luthers Zeitgenosse Albrecht Dürer gelten⁶⁷, was man daran erkennen kann, dass eine Kopie von Dürers „Christus am Kreuz“ sowohl für die Dorpater Universitätskirche als auch für die Kirche in Ecks bestellt wurde. Vermutlich hielt man neben Andreas Altargemälde in der Felliner Pauluskirche auch das Altargemälde „Kreuzabnahme“ in der Kirche Harjel und „Christus am Kreuz“ in Tarwast für Meisterwerke der Kirchenkunst. Auf dem Gemälde in Harjel, das die Signatur des letzten Gothaer Hofkünstlers Paul Emil Jacobs trägt, sind neben dem Leichnam Christi noch zehn weitere Figuren abgebildet. Es handelt sich um ein ästhetisch wertvolles Bild eines Künstlers mit einem für die Zeit charakteristischen akademischen und für die Kirchenkunst angebrachten „würdigen“ Stil, der gleichzeitig eine gewisse Kühle ausstrahlt und es mit der Sentimentalität nicht übertreibt.⁶⁸ Mit denselben Worten könnte man auch das Altarbild von Tarwast beschreiben, das

⁶³ Bemerkenswerterweise wurde Guido Renis „Haupt Christi mit Dornenkrone“ aus der Dresdener Gemäldegalerie Alte Meister 1818 vermutlich von Walther lithografiert. Ein Exemplar befindet sich sowohl in der Abteilung für rare Bücher und Manuskripte der Dorpater Universitätsbibliothek als auch in der Kirche Weißenstein.

⁶⁴ Vgl. DIETRICH BIEBER, EKKEHARD MAI: Gebhardt und Janssen – Religiöse und Monumentalmalerei im späten 19. Jahrhundert, in: Die Düsseldorfer Malerschule. Kunstmuseum Düsseldorf, 13. Mai – 8. Juli 1979; Mathildenhöhe Darmstadt, 22. Juli – 9. September 1979, hrsg. von WEND VON KALNEIN, Mainz 1979, S. 165-176.

⁶⁵ ERM, Kunstniku ja pastori kirjaduell (wie Anm. 57), S. 54.

⁶⁶ Ebenda.

⁶⁷ Darauf, wie angebracht Albrecht Dürers Vorbild war, wies 1889 der Pastor der Dorpater Mariengemeinde Paul Willigerode hin. Ebenda, S. 55.

⁶⁸ Der Gothaer Maler Paul Emil Jacobs (1802–1866). Ein Künstler zwischen Klassizismus und Spätromantik. Eine Ausstellung zum 200. Geburtstag des Künstlers 18. August bis 10. November 2002, hrsg. von ANNE BRIEGER-POLLAK, Gotha 2002, S. 14-19.

allerdings nicht von einem Provinzkünstler wie Walther stammte, sondern von Theodor Thieme, einem Absolventen der Dresdener Kunstakademie.

* * *

Während der Regierungszeit von Alexander II. begann man sich in den Ostseeprovinzen bewusst mit der Errichtung der „sichtbaren Kirche“ zu beschäftigen, um die Vitalität der lutherischen Kirche mithilfe der Kunst zu demonstrieren. Eine leitende Rolle spielten dabei die Theologische Fakultät der Universität Dorpat, deren Professoren (vor allem Theodosius Harnack) und die gleichgesinnten Pastoren, die dort studiert hatten. Sowohl die Theologen als auch die Pastoren waren davon überzeugt, dass mithilfe der Kunst der Glaube der Menschen sozusagen erzogen werden könne, weshalb dem Aussehen der Gotteshäuser und ihrer inneren Ausgestaltung größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Auch wurde die Frage immer wichtiger, wie die Kunst der Liturgie anzupassen war. Auch wenn man sowohl aus kircheninternen als auch aus externen Gründen zu keinem gemeinsamen Verständnis darüber kam, wie eine lutherische Kirche auszusehen hatte, oder was konkret lutherische Kunst sein sollte, kann eine gewisse Konfessionalisierung der Kirchenkunst vor allem im estnischen Teil Livlands beobachtet werden, was sich vor allem auf den Bereich der Themen für Altargemälde bezog.

Mehr noch als die akademischen Theologen beeinflussten die Pastoren das äußere und innere Bild der konkreten Kirchenbauten. Dank ihrer Bemühungen wurde die Ausgestaltung der Kirchspielkirchen zu einem gemeinsamen Projekt ganzer Gemeinden. Und obwohl die Rolle der Pastoren bei der Initiierung des Kirchenbaus und der inneren Gestaltung des Kirchenraums nicht zu unterschätzen ist, konnten sie nicht alles allein bestimmen. Bau und künstlerische Ausgestaltung verlangten materielle und physische Unterstützung, die in erster Linie von höheren kirchlichen Institutionen und den örtlichen Grundbesitzern geleistet wurde. Somit erreichte die Initiative Gutsherren und Bauern, Magistrate und Stadtbürger sowie Fabrikanten und Arbeiter.

Zum Schluss sei noch die Hoffnung ausgesprochen, dass dieser Aufsatz auf die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen Kirchen- und Kunsthistorikern in der Zukunft hinweisen möge.

SUMMARY

*„The Visible Church“: Lutheran Church
Construction in Livland and Estland During
the Reign of Alexander II (1855–1881)*

Following the 1832 ecclesiastical law, Lutheran church governments of Russia's Baltic provinces were subordinated to the central control of Saint Petersburg. The Faculty of Theology at Dorpat University still stood as the stronghold of Lutheran theology. More knowingly than ever before, professors of theology took the responsibility for Lutheran teachings, fostering theology based on confessional Lutheranism and securing the church's position with liturgical reform and particular decorating practices in the churches. The general understanding at the time was that artworks in the church have a missionary function. Therefore, even during reconstruction work, the decoration of a church was changed.

Theodosius Harnack, professor of systematic theology, played an important role as an initiator of liturgical reform and of a movement to decorate churches. The design of a church had to complement the service culminating in communion – altar and commemoration of sacrificial death of Christ. This approach was also reflected in art during the second half of the 19th Century, when old altars and altar paintings were replaced.

Many of Harnack's colleagues followed his lead in creating a “visible church”. As a result of their persistent efforts, decorating parish churches became a common enterprise for congregation members. There was a clear unity in the Lutheran church art on Estonian inhabited territories during the era of Alexander II, especially in Northern Livland. This harmony was achieved by contacts between theologians and rectors, and also by personal contacts with artists. The altar painting tradition changed to some extent in 1879, when Estonian artist Johann Köler finalised his apse fresco “Come to me all...” in Reval *Kaarli* Church. Nevertheless, it did not mean that the tradition of the depiction of Christ's death had disappeared, but rather it paved the way towards more “soft” themes in Estonian church paintings. This, in turn coincided with the deepening liberalisation of Lutheran church and theology and the emergence of Estonian national consciousness during the final decades of the century.

Der Teufelskreis der Gewalt: Terror und Repressionen in Estland 1917–1919

VON TAAVI MINNIK

Der brillante und zugleich provokante britische Historiker Eric Hobsbawm – man erinnere sich nur an seine positive Antwort auf die Frage, ob bei Realisierung der kommunistischen Utopie 20 Millionen Opfer gerechtfertigt gewesen wären¹ – zeichnet sich vor seinen Kollegen u.a. auch durch eigenwillige Ideen zur Periodisierung der neueren Geschichte aus. Jegliche Periodisierung ist, wie wir wissen, nichts weiter als eine Konvention; aus rein philosophischer Perspektive kann man sogar behaupten, dass die Zeit als solche nur eine von Menschen erfundene Erscheinung ist, die es in der Natur nicht gibt. Die Grundlage für Hobsbawms Periodisierung der neueren Geschichte bilden nicht konkrete Punkte in der Zeit, sondern historische Ereignisse und Prozesse, welche die abendländische Lebensordnung in großem Maße beeinflusst haben. So spricht er in seinen Büchern „The Age of Revolution“, „The Age of Capital“ und „The Age of Empire“ bekanntlich vom „langen 19. Jahrhundert“ und in seinem „Age of Extremes“ vom „kurzen 20. Jahrhundert“.² Ersteres fing nach seiner Zeitrechnung 1789 mit dem Beginn der Französischen Revolution an, letzteres endete 1991 mit dem Zerfall der Sowjetunion, der das Ende der bipolaren Welt mit sich brachte. Die Grenze zwischen dem „langen“ 19. und dem „kurzen“ 20. Jahrhundert stellt der Erste Weltkrieg dar. Nach Hobsbawms Auffassung können die erwähnten historischen Ereignisse gewissermaßen als „Katalysatoren“ angesehen werden, in denen sich die frühere Gesellschaftsordnung mitsamt der ihr zugrunde liegenden Überzeugungen auflöst; Überzeugungen, die in der veränderten Situation völlig nutzlos geworden waren.

Der Französischen Revolution, dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall des Ostblocks ist gemein, dass sie eine gesellschaftliche Situation hervorbrachten, in der das kollektive Bewusstsein zerstört wurde und sich die Moralnormen als überholt erwiesen. Emil Durkheim hat diese Situa-

¹ OLIVER KAMM: It takes an intellectual to find excuses for Stalinism, in: The Times, 23.7.2004.

² ERIC HOBSBAWM: The Age of Revolution. Europe 1789–1848, London 1962; DERS.: The Age of Capital, 1848–1875, London 1975; DERS.: The Age of Empire, 1875–1914, London 1987; DERS.: Age of Extremes. The Short Twentieth Century, 1914–1991, London 1995.

tion mit dem Begriff der „Anomie“ erklärt.³ Anomie ist eine Situation des sozialen Konflikts, in der die Normen des sozialen Zusammenlebens den Mitgliedern der Gesellschaft zwar noch bekannt sind, von einem erheblichen Teil jedoch bereits verachtet oder ignoriert werden. Anomie entsteht dort, wo es an Willen und sozialen Möglichkeiten mangelt, um den in der Gesellschaft aufkommenden Forderungen, Interessen und Bedürfnissen gerecht zu werden, und wo die das Leben regulierenden alten Rechts- und Moralnormen verbraucht sind oder schlicht nicht mehr dazu taugen, in der neuen Situation die Funktion der Gesellschaft zu regeln. Nach einer von Durkheim definierten Gesetzmäßigkeit steht das Aufkommen der Anomien in linearem Zusammenhang mit dem Umfang der sozialen Änderungen, und die Schwankungen in der historischen Entwicklung dienen als Auslöser für so genannte Übergangsperioden, während der viele moralische und rechtliche Probleme ungelöst bleiben.⁴

Um solch eine Übergangsperiode in Osteuropa handelt es sich bei den Jahren 1917 bis 1921; auch hier sind die zeitlichen Rahmen nur bedingt zu verstehen. Den Anfangspunkt markiert hier der Zerfall der gesellschaftlichen Vorkriegsordnung in der russischen Februarrevolution, den Endpunkt das Ende des sowjetisch-polnischen Krieges, das eine spürbare Stabilisierung der politischen und sozialen Situation in der ganzen Region mit sich brachte. Der polnisch-kanadische Historiker Piotr Wrobel hat als eine der bemerkenswertesten Folgen des Weltkrieges und der Revolutionen benannt, dass in dieser Zeit die zwischenmenschlichen Beziehungen in Osteuropa rauer geworden seien.⁵ Allerdings ist auch für die Siegermächte Frankreich und Italien ein Zuwachs an Aggression nach dem Weltkrieg festgestellt worden.⁶ In Osteuropa jedoch, das für viele Westeuropäer eine vergessene Peripherie darstellte, nahmen die erwähnten Prozesse eine viel radikalere und tragischere Form an. Vielerorts existierten die staatlichen Institutionen und damit auch die bisherige Rechtsordnung sowie die moralischen Autoritäten nach dem Weltkrieg nicht mehr. Die alte Denkweise fügte sich nicht mehr in die neue, nach dem Ausbruch des Weltkrieges veränderte Gesellschaft ein und half nicht mehr dabei, die neue Situation zu erklären. Es bildete sich ein „kulturelles Vakuum“ heraus, das wiederum von radikalen politischen Ideen und einem Nihilismus gefüllt wurde, was mit aggressiven und extremen Verhaltensweisen einherging. Zu einem gewissen Zeitpunkt passten sich dann die von Krieg und Revolutionen demoralisierten Bürger der neuen aggressiven Welt insoweit an, als

³ EMILE DURKHEIM: *Suicide. A Study in Sociology*, London 1993, S. 246–254.

⁴ REALINO MARRA: *Geschichte und aktuelle Problematik des Anomiebegriffs*, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 10 (1989), S. 67–80, hier S. 67–70.

⁵ PIOTR WRABEL: *The Seeds of Violence. The Brutalization of an Eastern European Region, 1917–1921*, in: *Journal of Modern European History* 1 (2003), S. 125–148, hier S. 134.

⁶ ANDREAS WIRSCHING: *Political Violence in France and Italy after 1918*, in: ebenda, S. 60–79, hier S. 60–70.

dass ein Teil von ihnen lernte, die neue Situation auszunutzen. Der Krieg setzte sich auf verschiedenen Ebenen fort. So entstanden vielerorts zyklische Gewaltmuster, denen zufolge Terrorisierer und Terrorisierte bei jeder Änderung der äußeren Situation ihre Positionen oft tauschten, so dass sich Letztere an denjenigen rächen konnten, die ihnen noch kurz zuvor Angst und Schrecken eingejagt hatten.⁷

Im vorliegenden Aufsatz werden die diversen Gewaltausbrüche behandelt, die in Estland in den Jahren 1917 bis 1919 stattfanden und ein kleines und lokal begrenztes, aber doch durchaus vergleichbares Beispiel der Grausamkeit bieten, von der die zwischenmenschlichen Beziehungen in Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg gekennzeichnet waren. In den Jahren des estnischen Freiheitskrieges gab es verschiedene Dimensionen der Gewalt: Gewalt als „Strafe“, als „Drohgebärde“, aber auch Gewalt als „Erziehung“. Gewalt wurde zur Bestrafung derjenigen angewandt, die dem jeweils vorangegangenen Regime gedient hatten, und diente als Drohung, damit die Bevölkerung dem gegenwärtigen Regime gegenüber loyal blieb. Mit Gewalt drohten sowohl die estnischen Bolschewiki als auch die Organe der Republik Estland ihren jeweiligen Gegnern sowie denjenigen, die Befehle missachteten. Gewalt und die durch sie geschaffene Atmosphäre der Angst wurden ausgenutzt, um bestimmte politische oder soziale Forderungen und Ziele zu erreichen. In erster Line handelt es sich bei politischem Terror somit um geplante und organisierte Gewaltanwendung einer politischen Gruppierung, die ihre Macht zu erhalten bzw. zu erringen trachtet.⁸ Zugleich ist dem Juristen Ben Saul zuzustimmen, der kürzlich über den Begriff „Terrorismus“ schrieb, er „lacks the precision, objectivity and certainty demanded by legal discourse“.⁹ Um wieviel emotionaler als der juristische ist im Vergleich der historische Diskurs, der ohnehin gerne der Legitimation bestimmter Ansichten dient. Die oben gegebenen Hinweise stellen somit nicht mehr als eine Arbeitsdefinition für den vorliegenden Artikel dar.

Wie überall im russischen Imperium löste sich auch in Estland infolge der Februarrevolution und des bolschewistischen Putsches 1917 die Vorkriegsgesellschaft auf.¹⁰ Dies resultierte in verbreiteter Unsicherheit und einer

⁷ WROBEL, *The Seeds of Violence* (wie Anm. 5), S. 134-138.

⁸ Vgl. zum estnischen Fall MARKO MIHKELSON: *Punane terror Eestis 1918–1919. Allikad ja põhiküsimused* [Der rote Terror in Estland 1918–1919. Quellen und grundsätzliche Fragen], in: *Kleio* 1992, Nr. 5/6, S. 42-44, hier S. 42.

⁹ BEN SAUL: *Defining 'Terrorism' to Protect Human Rights*, in: *Interrogating the War on Terror: Interdisciplinary Perspectives*, hrsg. von DEBORAH STAINES, *Newcastle-upon-Tyne* 2007, S. 190-210; hier zit. nach der Ausgabe als „Sydney Law School Legal Studies Research Paper 08/125“ (October 2008), S. 11, abrufbar unter der URL: http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=1292059 (letzter Zugriff 16.3.2011).

¹⁰ СТАНИСЛАВ ТЮТЮКИН: *Россия: от Великой войны – к Великой революции* [Rusland: Vom großen Krieg zur großen Revolution], in: *Война и общество в XX веке, кн. 1: Война и общество накануне и в период Первой мировой войны*, Москва

moralischen Verletzlichkeit der Menschen, die, wie oben erwähnt, dem Extremismus alle Türen öffnete. So unterstützten im November 1917 bei den Wahlen zur Russländischen Verfassunggebenden Versammlung 40,4% aller Wähler in Estland die Bolschewiki, wobei die allgemeine Wahlbeteiligung mit knapp 60% nicht besonders hoch war.¹¹ Die Unterstützung für die Bolschewiki war in Estland größer als im Reich insgesamt, wo sie nur ein Viertel der Stimmen bekamen, ähnelte aber dem Wahlverhalten in den Zentren Petrograd und Moskau.¹² Bei den Wahlen zur Estnischen Verfassunggebenden Versammlung im Januar 1918 stimmten immer noch über 37% aller Wähler für die Bolschewiki. Diese hatten allerdings auf eine absolute Mehrheit gehofft, weshalb sie, als sich ihr sinkender Stimmenanteil abzeichnete, die Wahlen sistierten.¹³ Der Grund für ihren dennoch anhaltenden relativen Erfolg ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund zu sehen, dass sich die breiten Massen im Russländischen Reich (inklusive Estlands) von einfachen Parolen („Land“, „Brot“, „Frieden“) angezogen fühlten, ohne die ziemlich komplizierte bolschewistische Ideologie im Detail verstehen zu müssen. Letztere taugte höchstens für Gedankenspiele der durchaus belebten Parteispitze. Der französische Psychologe Gustave Le Bon hat in seinem berühmten Werk „Psychologie des foules“ geschrieben, dass man zur Beeinflussung der Massen einfache und schon „fertig gedachte“ Ideen braucht¹⁴ – und an solchen mangelte es den Bolschewiki nicht. Offensichtlich waren ausgerechnet sie damals bereit verhältnismäßig einfache Lösungen für die dringendsten Probleme zu bieten. Zu diesen Problemen, die den Menschen Kummer und Leid brachten, zählten erstens der anhaltende Krieg mit den Mittelmächten, zweitens der Landmangel – zu Beginn des 20. Jahrhunderts besaß im Agrarland Estland 60% der Landbevölkerung

2008, S. 120–161, hier S. 153, 158f.; KARL SILLIVASK: *Revolutsioon ja klassisõda Eestis 1917–1919* [Revolution und Klassenkrieg in Estland 1917–1919], in: *Teaduste Akadeemia toimetised* 40 (1991), Nr. 1, S. 16–21, hier S. 17f.

¹¹ MATI GRAF: *Parteid Eesti Vabariigis 1918–1934* [Parteien in der Republik Estland 1918–1934], Tallinn 2000, S. 90. Berechnet unter Einschluss Narvas, das nicht zum Wahlbezirk Estland gehörte, und erst nach einer Volksabstimmung im Dezember 1917 dem Gouvernement Estland zugeschlagen wurde. Genauer bei KARSTEN BRÜGGEMANN: *Die Gründung Estlands und das Ende des „Einen und Unteilbaren Rußland“*. Die Petrograder Front des Russischen Bürgerkriegs 1918–1920, Wiesbaden 2002 (Forschungen zur Geschichte des Ostseeraums, 6), S. 59–61. Vgl. zu den Wahlergebnissen auch TOOMAS KARJAHÄRM: *Ajaloolase käsiraamat* [Handbuch des Historikers], Tallinn 2004, S. 116.

¹² GRAF, *Parteid Eesti Vabariigis* (wie Anm. 11), S. 98. In Petrograd erhielten die Bolschewiki 45%, in Moskau 47,9% – letzteres entsprach dem Ergebnis in Tallinn. Siehe OLIVER RADKEY: *Russia Goes to the Polls. The Election to the All-Russian Constituent Assembly, 1917*, Ithaca und London 1989, S. 36.

¹³ MATI GRAF, *Poliitilised parteid Eestis 1917–1920* [Politische Parteien in Estland 1917–1920], Tallinn 1982, S. 202.

¹⁴ Hier zit. nach der Übersetzung ins Englische: GUSTAVE LE BON: *The Crowd: A Study of the Popular Mind*, New York 2006, S. 26–30.

kein eigenes Land¹⁵ – und drittens die wirtschaftliche und sozialen Not. Die erste Frage bedurfte natürlich einer diplomatischen Antwort, weil eine schnelle militärische Lösung unwahrscheinlich erschien, und das dritte Problem hätte sich womöglich wie von selbst gelöst, wenn die ersten beiden geregelt worden wären. Wie sollte man aber die Landfrage lösen, die einen großen Teil der Gesellschaft betraf? Auch hier hatten die Bolschewiki eine sehr einfache Antwort: der Privat- und Großgrundbesitz musste abgeschafft, d.h. verstaatlicht werden.¹⁶

Dieselbe Lösung, die Nationalisierung des Bodens, wurde bekanntlich im Oktober 1919 durchaus erfolgreich von den ideologischen Gegnern der Bolschewiki, der demokratischen estnischen Regierung, genutzt, um sich die Unterstützung des Volkes zu sichern. Das demokratisch gewählte Parlament beschloss damals, den vornehmlich dem deutschbaltischen Adel gehörenden Großgrundbesitz zu nationalisieren, um das Land in erster Linie an Kleinbauern und Landlose zu verteilen, die am Krieg teilgenommen hatten. Dadurch wurde der estnische Freiheitskrieg wortwörtlich zum Krieg „für das eigenen Land“.¹⁷ Die meisten Historiker halten diese radikale Lösung der Landfrage für einen Schritt, der die Gesellschaft stabilisiert und den Sieg im Freiheitskrieg – und damit letztlich das Bestehen der estnischen Republik – gesichert hat.¹⁸ Allerdings war solch eine Maßnahme, getroffen von einer demokratischen Regierung, damals wie heute etwas Unerhörtes, ja fast Wahnsinniges. Der Privatbesitz gilt in der westlichen Welt seit jeher als unantastbar, und die meisten Gesetze, die das soziale Leben regeln sollen, sind mit dem Ziel geschaffen worden, diesen Privatbesitz zu schützen.

Populistische Problemlösungen fanden vor allem in den sozialen Schichten Widerhall, die wirtschaftlich schlechter dastanden und deren Lage durch den Krieg noch verzweifelter geworden war. Gleichzeitig riefen sie in konservativeren Gruppierungen Verachtung und Angst hervor, weil diese daran interessiert waren, den Status quo zu bewahren. Neben

¹⁵ JÜRI SELIRAND, KARL SIILIVASK: *Eesti maast ja rahvast. Maailmasõjast maailmasõjani* [Land und Leute Estlands. Vom Weltkrieg bis zum Weltkrieg], Tallinn 1996, S. 245. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählten 70% der Landbevölkerung zur agrarischen Unterschicht. Die Verschärfung der sozialen Situation auf dem Land seit der Jahrhundertwende zählte zu den Gründen des Gewaltausbruchs der Jahre 1917 bis 1919.

¹⁶ MATI GRAF: *Eesti rahvusriik: ideed ja lahendused. Ärkamisajaast Eesti vabariigi sünnini* [Der estnische Nationalstaat: Ideen und Lösungen. Von der Zeit des nationalen Erwachens bis zur Geburt der estnischen Republik], Tallinn 1993, S. 296.

¹⁷ KARSTEN BRÜGGEMANN: *Foreign Rule During the Estonian War of Independence 1918–1920: The Bolshevik Experiment of the Estonian Worker's Commune*, in: *Journal of Baltic Studies* 37 (2006), S. 210–226, hier S. 223.

¹⁸ TIIT ROSENBERG: *Agrarfrage und Agrarreform in Estland 1919. Ursachen, Voraussetzungen und Folgen*, in: *Teaduste Akadeemia toimetised. Ühiskonnateadused* 43 (1994), S. 326–335; vgl. HARALD SAARNIT: *Eesti Ajutise valitsuse agrarpoliitika 1918–1919* [Die Agrarpolitik der Estnischen Provisorischen Regierung 1918–1919], in: ebenda 40 (1991), S. 81–87, hier S. 86f.

Großgrundbesitzern und dem Bürgertum kann man auch die Mittelschicht zu dieser Gruppe zählen. Nachdem die Bolschewiki die Macht ergriffen hatten, wollten sie sie selbstverständlich nicht wieder hergeben. Sie versuchten daher diejenigen zu verdrängen, die mit ihrer Regierung auf keinem Fall einen Kompromiss eingegangen wären. Zugleich mussten sie sich der Unterstützung der vielen versichern, die mit den gegebenen Umständen unzufrieden waren. Der russische Soziologe Pitirim Sorokin hat beschrieben, wie in einer Gesellschaft Spannungen aufkommen, wenn Grundbedürfnisse von Individuen und sozialen Gruppen unbefriedigt bleiben¹⁹ – und zweifellos waren in den Jahren 1917/18 solche Spannungen sehr deutlich zu spüren.

Zu der Zeit, als im Petrograder Militär-Revolutionären Komitee, dem Stab des bolschewistischen Staatsstreichs, Listen von Beamten des alten Regimes vorbereitet wurden, die als „Volksfeinde“ verhaftet werden sollten,²⁰ verabschiedete der Rat der Volkskommissare am 26. Oktober/8. November 1917 das Dekret über den Grund und Boden, mit dem der private Landbesitz entschädigungslos abgeschafft und alles Land in die Verfügung der Bodenkomitees auf Gemeindeebene zur Umverteilung übergeben wurde.²¹ Damit wurden Gutsbesitzer und wohlhabende Bauern faktisch enteignet. Obwohl die Landübernahme auf den estnischen Gütern und Großbauernhöfen im Unterschied zum übrigen Russland mehr oder weniger ruhig verlief, löste diese Aktion sicherlich nicht die gesellschaftlichen Spannungen, sondern verschärfte diese eher noch – genau wie die Verhaftung von einigen Hundert deutschbaltischen Gutsbesitzern und einigen estnischen Aktivisten Ende Januar 1918.²² Dies zeigten vor allem die Ereignisse in der letzten Februarwoche 1918, als die bisherigen Macht- und Besitzverhältnisse in Estland erneut auf den Kopf gestellt wurden. Um den Verlauf der Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk zu beschleunigen, begannen die Truppen der Mittelmächte nach einem zweimonatigen Waffenstillstand am 18. Februar wieder mit den Kampfhandlungen. Auf dem estnischen Festland setzte ihre Offensive am 19. Februar ein und zum 3. März, als die bolschewistische Delegation in Brest-Litovsk bereit war, den Diktatfrieden zu unterschreiben, war ganz Estland unter Kontrolle deutscher Truppen. Die estnische Division der russischen Armee hatte sich während der deutschen Offensive neutral zu verhalten, begann jedoch vielerorts, lokale Bolschewiki zu verhaften und russische Truppenteile zu entwaffnen.²³

¹⁹ ПИТИРИМ СОРОКИН: Человек. Цивилизация. Общество [Mensch. Zivilisation. Gesellschaft], Москва 1992, S. 272f.

²⁰ ГЕННАДИ БЕЛОВ: Из истории Всероссийской Чрезвычайной Комиссии, 1917–1921. Сборник документов [Aus der Geschichte der Allrussischen Außerordentlichen Kommission, 1917–1921. Dokumentensammlung], Москва 1958, S. 66.

²¹ Das Dekret wurde veröffentlicht in: Известия, 8.11.1917. Dt. Übersetzung unter der URL: http://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_ru&dokument=0006_bod&l=de (letzter Zugriff 28.2.2011).

²² Siehe unten Anm. 29.

²³ SILIVASK, Revolutsioon ja klassisõda Eestis (wie Anm. 10), S. 18.

Mit der Besetzung Estlands durch kaiserlich-deutsche Truppen im Februar 1918 brach eine neue Gewaltwelle aus, die in den Jahren 1918/19 zwei weitere Wellen von Racheakten unmittelbar auslösen sollte, denen meistens die Zivilbevölkerung zum Opfer fiel. In der Nachfolge des estnischen Kommunisten Viktor Kingissepp haben sowjet-estnische Historiker wie Karl Siilivask die letzte Februarwoche als „weiße Woche“ bezeichnet, um auf den damals ausbrechenden weißen Terror hinzuweisen.²⁴ In diesen Tagen vor und nach der Proklamation der estnischen Unabhängigkeit am 23. und 24. Februar 1918²⁵ verhafteten die Mitglieder der paramilitärischen Organisation „Omakaitse“ (Selbstschutz), der Miliz und der nationalen Truppen während der Übernahme der Macht durch die deutsche Militärverwaltung vielerorts angebliche Anhänger und Aktivisten der Sowjetmacht, um sie dann den neuen Machthabern zu überlassen. Bei dieser Selektion der „Schuldigen“ waren zumeist lokale Einwohner und deutschbaltische Gutsherren aktiv, die hierin eine Möglichkeit sahen, diejenigen zu bestrafen, die sich zuvor an ihrem Eigentum vergriffen hatten und überhaupt als bolschewistische Sympathisanten galten. In Einzelfällen nahmen die lokalen Einwohner auch aktiv an den Hinrichtungen teil; so haben z.B. in der süd-estnischen Kleinstadt Võru die Söhne eines einheimischen Kaufmanns am 7. März unter den Augen deutscher Soldaten und einiger Stadtbewohner den Vorsitzenden des städtischen Exekutivkomitees gehängt.²⁶ Während der deutschen Besetzung wurden in Estland insgesamt ca. 5 000 Menschen verhaftet, von denen ca. 400 hingerichtet wurden.²⁷

Während die Repressalien in den ersten Monaten der Besetzung hauptsächlich die Landbevölkerung traf, waren seit Sommer 1918 auch estnisch-nationale politische Kreise davon betroffen, die versucht hatten, mit der Besatzungsmacht zu kooperieren. So verhafteten die Deutschen im Juni 1918 z.B. Konstantin Päts, den späteren Premierminister, der das halbe Jahr bis zum deutschen Zusammenbruch im Gefängnis verbringen musste.²⁸

Die Gewalt- und Terroraktionen während der deutschen Besetzung in Estland bilden das nächste Glied im Gewaltzyklus der Jahre 1917–1919; im Vergleich zu der in Hinblick auf organisierten Terror noch vergleichsweise zurückhaltenden Phase der kurzen bolschewistischen Herrschaft 1917/18²⁹

²⁴ Ebenda. Vgl. VIKTOR KINGISSEPP: *Iseseisvuse ikke all* [Unter dem Joch der Unabhängigkeit], Tallinn 1953 (Original Peterburi 1920).

²⁵ Siehe hierzu AGO PAJUR: Die Geburt des estnischen Unabhängigkeitsmanifests 1918, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 1 (2006), S. 136–163.

²⁶ SIILIVASK, *Revolutsioon ja klassisõda Eestis* (wie Anm. 10), S. 18.

²⁷ SELIRAND, SIILIVASK, *Eesti maast ja rahvast* (wie Anm. 15), S. 139.

²⁸ EDUARD LAAMAN: *Eesti iseseisvuse süüd* [Die Geburt der estnischen Unabhängigkeit], Tartu 1936, S. 349f.

²⁹ Bevor die Bolschewiki Estland im Februar 1918 verlassen mussten, war ihr Regime verhältnismäßig milde geblieben, was nicht zuletzt daran lag, dass der Rat der Volkskommissare noch eine Koalitionsregierung der Bolschewiki mit den Linken Sozialrevolutionären darstellte. *Eesti ajalugu V: Pärisorjuse kaotamisest Vabadussõjani* [Estnische Geschichte, Bd. V: Von der Aufhebung der Leibeigenschaft bis

brachten sie erste organisierte Exekutionen aus politischen Gründen. Ob der bolschewistische Terror, der während der ersten Monate des Freiheitskrieges seinen Höhepunkt erreichte, mithin die nächste Stufe des Zyklus, noch einen direkten Bezug zu den Racheaktionen von Frühjahr 1918 besaß oder ob er eher im Zusammenhang mit dem von Lenin am 5. September unterzeichneten Dekret „Über den roten Terror“ stand, mit welchem die physische Vernichtung der Gegner des bolschewistischen Regimes offiziell eingeleitet wurde, wäre zu diskutieren.³⁰ Allerdings galt, wie bereits angedeutet, in Estland die Regel nicht, wonach der „weiße“ Terror eine Reaktion auf den „roten“ Terror war, denn die Revolutionstribunale hatten nach den Richtlinien des Volkskommissariats für Justizwesen vom 19. Dezember 1917 keine Befugnis, Todesurteile zu verhängen.³¹ Als Beispiel aus dieser Periode seien die Ereignisse vom 3. Dezember 1917 genannt, als es bei der Übernahme des Guts Neu-Isenhof zu Konflikten zwischen den estnischen Rotgardisten und den Soldaten der nationalen Armee kam, welche die Konfiskation der Gutsländereien zu verhindern versuchten. Im Verlauf des Konflikts wurden drei Rotgardisten getötet; die dafür verantwortlichen Soldaten wurden zwar verhaftet und vor ein Revolutionstribunal gestellt, doch entschied dieses Gremium auf Freispruch.³²

Der rote Terror selbst war in Estland überwiegend eine Reaktion der Rache auf die Ereignisse während der deutschen Besatzung. Die Muster, nach denen er durchgeführt wurde, stammten aus Sowjet-Russland, wo die estnischen Bolschewiki und ihre wichtigsten Führer während des halben Jahres der deutschen Besatzung Exil gefunden hatten. Viele von ihnen arbeiteten damals in der ČK, der Allrussischen Außerordentlichen Kommission für den Kampf gegen Konterrevolution, Spekulation und Sabotage (*Всероссийская чрезвычайная комиссия по борьбе с контрреволюцией*,

zum Freiheitskrieg], hrsg. von SULEV VAHTRE (†), verantwortlich für diesen Band TOOMAS KARJAHÄRM und TIIT ROSENBERG, Tartu 2010, S. 428 (siehe hierzu auch die Besprechung von TOIVO U. RAUN in diesem Band); vgl. OLAF KUULI: Sotsialistid ja kommunistid Eestis 1917–1991 [Sozialisten und Kommunisten in Estland 1917–1991], Tallinn 1999, S. 13, 16.

³⁰ Der Beschluss wurde veröffentlicht in: Известия, 10.9.1918. Dt. Übersetzung unter der URL: http://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_ru&dokument=0006_ter&object=translation&st=&cl=de (letzter Zugriff 16.3.2011).

³¹ ENDEL KUKK: Revolutsiooniline kohus Eestis (okt. 1917 – veebr. 1918) [Das revolutionäre Gericht in Estland (Okt. 1917 bis Feb. 1918)], in: Suur Sotsialistlik Oktoobrirevolutsioon Eestis. Artiklite kogumik, Tallinn 1957, S. 164–195, hier S. 180ff. Die Todesstrafe wurde in Sowjetrussland erst am 21.2.1918 wieder eingeführt, aber nur in den Gebieten, in denen es zu Kriegshandlungen kam. Декрет «Социалистическое отечество в опасности!» [Dekret „Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr“], 21.2.1918, in: Декреты Советской Власти, т. 1, 25 октября 1917 г. – 16 марта 1918 г., Москва 1957, S. 490f.

³² Revolutsioonilise tribunali otsused. 1. jaanuar 1918 [Entscheidungen des Revolutionstribunals. 1. Januar 1918], in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig: ERA), Bestand R-1295, Findbuch 1, Akte 2, Bl. 5; idem, o.D., in: ERA, R-1295-1-3, Bl. 14.

спекуляцией и саботажем, ЧК) gearbeitet und kannten sich in den Methoden aus, mit denen die Bolschewiki mit „Konterrevolutionären“, „Weißgardisten“ und anderen Regimegegnern mittlerweile abrechneten. Eduard Ott z.B. hatte die Ermittlungen im Falle der Ermordung des Vorsitzenden der Petrograder ČK, Moisej S. Urickij, die neben dem Attentat auf Lenin Ende August 1918 als Auslöser für den „roten Terror“ gedient hatte, geleitet und war gemeinsam mit einem anderen Esten, Aleksander Riks, für die Ergreifung und die Bestrafung der Täter verantwortlich; im Dezember 1918 wurde er Leiter der ČK in Narva.³³ Nachdem die deutsche Armee an der Westfront des Weltkrieges der endgültige Kollaps ereilt hatte und in Deutschland und Österreich die Novemberrevolution ausgebrochen war, erhielten die estnischen Tschekisten die Möglichkeit, ihre in Sowjet-Russland gesammelten Erfahrungen auf dem Heimatboden umzusetzen.

Die Führung Sowjetrusslands erfasste die Situation in Europa im Herbst 1918 eindeutig: Seit Mitte Oktober war die Rhetorik der bolschewistischen Zeitungen um einiges kämpferischer geworden. Zugleich erhöhten auch die Bolschewiki aus der westlichen Peripherie des Imperiums (darunter auch die Esten), die vor den Mittelmächten in das russische Kernland geflüchtet waren, ihre Aktivität.³⁴ Die militärischen und politischen Vorbereitungen beschleunigten sich nach dem 9. November, als ausgehend von den Unruhen in den deutschen Marinebasen die Novemberrevolution ausbrach. Auch in Sowjet-Russland ging es hiernach mit fiebrigem Tempo weiter: Am 13. November erklärte der Rat der Volkskommissare den Frieden von Brest-Litovsk für ungültig und erteilte der Roten Armee den Befehl, sich für die Offensive Richtung Westen vorzubereiten. Neben Polen, der Ukraine und Weißrussland gerieten nun auch die Völker des Baltikums unter Beschuss. Der erste Versuch der Roten Armee, auf estnisches Gebiet vorzudringen, wurde am 22. November bei Narva zurückgeschlagen, doch war es zu diesem Zeitpunkt bereits klar, dass die deutschen Truppen eilig Estland verlassen würden.³⁵ Am 19. November übergab ein Vertreter der deutschen Regierung die Macht an die nationale Estnische Provisorische Regierung, eine Koalition von konservativen wie auch sozialistischen Parteien.³⁶ Diese junge Exekutive war anfangs nicht in der Lage, der Roten Armee Widerstand zu leisten³⁷ – am 28. Novem-

³³ НИКОЛАЙ КОНЯЕВ: Гибель красных моисеев. Начало террора 1918 г. [Der Untergang der roten Moisejs. Der Beginn des Terrors 1918], Москва 2004, S. 400-415.

³⁴ *Revolutsioon, kodusõda ja välisriikide interventsioon Eestis (1917–1920)* [Revolution, Bürgerkrieg und ausländische Intervention in Estland (1917–1920)], Bd. 2, hrsg. von KARL SILIVASK, Tallinn 1982, S. 137f.

³⁵ *Eesti ajalugu VI: Vabadussõjast taasiseseisvumiseni* [Estnische Geschichte, Bd. VI: Vom Freiheitskrieg bis zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit], hrsg. von SULEV VAHTRE, verantwortlich für diesen Band AGO PAJUR und Tõnu TANNBERG, Tartu 2005, S. 28.

³⁶ KUULI, *Sotsialistid ja kommunistid Eestis* (wie Anm. 29), S. 18.

³⁷ BRÜGGEMANN, *Die Gründung* (wie Anm. 11), S. 85-88.

ber fiel Narva.³⁸ Am nächsten Tag gründeten die Bolschewiki in Narva eine Sowjetrepublik, die so genannte Estnische Arbeiterkommune (*Eesti Tööraha Kommune*).³⁹ Damit gestaltete sich auf estnischem Gebiet gleich zu Beginn der militärischen Auseinandersetzung eine schwierige Situation, in der zwei Machtzentren gleichzeitig auf etwas Anspruch erhoben, was man nach Max Weber „Gewaltmonopol“ nennen könnte. So gab es seit Ende November 1918 in Estland zwei solcher „politischer Gebilde“⁴⁰, die entschieden versuchten, ihr jeweiliges Monopol im Hinterland der Front durchzusetzen. Es sei darauf hingewiesen, dass in den ersten Tagen des Freiheitskrieges, Ende November, Anfang Dezember 1918, mehr Esten auf der Seite der Roten Armee kämpften als auf Seiten der Provisorischen Regierung, die nun erst zum Mittel der Zwangsmobilisierung griff, nachdem alle Versuche Freiwillige zu werben gescheitert waren.⁴¹ Beide Machtorgane riefen auf dem von ihnen jeweils kontrollierten Gebiet das Kriegsrecht aus und verabschiedeten innerhalb der ersten Wochen (die estnischen Bolschewiki am 29. November und die Provisorische Regierung am 5. Dezember) Erlasse, welche dem Gegner und seinen Unterstützern mit schweren Repressionen drohten.⁴²

Da die militärische Planung in den Händen der Roten Armee lag, blieb Ende 1918 und Anfang 1919 die wichtigste Aufgabe des Rats der Arbeiterkommune, wie die bolschewistische Regierung hieß, die eigene Macht dort zu sichern, wo die nationalen Kräfte verdrängt worden waren. Wie schon gesagt, verfügten die estnischen Bolschewiki durchaus über das dafür notwendige Know-how. Nach dem Vorbild der ČK wurden in den von der Roten Armee eroberten größeren Städten und Landkreisen Kommissionen für den Kampf mit der Konterrevolution gegründet, die im Grunde Lokalabteilungen der ČK darstellten; sie waren dem „Innenminister“ der

³⁸ Eesti ajalugu VI (wie Anm. 35), S. 29.

³⁹ ETK Nõukogu manifest, 29.11.1918 [Das Manifest des Rats der Estnischen Arbeiterkommune, 29.11.1918], in: Filiale des Estnischen Staatsarchivs (*Eesti Riigiarhiivi Filiaal*, Tallinn, künftig: ERAF), Bestand 28, Findbuch 1, Akte 2, Bl. 1ff. Zur Arbeiterkommune vgl. auch BRÜGGEMANN, Die Gründung (wie Anm. 11), S. 202–210.

⁴⁰ Siehe BRÜGGEMANN, Foreign Rule (wie Anm. 17).

⁴¹ Zu den gescheiterten Mobilisationen siehe Eesti ajalugu VI (wie Anm. 35), S. 28f.; BRÜGGEMANN, Die Gründung (wie Anm. 11), S. 85–88. Zu den umstrittenen Zahlen der Esten in den Reihen der Roten Armee vgl. ebenda, S. 209. Unter den Rotarmisten, die von Narva aus auf Tallinn zu marschierten, sollen bis zu zwei Drittel Esten gewesen sein. JOHANNES TIPNER: Eesti töörahva relvastatud võitlus Nõukogude võimu eest kodusõja aastail [Der bewaffnete Kampf der estnischen Werktätigen für die Sowjetmacht in den Jahren des Bürgerkriegs], Tallinn 1953, S. 71–73. Die spätere sowjet-estnische Forschung behauptete demgegenüber, von den 6 000 an der Narvafront eingesetzten Soldaten seien ca. 2 300 Esten gewesen. Революция, гражданская война и иностранная интервенция в Эстонии (1917–1920) [Revolution, Bürgerkrieg und ausländische Intervention in Estland (1917–1920)], hrsg. von КАРЛ СИЙЛИВАСК, ТАЛЛИНН 1988, S. 423f.

⁴² ETK Nõukogu manifest [Manifest des Rates der Estnischen Arbeiterkommune, 29.11.1918, in: ERAF, 28-1-1/2, Bl. 1-3; Ajutise Valitsuse istungi protokoll [Sitzungsprotokoll der Provisorischen Regierung], 5.12.1918, in: ERA, 31-1-11, Bl. 2.

Arbeiterkommune, d.h. dem Leiter der Verwaltung für Inneres, Johannes Käspert, unterstellt. Die erste lokale ČK-Abteilung wurde am 5. Dezember 1918 in Narva gegründet.⁴³ Insgesamt waren im Dezember 1918 und im Januar 1919 auf dem bolschewistisch kontrollierten estnischen Territorium vier lokale ČK-Abteilungen tätig – in den Städten Narva und Tartu sowie den Landkreisen Võrumaa und Virumaa. Weitere Landkreisabteilungen in Viljandimaa und Pärnumaa konnten wegen des am 8. Januar 1919 erfolgten Gegenangriffs der estnischen Armee ihre Tätigkeit nicht aufnehmen. Es sei betont, sich die lokalen ČK-Abteilungen meistens aus Esten zusammensetzten, die sich im Februar 1918 gezwungen gesehen hatten, ins Innere Russlands zu fliehen. Ein Großteil der Ermittler und Kommissare arbeitete bereits vor Ende November 1918 schon bei der ČK.⁴⁴

Die Tschekisten begannen umgehend mit dem Jagd auf Regimegegner, „Kontrrrevolutionäre“ und „Weißgardisten“. Neben den Anhängern der estnischen nationalen Regierung wurden am 29. November 1918 auch alle Gutsherren und Geistlichen von der bolschewistischen Regierung vogelfrei erklärt.⁴⁵ Letztere wurden am 10. Dezember als „Kontrrrevolutionäre“ bezeichnet, die „eine Irrlere“ verbreiten, und zu „Feinden des Arbeitervolkes“ erklärt, deren der Aufenthalt innerhalb der estnischen Grenzen untersagt wurde.⁴⁶ Die Situation im Hinterland der Roten Armee im Dezember 1918 und Januar 1919 kann am besten mit dem Ausdruck „Kommissarokratie“ beschrieben werden, weil das Schicksal eines Menschen nach seiner Verhaftung gänzlich von den lokalen ČK-Kommissaren abhing. Die estnischen Tschekisten waren bei ihrer Arbeit größtenteils auf die Kooperationsbereitschaft der örtlichen Einwohner angewiesen, an der es jedoch nach neun Monaten deutscher Besatzung nicht mangelte. Viele sahen die Rückkehr der Bolschewiki als Möglichkeit, sich an denjenigen zu rächen, die sie für die unter den Deutschen erfahrenen Leiden verantwortlich machten. Häufig wurde die neue Situation auch dafür ausgenutzt, um in früheren persönlichen Konflikten, die mehr als zehn Jahre zurückliegen konnten, abzurechnen.⁴⁷

⁴³ ETK Nõukogu koosoleku protokoll [Protokoll des Rats der Estnischen Arbeiterkommune], 5.12.1918, in: ERAF, 28-1-1/2, Bl. 8.

⁴⁴ Teateleht Eesti Kontrrrevolutsiooniga Võitlemise Komisjoni kaastööliste ja teenijate üle, 15.12.1918 [Informationsblatt für die Mitarbeiter und Bediensteten der Estnischen Kommission für den Kampf mit der Konterrevolution, 15.12.1918], in: ERAF, 28-1-164, Bl. 1-27.

⁴⁵ V.K.P. Eesti osakondade Keskkomitee protokoll [Protokoll des Zentralkomitees der estnischen Abteilungen der VKP], 15.11.1918, in: ERAF, 28-1-1/2, Bl. 1ff.

⁴⁶ MARKO MIHKELSON: Punane terror ja kirik Eestis 1918–1919 [Der rote Terror und die Kirche in Estland 1918–1919], in: Looming 1992, Nr. 12, S. 1545–1552, hier S. 1545f.

⁴⁷ So reichte zum Beispiel am 8.1.1919 Aleksander Viro eine Beschwerde bei der Kommission für den Kampf gegen die Konterrevolution in Narva ein, die sich gegen Liisa Podoletsi richtete, die Frau seines ehemaligen Arbeitgebers. Viro behauptete, sie habe ihn während der revolutionären Ereignisse von 1905 denunziert, weil er und zwei

Bei der Lektüre der Protokolle der mündlichen wie schriftlichen Denunziationen im Archiv kann man heute nur staunen, in wie kurzer Zeit die Menschen sich den damaligen bolschewistischen Sprachgebrauch angeeignet haben: Die Menschen des eigenen Bekanntenkreises wurden nun zu „Kontrevolutionären“, „Weißgardisten“,⁴⁸ „Blutsaugern des Arbeitervolks“,⁴⁹ „Bluthunden“ und „Unterdrückern der Arbeiter“⁵⁰ erklärt. Salme Ranna beschwerte sich bei der ČK in Rakvere, die Krankenschwester Marta Afanasjeva habe „mit den Deutschen und dem *Villem*⁵¹ zusammengespield“ und sei eine „vollkommen Weiße“.⁵² So zeugen Texte wie dieser davon, wie schnell die Rhetorik der bolschewistischen Propaganda übernommen wurde und belegen das Ansteckungspotenzial ihrer wichtigsten Phrasen; aber sie erzählen auch davon, dass die Menschen das neue Regime sofort akzeptiert haben. Dies zeigen z.B. die Bittbriefe an die ČK. So schreibt Jaan Kikas über seinen Freund Henrik Härja, er sei ein Gegner der Weißen und „roter Mann“, der völlig hinter der Sowjetregierung stehe, und bittet, Härj aus der Haft zu entlassen.⁵³ Neben den Mitgliedern der paramilitärischen Organisationen (*Omakaitse*, später *Kaitseliit*), den Anhängern der estnisch-nationalen Regierung und den Kollaborateuren mit der deutschen Besatzungsmacht wurden auch andere Gruppen eifrig denunziert, z.B. der ehemalige Arbeitgeber, der angeblich seine Arbeiter schikaniert hatte, oder diejenigen, die antibolschewistische Gerüchte verbreitet haben sollen. In manchen kuriosen Fällen traf die Denunziation sogar Männer, die mit fremden Frauen zusammenlebten.⁵⁴ Auch von der bolschewistischen Macht wurde offensichtlich Konsequenz in Fragen der Moral erwartet.

Insgesamt wurden im Dezember 1918 und Januar 1919 in den bolschewistisch kontrollierten Gebieten ca. 2 500 Menschen von der ČK verhaftet, drei Viertel von ihnen unter politischen Anschuldigungen – oft galten sie einfach als „verdächtig“.⁵⁵ Die Bedingungen in den bolschewistischen Gefängnissen um den Jahreswechsel 1918/19 waren unmenschlich. Die

weitere Arbeiter in der Öffentlichkeit die Marseillaise gesungen hätten. Aleksander Viros Beschwerde über Liisa Podoletski, 8.1.1919, in: ERAF, 28-1-199, Bl. 36f.

⁴⁸ So klagte z.B. Peeter Kaukis Jaan Jang an, listig, hinterhältig und ein „totaler Anhänger der Weißen“ zu sein. Beschwerde von Peeter Kaukis, 11.5.1919, in: ERAF, 28-1-180, Bl. 136.

⁴⁹ Konstantin Mellers Beschwerde über Liisa Podoletski, 8.1.1919, in: ERAF, 28-1-199, Bl. 36f.

⁵⁰ Jaan Zirnask's Beschwerde gegen seinen ehemaligen Arbeitgeber, den Kaufmann Suisma Kaplan, 8.1.1919, in: ERAF, 28-1-181, Bl. 119r.

⁵¹ Gemeint ist der deutsche Kaiser Wilhelm II.

⁵² Salme Rannas Beschwerde über Marta Afanasjeva, o.D, in: ERAF, 28-1-181, Bl. 93.

⁵³ Brief von Jaan Kikas, 11.5.1919, in: ERAF, 28-1-177, Bl. 298.

⁵⁴ KARL URUALA: Enamlaste veretööd Virumaal detsembris 1918. a. ja jaanuaris 1919 [Die Bluttaten der Bolschewiki in Virumaa im Dezember 1918 und Januar 1919], in: Vabadussõja Tähistel 1936, Nr. 1, S. 22-32, hier S. 28.

⁵⁵ Siehe die Gefangenenlisten, Dezember 1918 bis 1919, in: ERAF, 28-1-68, Bl. 15; 28-1-751, Bl. 1-6; 28-3-66, Bl. 25-164; 28-1-69, Bl. 1-89.

Gefangenen mussten in überfüllten Zellen in ihren eigenen Fäkalien leben und ständig unter Hunger leiden, weil ihre Ernährung gänzlich ihren Angehörigen überlassen worden war, die Essenspakete liefern mussten. In den Gefängnissen, in denen aus Sowjet-Russland zurückgekehrte Rotarmisten als Wärter dienten, waren körperliche Misshandlungen der Gefangenen die Regel.⁵⁶ Während der ersten zwei Monate des Freiheitskrieges haben die Bolschewiki knapp 600 Menschen hingerichtet, meistens unter Anschuldigung der Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht, der Mitgliedschaft in der „weißen Garde“ (*Kaitseliit*) oder der Unterstützung der Provisorischen Regierung.⁵⁷ Wie auch anderswo in Osteuropa, z.B. in Ungarn oder Russland, fanden sich unter den Opfern auch Kriminelle, die ungefähr ein Drittel ausmachten und meistens für verhältnismäßig kleine Vergehen – Verkauf illegalen Alkohols, Spekulation oder Diebstahl – ihr Leben lassen mussten. So hat die ČK z.B. am 12. Dezember 1918 einen 22-Jährigen hingerichtet, der vom eigenen Vater wegen des Diebstahls von 22 Rubel denunziert worden war.⁵⁸ Nur sechs Menschen wurden von der ČK wegen Mordes hingerichtet. Dem roten Terror fielen während des Freiheitskrieges auch 14 Gutsherren und elf Geistliche zum Opfer, die mit dem Dekret der Arbeiterkommune vom 29. November für vogelfrei erklärt worden waren.⁵⁹ Unter den 19 Menschen, die am 14. Januar 1919 in Tartu hingerichtet wurden, war auch der erste estnische orthodoxe Erzbischof Platon.⁶⁰

Mit der Roten Armee wurde auch der rote Terror durch die estnische Armee Ende Januar 1919 aus den estnischen Gebieten verdrängt. Die estnischen Tschekisten aber setzten ihre Arbeit im März und April 1919 an der Südfront des Freiheitskrieges in Gebieten mit estnisch-russischer Mischbevölkerung fort. Dort wurden rund 400 Menschen verhaftet und

⁵⁶ Protokolle über die Arbeit der Kommissionen zur Ermittlung der Tätigkeit der Bolschewiken, zur Kenntnisnahme an die Botschaft der Republik Estland in Paris geschickt, 6.-8.2.1919, in: ERA, 1585-1-82a, Bl. 29-29r und 87.

⁵⁷ TAAVI MINNIK: Terror ja repressioonid Eesti Vabadussõjas. Magistritöö [Terror und Repressionen im estnischen Freiheitskrieg. Magisterarbeit], Universität Tallinn 2010, S. 45 (das Manuskript ist im Historischen Institut der Universität Tallinn einsehbar). Der Autor hat drei Jahre lang im Estnischen Staatsarchiv Angaben über die Opfer des roten und weißen Terrors gesammelt; in der näheren Zukunft wird er eine Datenbank der Opfer erstellen und im Internet veröffentlichen, nach dem Vorbild des finnischen Projekts von 2002/04 über die finnischen Kriegsoffer, „Suomen sotaurmat 1914-1922“ (URL: <http://vesta.narc.fi/cgi-bin/db2www/sotaurmaetusivu/main?lang=en>, letzter Zugriff 16.3.2011). Die bisher in der Literatur vorgebrachten Schätzungen der Opferzahlen des roten Terrors reichen von „über 450“ (Eesti Vabadussõda 1918–1920 [Estnischer Freiheitskrieg 1918–1920], Bd. 1, Tallinn 1996, S. 455) bis 650 (MART LAAR: Eesti ja kommunism [Estland und der Kommunismus], in: Kommunisti must raamat. Kuriteod, terror, repressioonid, hrsg. von STÉPHANE COURTOIS u.a., Tallinn 2000, S. 825–892, hier S. 828).

⁵⁸ Verhörprotokolle von Kristof Lallo, 12.12.1918, in: ERAF, 28-1-189, Bl. 36–42.

⁵⁹ MINNIK: Terror ja repressioonid (wie Anm. 57), S. 48–50.

⁶⁰ OSKAR SCHABERT: Das Sterben des Revalschen Bischofs Platon und der Oberpriester Beschantzky und Bleive in Dorpat im Jahre 1919, Riga 1932.

50 hingerichtet.⁶¹ Somit beträgt die Zahl der Opfer des roten Terrors 650 bis 700. Im Unterschied zu den Opfern des weißen Terrors und der während der deutschen Besatzung getöteten Personen gehörten zwei Drittel der Opfer des roten Terrors der damaligen Mittel-, teilweise auch der Oberschicht an, während unter den anderen beiden Gewaltausbrüchen meistens Vertreter der unteren Schichten litten. Der rote Terror an der Südfront legte sich endgültig Anfang Mai 1919; zugleich versuchte Sowjet-Russland mit Estland Frieden zu schließen. Die letzte Kommission für den Kampf gegen die Konterrevolution an der Südfront stellte ihre Tätigkeit Mitte Mai 1919 ein.⁶² Am 5. Juni folgte auch die Ende Januar nach Russland geflohene estnische bolschewistische Regierung ihrem Beispiel.⁶³

Nachdem die estnischen Gebiete im Winter 1919 nach und nach wieder in den Händen der Provisorischen Regierung kamen, brachte dies leider keineswegs das Ende der Gewalt. Sie setzte sogar mit neuem Schwung ein, weil in den befreiten Gebieten nun wiederum diejenigen, die nach eigenem Ermessen unter den Bolschewiki gelitten hatten, nach Möglichkeiten suchten, sich an denen zu rächen, die sie dafür verantwortlich machten. Genau wie während der beiden vorangegangenen Gewaltwellen wurden die „Schuldigen“ in erster Linie mit Hilfe von Denunziationen der Lokalbevölkerung festgestellt. So beschwerten sich zum Beispiel drei Hofbesitzer aus dem Kreis Võrumaa am 26. Februar 1919 bei der Militärverwaltung über den 20-jährigen Märt Angerjas, der über die bürgerlichen estnischen Politiker geschimpft und versprochen hätte, die „örtlichen Bourgeois“ (*kohalikud pursuid*) umzubringen. Zudem habe er angeblich unter der Sowjetherrschaft Personen aus der Lokalbevölkerung denunziert.⁶⁴ Die Repressionen trafen nun vor allem estnische Rotarmisten, untere Funktionäre der bolschewistischen Partei und Teile der Bevölkerung, die für Sympathisanten des Sowjetregimes gehalten wurden. Getroffen wurden aber auch einfache Soldaten der estnischen Armee, die der Befehlsverweigerung beschuldigt wurden.⁶⁵ Schon freundschaftliche Beziehungen zu einem Anhänger der Bolschewiki oder unvorsichtige Wortwahl konnten einem zum

⁶¹ Lõuna grupi väetaguse komissari aruanne [Bericht des Etappenkommissars der Gruppe Süd], o.D., in: ERAF, 28-3-77, Bl. 1-31.

⁶² Salajased kirjad ETK Rahvaste Vahelise Ühenduse Valitsuse seltsimehele Traksmannile [Geheime Briefe an den Genossen Traksmann von der Abteilung für internationale Beziehungen der Estnischen Arbeiterkommune], 23.5.1919, in: ERAF, 28-1-69, Bl. 19-20.

⁶³ Eesti Töörahva Kommuuni Nõukogu ja Venemaa Kommunistliku (bolševike) Partei Eesti Sektsioonide Keskkomitee otsus Eesti Töörahva Kommuuni Nõukogu asutuste tegevuse likvideerimise kohta. Istungi protokoll [Beschluss des Rates der Estnischen Arbeiterkommune und des Zentralkomitees der estnischen Sektionen der Russländischen Kommunistischen Partei (Bolschewiki) über die Einstellung der Tätigkeit der Institutionen des Rates der Estnischen Arbeiterkommune. Sitzungsprotokoll], 5.6.1919, in: Eesti Töörahva Kommuun, hrsg. von HANS HARTMANN, Tallinn 1957, S. 135-137, hier S. 135.

⁶⁴ Angerjas wurde am 13.3.1919 hingerichtet. Siehe die Beschwerde vom 26.2.1919, in: ERA, 927-1-468, Bl. 30-30r.

⁶⁵ Zu den Zahlen siehe MINNIK, Terror ja repressioonid (wie Anm. 57), S. 69-72.

Verhängnis werden. Es gibt mehrere Fälle von Hinrichtungen im Spätwinter 1919, deren Opfer damit geprahlt hatten, über eine Liste mit den Namen derjenigen zu verfügen, die bei der Rückkehr der Bolschewiki hingerichtet werden würden. So wurde z.B. am 26. Februar 1919 in Tartu der ehemalige Beamte Ferdinand Edro hingerichtet, bei dem während einer Durchsicherung solch eine „schwarze Liste“ tatsächlich gefunden worden war.⁶⁶

Nach der Befreiung des estnischen Territoriums von der Roten Armee erreichte die Tätigkeit die Feldgerichte, die von der Provisorischen Regierung am 5. Dezember 1918 bei den größeren Infanterietruppen eingerichtet worden waren, ihren Höhepunkt. Hier muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass neben den Opfern der Feldgerichte während der ersten Hälfte des Freiheitskrieges ungefähr genauso viele Menschen von den estnischen Truppen und ihren Verbündeten ohne jegliches Gerichtsurteil hingerichtet worden sind. Die so genannten Feldgerichte stellten tatsächlich nur eine bürokratische Formalität dar. Sie waren in der verzweifelten Situation zu Beginn des Freiheitskrieges mit dem Ziel gegründet worden, die Loyalität der Soldaten und der Bevölkerung in der unmittelbaren Umgebung der Front gegenüber der jungen Republik zu sichern. Die Richtlinien, nach denen sich die Feldgerichte in ihrer Tätigkeit zu orientieren hatten, waren ziemlich allgemein und vage formuliert. So sollten z.B. alle vor Gericht kommen, die „auf irgendwelche Weise gegen die Republik Estland oder zum Nutzen der gegen den Staat gerichteten Kräfte arbeiten oder mit diesen Kräften in Verbindung stehen oder auf eine andere Weise kooperieren“; dies galt zudem für all diejenigen, die auf irgendeine Weise die Tätigkeit der Armee behinderten oder der Republik Estland schädliche Gerüchte verbreiteten.⁶⁷ Obwohl die Provisorische Regierung am 9. Januar 1919 für die eigene Armee die Gültigkeit der Regelungen und Gesetze der ehemaligen russischen Armee festlegte, nach denen sich auch die Rechtsprechung zu richten hatte,⁶⁸ änderte sich nicht viel, da die Feldgerichte meistens aus niedrigrangigen Unteroffizieren bestanden, die sich in den juristischen Normen schlecht auskannten, nach denen die Urteile hätten gefällt werden sollen.⁶⁹

⁶⁶ Vgl. die Akte von Ferdinand Edro, in: ERA, 578-1-269, Bl. 2-3.

⁶⁷ Ajustise Valitsuse määrus välikohtute asutamise kohta [Verordnung der Provisorischen Regierung über die Gründung der Feldgerichte], in: Riigi Teataja 1918, Nr. 6 (11.12.1918).

⁶⁸ Ajustise Valitsuse koosoleku protokoll [Sitzungsprotokoll der Provisorischen Regierung], 9.1.1919, in: ERA, 31-1-13, Bl. 20.

⁶⁹ Als charakteristisches Beispiel können die 56 Urteile des Feldgerichts des 2. Regiments der estnischen Armee genannt werden, die in aller Eile zwischen dem 27. und dem 31.1.1919 im Kreis Tartumaa mit dem Hinweis auf die Anordnung der Provisorischen Regierung vom 5.12.1918 (siehe Anm. 42) gefällt wurden. 20 Angeklagte wurden zum Tode verurteilt und nur einer wurde freigesprochen. Gemäß den späteren Anweisungen der Provisorischen Regierung hätte sich die Rechtsprechung der Feldgerichte Ende Januar 1919 nach den Gesetzbüchern Nr. XXII und XXIV der russischen Armee und nicht nach der Anordnung vom 5.12.1918 richten

Das Ziel der Feldgerichte war offenkundig nicht „Rechtsprechung“, sondern – genau wie bei den bolschewistischen Kommissionen für den Kampf gegen der Konterrevolution – die Bestrafung der Kollaborateure und die Sicherung der Loyalität der Bevölkerung. Juristische Schritte und Ermittlungsarbeiten beschränkten sich im Fall der Feldgerichte auf ein Minimum, und die Urteile wurden in Abwesenheit der Angeklagten gefällt, die sich nicht verteidigen konnten. Die Urteile wurden mit einer einfachen Stimmenmehrheit innerhalb eines Tages gefällt und gleich nach der Bestätigung durch den Regimentskommandeur vollstreckt.⁷⁰ Zieht man den bereits erwähnten Umstand hinzu, dass die Rechtsprechung im Winter 1918/19 nicht im Rahmen der entsprechenden Gesetzesakten durchgeführt wurde, sondern im Grunde vom Belieben der Offiziere abhing, hatten die Feldgerichte mehr Gemeinsamkeiten mit der oben beschriebenen „Kommissarokratie“ als mit der westlichen Rechtstradition.⁷¹

Feldgerichte gab es nicht nur auf ehemals sowjetisch besetztem Gebiet, sondern seit Februar und März 1919 auch auf den westestnischen Inseln Ösel und Mohn. Dort war am 16. Februar ein Aufstand gegen die Provisorische Regierung ausgebrochen, der rasch dazu führte, dass die Gutshöfe ausgeplündert wurden. Zu den Auslösern dieser Aktion zählten die schweren sozialen Bedingungen, der Hass auf die Gutsherren und die Mobilisation in die estnische Armee. Allerdings wurde der Aufstand von einem vom Festland hinübersgeschickten Strafkommando bald niedergeschlagen. Er kostete insgesamt 163 Menschen das Leben, wobei 41 durch die Aufständischen und 122 während der Strafoperation getötet wurden; von Letzteren wurden 38 aufgrund von Feldgerichtsurteilen hingerichtet.⁷² Dabei haben nicht immer nur Militärs verhaftete Aufständische getötet.⁷³ In einem kuriosen Fall von Selbstjustiz hat sich Pastor Bernhard Rahamägi

müssen. Siehe 2. Jalaväepolgu välikohtu poolt langetatud otsused [Feldgerichtsurteile des 2. Infanterieregiments], 27.-31.1.1919, in: ERA, 541-1-307, Bl. 3-51.

⁷⁰ Juhatuskiri välikohtutele [Richtlinien für die Feldgerichte], o.D., in: ERA, 527-1-6a, Bl. 1f.

⁷¹ So haben z.B. Partisanen, die in den von der Roten Armee kontrollierten Gebieten aktiv waren, am 6.1.1919 drei Sympathisanten der Bolschewiki aus ihren Häusern entführt und am selben Tag in Selbstjustiz hingerichtet. Julius Kuperjanov, der Kommandeur dieser Partisanen, nannte dies ein „Feldgerichtsurteil“ (*välisikohtu mõistmine*), obwohl er als Befehlshaber über eine Einheit, der kleiner als ein Regiment war, keine entsprechenden Befugnisse besaß. Siehe Meldung von Julius Kuperjanov, o.D., in: ERA, 518-1-217, Bl. 192; ARNO RAAG: 3 nädalat punast diktatuuri [Drei Wochen der roten Diktatur], Tartu 1938, S. 235.

⁷² Lahingutes surmasaanud ja punaste poolt ära tapetud isikute üle Saaremaa maakonnas [Zu den Personen, die im Kreis Saaremaa in Kampf gefallen oder von den Roten getötet worden sind], 20.3.1919, in: ERA, 813-1-29, Bl. 120ff. Vgl. die bis heute wesentliche Publikation Saaremaa ülestõus 1919 [Der Aufstand von Saaremaa 1919], hrsg. von AUGUST SUNILA, Tallinn 1988. Kürzlich erschien PIRET HIIE: 1919. aasta mäss Muhu- ja Saaremaal [Die Revolte von 1919 auf Mohn und Ösel], Kuressaare 2010.

⁷³ Kersti Lust hat die Ereignisse in erster Linie als Revolte gegen die deutschbaltischen Gutsbesitzer interpretiert. KERSTI LUST: Uuenev Saaremaa kroonu-

aus Ösel, der später Bischof der Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche und Parlamentsabgeordneter wurde, an den Straffaktionen beteiligt. Auf dem Marktplatz von Kuressaare, wo die verhafteten Aufständischen gesammelt wurden, habe er nach Aussagen, die freilich 1941 vor dem NKVD gemacht wurden, einen Gefangenen eigenhändig mit einem Nackenschuss getötet.⁷⁴

Die blutigen Ereignisse auf den Inseln zwangen die estnischen Politiker, sich mehr mit innenpolitischen Fragen zu beschäftigen, darunter auch mit der immer noch nicht gelösten Agrarfrage. Bis dahin hat das Hauptaugenmerk der Provisorischen Regierung dem Krieg mit der Roten Armee sowie der Verteilung der Ressourcen zu diesem Zweck gegolten. Die Abrechnung mit den Gegnern der Republik und das Problem der maßlosen Gewaltanwendung wurden neben der Landfrage erst vor den Wahlen zur Estnischen Verfassungsgebenden Versammlung, die vom 5. bis 7. April 1919 stattfanden, zu den wichtigsten Angelegenheiten der Politik. Die größeren linken Kräfte wie die Arbeitspartei (*Tööerakond*) und die Estnische Sozialdemokratische Arbeiterpartei (*Eesti Sotsiaaldemokraatlik Tööliste Partei*) nahmen vor den Wahlen eine kritische Haltung gegenüber der von Konstantin Päts geführten Provisorischen Regierung ein. Die Sozialdemokraten waren Anfang Februar demonstrativ aus der regierenden Koalition mit der Begründung ausgetreten, der Staat wende maßlos Gewalt an.⁷⁵ Dies zwang seinerseits die Päts-Regierung, effektive Maßnahmen zu treffen, um die Gewalt zu zügeln. Die bislang eher unklaren Anordnungen für die Feldgerichte wurden konkretisiert und verkompliziert, so dass sich der Schwerpunkt der Rechtsprechung von den Feldgerichten auf das Militärkreisgericht in Tallinn verschob. Demzufolge waren von nun an Juristen als Ermittler und Richter an der Rechtsprechung beteiligt. Mit der Anordnung der Provisorischen Regierung vom 25. März 1919 bekam der Angeklagte zudem das Recht, sich vor dem Feldgericht zu verteidigen oder einen Verteidiger zu wählen.⁷⁶

Nach den Wahlen der Verfassungsgebenden Versammlung, die einen überwältigenden Sieg der linken Parteien brachten,⁷⁷ wurde die staatli-

küla (1841–1919) [Das sich modernisierende Domänendorf auf Ösel (1841–1919)] (Anm. d. Red.).

⁷⁴ Ermittlungsprotokolle von Bernhard Rahamägi, 30.1.1941, in: ERAF, 130SM-1-13852, Bl. 39 und 44.

⁷⁵ KUULI, Sotsialistid ja kommunistid Eestis (wie Anm. 29), S. 19.

⁷⁶ Eesti Vabariigi ajutised sõjakohtud ja nendele alluvad süüteod [Die provisorischen Kriegsgerichte der Republik Estland sowie die ihnen zugeteilten Straftaten], in: Riigi Teataja 1919, Nr. 21 (5.4.1919); Määrus välikohtute üle [Anordnung über die Feldgerichte], in: ebenda, Nr. 19 (29.3.1919).

⁷⁷ Die rechte Agrarpartei (*Maaliit*) von Päts, die bis dahin in der Regierung dominiert hatte, erhielt bei den Wahlen nur 29 989 Stimmen und errang nur acht Sitze im neuen Parlament (6,5%); nur vier Prozent der Soldaten wählten Päts' Partei. Von 120 Parlamentssitzen erhielten die links orientierten Parteien 78 Mandate (Sozialdemokraten 41, Arbeitspartei 30, Estnische Sozialrevolutionäre 7). GRAF,

che Zentralmacht gestärkt, zugleich wuchs auch die zivile Kontrolle über die Tätigkeit des Militärs, woraufhin wiederum die Gewalt nachließ. Ein letztes Mal äußerte sich der weiße Terror am 3. September 1919 in Izborsk nahe der russischen Grenze, als dort estnisches Militär 25 Gewerkschaftler und Arbeiter hinrichtete, die infolge angeblicher pro-sowjetischer Agitation auf dem Gewerkschaftskongress nach Anordnung der Behörden aus Tallinn ausgewiesen worden waren. Unter ihnen befand sich auch der erste Arbeits- und Wohlfahrtsminister der Republik, der Sozialdemokrat Villem Maasik.⁷⁸

Eesti rahvusriik (wie Anm. 16), S. 287-289; BRÜGGEMANN, Die Gründung (wie Anm. 11), S. 119-125.

⁷⁸ Nach heutiger Quellenlage bleiben die Hintergründe der Hinrichtungen von Izborsk im Dunkeln. Man weiß weder, wer konkret den Befehl zur Exekution der Arbeiter und Gewerkschafter erteilt hat, noch wer auf militärischer und politischer Führungsebene Bescheid wusste. In der sowjetischen Historiographie ist der damalige sozialdemokratische Innenminister Aleksander Hellat beschuldigt worden. PAUL VIHALEM: Eesti kodanlus imperialistide teenistuses [Die estnische Bourgeoisie in Dienste der Imperialisten], Tallinn 1960, S. 576; es fehlen allerdings jegliche Beweise für diese These. Der Historiker Reigo Rosenthal beantwortete kürzlich die im Titel seines Artikels gestellte Frage (REIGO ROSENTHAL: Kes andis käsu Irboska veretööks? [Wer befahl die Bluttat von Izborsk?], in: Tuna 2008, Nr. 2, S. 73-78) folgendermaßen: „Eine genaue Antwort würde wahrscheinlich lauten: Den konkreten Befehl hat die Führung der Panzerzugdivision gegeben, während allerdings die Führung des *Eesti Kaitseliit* der Initiator der Erschießungen war.“ Gleichzeitig schließt Rosenthal eine Beteiligung von Regierungsmitgliedern und dem Oberbefehlshaber der Armee Johan Laidoner aus (S. 78). Im Mittelpunkt des Aufsatzes stehen die kurzen Erinnerungen von Oberstleutnant Jaan Lepp (ERA, 2124-3-288) über die Ereignisse von Izborsk, die von Richard Tammemägi aufgeschrieben worden sind (S. 75f.). Der Interviewer Tammemägi ergänzte dabei die Erinnerungen Lepps mit einer eigenhändigen Anmerkung über ein Gespräch mit Eduard Alver, der während des Freiheitskriegs Chef des *Kaitseliit* war. Dabei habe Alver bestätigt, dass er der Initiator der Erschießungen gewesen sei (um den damaligen Innenminister Aleksander Hellat zu diskreditieren), und dass der konkrete Befehl zur Exekution von der Führung der Panzerzugkommission gekommen sei. Siehe Richard Tammemägis Anmerkung auf den Erinnerungen von Jaan Lepp, in: ERA, 2124-3-288, Bl. 2r. Allerdings gibt es zu diesem Gespräch zwischen Tammemägi und Alver keine weiteren schriftlichen Zeugnisse oder Zeugen, so dass wir über Alvers Worte nur indirekt informiert sind. Zudem gab niemand von den 1940/41 vom NKVD zu den Izborsker Ereignissen verhörten Personen (Helmut Veem, Aleksander Hellat und Jaan Lepp) einen Hinweis darauf, dass Alver irgendetwas damit zu tun gehabt hätte – immerhin war dieser im August 1939 verstorben und hätte keine Repressionen mehr zu fürchten gehabt. Siehe Aleksander Hellati ülekuulamisprotokoll [Verhörprotokoll von Aleksander Hellat], 4.8.1940, in: ERAF, 130SM-1-14551, Bl. 38-39; Jaan Lepa ülekuulamisprotokoll [Verhörprotokoll von Jaan Lepp], 30.12.1940, in: ERAF, 129SM-1-2188k.1, Bl. 41; Helmut Veemi ülekuulamisprotokoll [Verhörprotokoll von Helmut Veem], 4.9.1940, in: ERAF, 129SM-1-18386k.2, Bl. 204-205. Natürlich handelt es sich dabei um Aussagen, die während eines Verhörs, womöglich unter Folter, gemacht wurden; trotzdem sind die Protokolle der Verhöre von Veem, Lepp und Hellat Quellen, die theoretisch dazu dienen könnten, die Behauptungen von Tammemägi und Rosenthal zu bestätigen.

Die Gesamtzahl derjenigen, die während des Freiheitskriegs aufgrund von im Namen der Republik Estland durchgeführter Repressionen ihr Leben verloren, dürfte auf knapp 800 Personen geschätzt werden.⁷⁹ Ungefähr 300 davon wurden aufgrund eines Urteils der Feldgerichte hingerichtet, ca. 300 wurden von estnischen Militärs oder ihren Verbündeten ohne Gerichtsverfahren getötet und rund 200 starben in Gefangenschaft.⁸⁰ Verhaftet wurden rund 5 000 Menschen; es gab während des Freiheitskriegs auch fünf Konzentrationslager, in denen während des Krieges neben den 11 000 bis 14 000 gefangenen Rotarmisten auch über 1 700 estnische Internierte sowie von Feldgerichten zur Zwangsarbeit Verurteilte festgehalten wurden.⁸¹

* * *

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Jahre 1918 und 1919 den ersten Kontakt der Esten mit moderner Massengewalt brachten, d.h. mit Gruppenexekutionen und staatlichem Terror an der Zivilbevölkerung. Der rote und der weiße Terror kosteten im Freiheitskrieg rund 1 500 Menschen das Leben. Zieht man die Opfer der deutschen Besatzung hinzu, beläuft sich die Zahl auf insgesamt ca. 2 000 Menschen. Dies ist für estnische Verhältnisse eine beachtliche Zahl, besonders wenn man berücksichtigt, dass es sich dabei meistens um Zivilisten handelte, die nicht unmittelbar während der Kampfhandlungen starben.⁸²

Bemerkenswert sind auch die Spannungen unter der Zivilbevölkerung und die Verrohung im Umgang, die nach dem Weltkrieg und den Revolutionen überall in Osteuropa bemerkbar waren. In Estland nahm der Zyklus der Gewalt seinen Anfang, als Ende 1917 auf radikale Weise versucht wurde, die bisherigen Eigentumsverhältnisse umzugestalten. Zu diesem Zeitpunkt war die estnische Gesellschaft, wie auch in anderen Ländern Osteuropas, zutiefst gespalten. Wenn man nach klingenden Metaphern sucht, könnte man mit dem finnischen Psychohistoriker Juha Siltala sagen, dass die Unterschichten der Gesellschaft sich oft von ihrem Vater, d.h. von den Oberschichten, misshandelt gefühlt haben, während die oberen Schichten der Gesellschaft die unteren als missratene, sich schlecht benehmende

⁷⁹ MINNIK, Terror ja repressioonid (wie Anm. 57), S. 95. Die Opferzahlen des weißen Terrors sind durchaus unterschiedlich eingeschätzt worden – die Angaben reichen von 400 Opfern (LAAR, Eesti ja kommunism [wie Anm. 57], S. 829) bis zu 2 000 (KINGISSEPP, Iseseisvuse ikke all [wie Anm. 24], S. 198).

⁸⁰ MINNIK, Terror ja repressioonid (wie Anm. 57), S. 95.

⁸¹ Ebenda, S. 89.

⁸² Zum Vergleich sei erwähnt, dass die Kämpfe des Freiheitskrieges ungefähr ebenso vielen Soldaten und Offizieren das Leben kosteten. Siehe Eesti vabaduse sõda XI. 1918 – II. 1920: terwishoidline osa [Der estnische Freiheitskrieg XI. 1918 bis II. 1920: das Gesundheitswesen], Tallinn 1921, Tab. Nr. 20: Eesti sõjaväe kaotused Vabadussõjas [Die Verluste der estnischen Armee im Freiheitskrieg].

Kinder empfanden.⁸³ Der Einmarsch der deutschen Truppen wurde von der alten Oberschicht dazu benutzt, sich an denen zu rächen, die sich angeblich ihr Hab und Gut angeeignet hatten. In einer Situation, in der traditionelle Moralvorstellungen nicht mehr zu gelten schienen, nahm diese Rache eine extreme Form an. Die Rückkehr der Bolschewiki zu Beginn des Freiheitskrieges wurde wiederum vielerorts genutzt, um sich für die Ungerechtigkeiten während der deutschen Besatzung zu rächen. Weil Ungerechtigkeit nur neue Ungerechtigkeit gebiert, brach mit der Befreiung des estnischen Territoriums von der Roten Armee eine neue Gewaltwelle aus. Diese wurde erst durch die Stärkung der Zentralmacht gebändigt. Schließlich nahm nach den Wahlen vom April 1919 eine demokratisch gewählte neue Volksvertretung ihre Tätigkeit auf und ergriff energische Maßnahmen zur Lösung der Landfrage, die ohne Zweifel dazu beitrugen, das Gewaltpotenzial in der estnischen Gesellschaft zu vermindern.

SUMMARY

*The Vicious Circle of Violence:
Terror and Repression in Estonia, 1917–1919*

The direct consequences of World War I did not just include changes on the political map of Europe, but also great human losses, unprecedented inflation and economic chaos. The war also led to major changes in the social order of the belligerent countries, above all in Eastern and Central Europe, where the pre-war society ceased to exist due to war and revolutions. The state of society fostered by the destruction of collective consciousness and older moral standards was termed “anomie” by Émile Durkheim. One noteworthy consequence of the revolutions and World War I for the Eastern and Central European region was a certain brutalization of human relations. As formerly strong institutions crumbled, they were displaced by a cultural vacuum that provided a conduit for extremist views, deviant behaviour and nihilism. Cyclical patterns of violence arose in many places, where the terrorisers and the terrorised often traded places in the new situation as victims sought revenge on those who had kept them in fear only a short time ago.

Estonia saw three major “paroxysms” of violence in 1918–1919, which, although small in scale, were good examples of how human relations became more brutal in post-World War I Eastern Europe. At the beginning of the 20th century, the most burning issue for the majority in Estonian

⁸³ JUHA SILTALA: *Sisällissodan psykohistoria* [Die Psycho-Geschichte des Bürgerkrieges], Helsinki 2009, S. 143, 172.

society was the agrarian question and not the question of independence, as 60 percent of the rural population did not possess any land at all. As the Bolsheviks seized power in Russia, they passed the infamous Land Decree on the 26th of October 1917, which abolished private property and encouraged poor peasants to take over the lands of nobility and peasants who were economically more well off. Of course, this step did not reduce tensions within the society, nor did it bring people closer to a more equitable social order. In Estonia, the (mostly German) class of ex-owners got the perfect opportunity to strike back as Imperial Germany occupied the Estonian mainland by the beginning of March 1918, and some of them did not let this chance go by. About 5 000 people, who had shown their sympathy to the Bolshevik regime, had been involved in the takeover of land or who were not seen as trustworthy by the new regime, were arrested, often with the help of the local residents, and then turned over to the Germans. About 400 people were executed. The German occupation ended in November 1918 and shortly afterwards, the Estonian War of Independence began, as the Red Army stormed Narva on the 28th of November 1918, pushing the weak and ill-equipped Estonian Army westwards. This event “ignited” the next stages of this cycle of violence: in 1918/19, the “Red” Terror claimed the lives of approximately 650-700 people (3 000 were imprisoned) and the “White” Terror claimed 700-800 lives (5 000 were imprisoned). Most of the victims of the Red and White Terror were accused of collaboration with the enemy or with the respective previous regime. Violence began to decline in April 1919 with the strengthening of central power and the democratically elected legislature, which was dominated by the Estonian Social Democrats and the leftist Labour Party and which took energetic steps in order to solve the Estonian agrarian question, and by that satisfying the “land hunger” of the Estonian rural population.

Vergeltung am Erzfeind? Die Staatsbürgerschaftsfrage der Deutschbalten in der neugegründeten Republik Estland

VON HELEN ROHTMETS

In den Jahren vor und nach der Ausrufung der Republik Estland bildeten die Deutschbalten eine Volksgruppe, die sich von den Esten klar unterschied und zu diesen in mancher Hinsicht einen Gegensatz darstellte. Neben der Sprache trennte die beiden Gemeinschaften auch der soziale Status voneinander. Bis zum Zusammenbruch des russischen Zarenreichs 1917 bildeten vor allem Deutschbalten die politische und wirtschaftliche Elite der Gouvernements Estland und Livland, auch wenn ihr Anteil an der Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur bei etwa drei Prozent lag.¹ Die Einstellung der sich als „Kulturträger“ begreifenden wohlhabenderen und gebildeteren deutschbaltischen Oberschicht gegenüber den Esten war dabei nicht frei von einer gewissen Überheblichkeit.² Im Gegensatz dazu stand die während des nationalen Erwachens der Esten entstandene Geschichtsauffassung, die von dem Bild der 700jährigen „Sklavennacht“ und der „Zeit der Dunkelheit“ unter der Willkür der deutschen Gutsherren geprägt war.³ Die Kluft zwischen der estnischen und der deutschen Gemeinschaft blieb auch in der unabhängigen Republik Estland bestehen, in der sich die soziale Stellung der Deutschbalten durch die Abschaffung der Stände und die Enteignung des Großgrundbesitzes wesentlich geändert hatte.⁴ Beinahe über Nacht war aus der früheren Oberschicht eine nationale Minderheit geworden, deren Lebensordnung und -umstände direkt

¹ 1922 a. üldrahvalugemise andmed, vihik I: Rahva demograafiline koosseis ja korteriolud Eestis [Angaben der allgemeinen Volkszählung von 1922, Heft I: Die demografische Zusammensetzung des Volkes und die Wohnverhältnisse in Estland], Tallinn 1924, S. 33; R. KADAJA: Vähemusrahvused Eestis [Nationale Minderheiten in Estland], in: Tähiseid. Eestluse aastaraamat II, hrsg. von EDUARD ROOS, Tartu 1936, S. 29-55, hier S. 33.

² KARI ALENIUS: Ajan ihanteiden ja historian rasitteiden ristipaineissa: Viron etniset suhteet vuosina 1918–1925 [Im Konflikt der Ideale der Zeit und der Lasten der Geschichte: Ethnische Beziehungen in Estland 1918–1925], Rovaniemi 2003 (Studia historica septentrionalia, 41), S. 29.

³ Vgl. die erste „vaterländische“ Rede von Jakobson: CARL ROBERT JAKOBSON: Kolm isamaa kõnet [Drei vaterländische Reden]. Faksimileausgabe des Manuskripts, Tallinn 1991.

⁴ Siehe BERNDT VON STADEN: Mälestusi kadunud maailmast: noorusaastad Baltikumis 1919–1939 [Erinnerungen an eine verlorene Welt: Jugendjahre im Balti-

von der Bereitschaft des estnischen Staates abhingen, sie als gleichberechtigtes Mitglied zu betrachten.

In diesem Artikel soll die Nationalitätenpolitik der estnischen Republik in Bezug auf die Deutschbalten in den Jahren unmittelbar nach der Staatsgründung betrachtet werden. Gerade in dieser Zeit konzentrierten sich die Organe der estnischen Staatsgewalt vor allem auf die Definition einer „Grundschicht“ der Bürger und filterten aus der bisherigen estländischen Bevölkerung Personen heraus, die der neu geschaffenen Bürgerschaft nicht angehören sollten. Der Artikel konzentriert sich vor allem auf die Staatsbürgerschaftsfrage jener Deutschbalten, die während des Freiheitskrieges 1918–1920 nicht in Estland weilten und erst nach Kriegsende in die Heimat zurückkehren wollten. Dabei soll klargestellt werden, nach welchen Kriterien die estnischen Staatsorgane den deutschbaltischen Emigranten die Staatsbürgerschaft verliehen oder verweigerten und auf welche Weise die politische Aktivität der Deutschbalten in den Monaten vor und nach der Unabhängigkeitserklärung die Entscheidungen in der Staatsbürgerschaftsfrage beeinflusst hat.

Nach dem Zusammenbruch des Zarenreichs im Frühjahr 1917 unterschied sich die Auffassung der Esten und der Deutschbalten über die Zukunft ihrer gemeinsamen Heimat fundamental. Während sich die estnische politische Elite als vorläufiges Ziel setzte, weitere politische Rechte und Autonomie anzustreben und nach der Oktoberrevolution begann, der Gründung eines Nationalstaats zuzuneigen, konzentrierten sich deutschbaltische Politiker auf die Bewahrung ihrer bisherigen Privilegien und estländischen Interessen. Der auf den Abbruch der Friedensverhandlungen des Reichs mit Sowjetrußland in Brest-Litovsk folgende Einmarsch der deutschen Besatzungstruppen, dem noch die Proklamation der estnischen Republik am 24. Februar 1918 voranging, wurde von der überwiegenden Mehrheit der Deutschbalten in der Hoffnung begrüßt, ihre Führungsposition in der estländischen und livländischen politischen Landschaft wiederherzustellen. Mit Hilfe der Besatzungsmacht schloss man die im Jahr 1917 in die örtlichen Selbstverwaltungen gewählten estnischen Politiker aus und stellte die lokale deutschbaltische Vorherrschaft wieder her.⁵ Auch schuf die Besatzung eine günstige Grundlage für das Streben mancher Vertreter der deutschbaltischen Elite nach einer engeren Verbindung zu Deutschland, die die Ritterschaften nach dem Machtwechsel in

kum 1919–1939], Tallinn 2004, S. 56; CARL MOTHANDER: Parunid, eestlased ja enamlased [Barone, Esten und Bolschewiki], Tartu 1997, S. 61ff.

⁵ EDUARD LAAMAN: Eesti iseseisvuse süüd [Die Geburt der estnischen Selbstständigkeit], Stockholm 1964, S. 249–260; ALENIOUS, Ajan ihanteiden (wie Anm. 2), S. 52f.; vgl. AADU LÜÜS: Esimene kuu Saksa okupatsiooni Tallinnas. Päevaraamatu lehed [Der erste Monat der deutschen Besatzung in Tallinn. Tagebuchblätter], in: Mälestused iseseisvuse võitluspäevil, Bd. 1, Tallinn 1927, S. 261–268, hier S. 264.

Russland aktiv herzustellen begonnen hatten.⁶ Bereits Ende 1917 erklärten die Ritterschaften Estland und Livland für unabhängig und äußerten den Wunsch sich an das Deutsche Reich anzuschließen, wodurch die Meinung der demografischen Mehrheit ignoriert wurde.⁷ Im Frühjahr und Herbst 1918 ergriff man unter Führung der Ritterschaften ernsthafte Maßnahmen zum Zusammenschluss Estlands und Livlands zu einem Baltischen Herzogtum und dessen Anschluss an das Reich.⁸ Obwohl Wilhelm II. im Herbst 1918 seine Zustimmung zu diesem Projekt erteilte, wurde es durch die Unstimmigkeiten in deutschen Regierungskreisen und später durch den Zusammenbruch des Kaiserreichs nicht mehr verwirklicht. Unter den Esten verursachte diese Politik der deutschbaltischen politischen Elite in den Monaten der deutschen Besatzung Misstrauen und vertiefte die alten Gegensätze. „Was sie im Laufe von 700 Jahren getan haben, das können wir vergessen, aber was sie jetzt in sieben Monaten getan haben, das zu vergessen ist unmöglich“, beschrieb der Journalist Georg Eduard Luiga die unter den Esten verbreitete Stimmung.⁹

Ihre führende Position verloren die Ritterschaften endgültig erst im November 1918, als die Ausübung der Regierungsvollmacht an die Provisorische Regierung der Republik Estland übergeben wurde. Die lokale deutsche Gemeinde musste sich mit der entstandenen Situation abfinden. Viele, die dazu nicht in der Lage waren, verließen Estland mit den abziehenden deutschen Truppen. Die Vertreter der zurückgebliebenen Deutschbalten erklärten sich indes mit der Ernennung eines deutschen Ministers in die Provisorische Regierung Estlands einverstanden, womit sie ihren Status als Minderheit anerkannten und ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit der

⁶ KARSTEN BRÜGGEMANN: Von der führenden Schicht zur nationalen Minderheit. Zur Klärung der Rolle der estländischen deutschen Minderheit bei der Begründung der Republik Estland 1918–1919, in: Estland und seine Minderheiten. Esten, Deutsche und Russen im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von KONRAD MAIER, Lüneburg 1995 (Nordost-Archiv, N.F. IV.2), S. 453–478, hier S. 454, 457f.; EDUARD VON DELLINGSHAUSEN: Kodumaa teenistuses. Eestimaa rüütelkonna peamehe mälestused [Im Dienste der Heimat. Erinnerungen des estländischen Ritterschaftshauptmannes], Tallinn 1994, S. 168ff.

⁷ BRÜGGEMANN, Von der führenden Schicht (wie Anm. 6), S. 457f.; DELLINGSHAUSEN, Kodumaa teenistuses (wie Anm. 6), S. 223.

⁸ Der auf Initiative der Deutschbalten einberufene gemeinsame Landesrat von Estland und Livland äußerte im Frühjahr 1918 einstimmig den Wunsch zur Bildung eines einheitlichen baltischen Staates in Personalunion mit Preußen. Auf seiner im November 1918 abgehaltenen Sitzung wurde für das zu gründende Baltische Herzogtum ein vorübergehendes kollektives Staatsoberhaupt gewählt – der Regentchaftsrat –, das die Gründung des Herzogtums zu Ende führen und bis zur Wahl des Herzogs arbeiten sollte. Vgl. LAAMAN, Eesti iseseisvuse süünd (wie Anm. 5), S. 260–268, 332–336; DELLINGSHAUSEN, Kodumaa teenistuses (wie Anm. 6), S. 188ff.

⁹ GEORG EDUARD LUIGA: Eesti-Saksa wahekord Baltimaal [Das deutsch-estnische Verhältnis im Baltikum], Tallinn 1919, S. 37; siehe auch Maanõukogu protokoll [Protokoll des *Maanõukogu*], 23.11.1918, in: Maanõukogu protokollid: 1917–1919: 1. koosolekust 1. juulil 1917 78. koosolekuni 6. veebruaril 1919, [Tallinn] 1935, S. 305.

neuen estnischen Staatsgewalt erklärten.¹⁰ Die Möglichkeit dazu eröffnete sich gleich Ende November, als Ministerpräsident Konstantin Päts sich an die lokalen deutschen Organisationen mit dem Aufruf wandte, deutschbaltische Freiwillige zur „Verteidigung der gemeinsamen Heimat“ gegen die von Osten her angreifende Rote Armee zu mobilisieren. Berücksichtigt man die im Volk herrschende Stimmung, fiel dem Regierungschef die Entscheidung zur Zusammenarbeit mit den Deutschbalten sicherlich nicht leicht: Dies konnte den Ruf der Regierung beschädigen. Auf die Hilfe der Deutschbalten im Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu verzichten war aber in Anbetracht der ernstesten Gefahr schwierig,¹¹ schon weil eine Freiwilligenmobilisierung der Esten nicht die erhofften Ergebnisse gezeitigt hatte. Um Missverständnisse zu vermeiden, wurde in dem zur Mobilisation der Deutschbalten gefällten Beschluss betont, dass die „freiwillige Mobilisation der estländischen Deutschen mit der vollen Zustimmung und dem Wunsch der Regierung“ stattfinde, und dass die Regierung sich verpflichte, „mögliche Zweifel zu widerlegen, es handle sich um separatistische, gegen die Esten gerichtete Bemühungen“.¹²

Auch für die Deutschbalten, die in den Reihen des Ende 1918 gegründeten Baltenregiments (*Balti pataljõn*) dienten, beruhte die Zusammenarbeit mit dem estnischen Staat in erster Linie auf der Idee des gemeinsamen Kampfes gegen den Bolschewismus.¹³ Gewiss war man der Hoffnung, durch den Dienst am jungen estnischen Staat der drohenden Enteignung des Gutsbesitzes leichter zu entkommen. In der Tat gewährleistete die Teilnahme am Freiheitskrieg der deutschbaltischen Minderheit auf lange Sicht nicht nur die vollberechtigte Teilhabe an den Rechten und Pflichten von Bürgern des unabhängigen estnischen Staats, sondern legte auch den Grund für einen Identitätswandel. Nach der Einschätzung von Constantin von Weiss, dem Kommandeur des Baltenregiments, hätten die Deutschbalten, wenn sie sich nicht an den Kämpfen beteiligt hätten, nicht nur ihre Heimat, sondern auch ihre Ehre verloren.¹⁴ Selbstverständlich gab es unter den Deutschbalten nicht nur unterschiedliche Vorstellungen davon, was die Zukunft bringen mochte, sondern auch davon, auf welche Weise man der Heimat dienen sollte. Viele von ihnen, die nicht von der Idee abließen, die estnischen und lettischen Gebiete an Deutschland anschließen zu wollen, unterstützten die in Lettland gebildete Baltische

¹⁰ ALENIUS, Ajan ihanteiden (wie Anm. 2), S. 65f., 68, 79; DELLINGSHAUSEN, Kodumaa teenistuses (wie Anm. 6), S. 210; vgl. BRÜGGEMANN, Von der führenden Schicht (wie Anm. 6), S. 463f.

¹¹ ALENIUS, Ajan ihanteiden (wie Anm. 2), S. 58.

¹² Vgl. BRÜGGEMANN, Von der führenden Schicht (wie Anm. 6), S. 462f.; DELLINGSHAUSEN, Kodumaa teenistuses (wie Anm. 6), S. 240.

¹³ KARSTEN BRÜGGEMANN: Die deutsche Minderheit in Estland und die Konstituierung des Estnischen Staates, in: Die deutsche Volksgruppe in Estland: während der Zwischenkriegszeit und aktuelle Fragen des deutsch-estnischen Verhältnisses, hrsg. von BORIS MEISNER u.a., Hamburg 1997, S. 13-27, hier S. 15f.

¹⁴ BRÜGGEMANN, Von der führenden Schicht (wie Anm. 6), S. 465.

Landeswehr, deren Zusammenstoß mit den estnischen Truppen im Juni 1919 wiederum die allgemeine Meinung der estnischen Öffentlichkeit gegenüber den Deutschbalten maßgeblich prägte. Den ausgebrochenen Krieg stellte man unverhüllt als „Heiligen Krieg gegen den historischen Erzfeind“ dar:¹⁵

„Estnische Soldaten! Es ist die Stunde gekommen, in der der Kampf auf Leben und Tod gegen unseren historischen Todfeind begonnen hat. Es ist die Stunde gekommen zu entscheiden, wer in unserer Heimat der Herr bleibt: eine Hand voll Barone oder das Stammvolk des Landes“,

hieß es in einer Ansprache des Stabschefs der Panzerzugdivision, Kapitän Johannes Poopuu, an die estnischen Soldaten Ende Juni 1919. Zugleich rief er letztere auf „das Werk von Lembitu zu Ende zu führen“ und mit dem Erzfeind für die 700jährige „Sklavennacht“ abzurechnen.¹⁶ Als Ausdruck der historischen Feindschaft, die im Landeswehrkrieg aufflammte, kann man auch den ungewöhnlich hohen Kampfeifer der estnischen Soldaten in den gegen die „baltischen Barone“ geführten Kriegshandlungen verstehen.

Die Emotionen, die mit dem Landeswehrkrieg einhergingen, der den Höhepunkt der gegenseitigen Spannungen zwischen Esten und Deutschen symbolisiert, äußerten sich in verschiedenen Politikbereichen und zeigten sich in der gegenüber den ursprünglichen Entwürfen radikaler ausgefallenen Bodenreform. Die Diskussion über den Gesetzentwurf zur Bodenreform, die im Juli 1919 in der Verfassungsgebenden Versammlung begonnen hatte, bekam eine stark nationale Färbung.¹⁷ In den Sitzungen erinnerte man an die Tätigkeit der Deutschbalten während der Besatzungszeit und den Landeswehrkrieg. Die Äußerung eines Mitglieds der Arbeitspartei, Aleksander Veiler, „wenn man ein Tier töten will, fängt man mit dem Rückgrat an!“, wurde im Saal mit stürmischem Beifall begrüßt.¹⁸ Im Laufe der Bodenreform, die ab Ende 1919 umgesetzt wurde, kam es

¹⁵ ALENIUS, Ajan ihanteiden (wie Anm. 2), S. 168-172; BRÜGGEMANN, Von der führenden Schicht (wie Anm. 6), S. 470f.

¹⁶ Kõigile Soomusrongide Diviisi alla kuuluvatele sõduritele [An alle Soldaten der Division der Panzerzüge], in: Rajalane, 26.6.1919; vgl. ARNOLD HINNO: Põlise vaenlase vastu: soomusrongide diviisi heitlusi landeswehriga [Gegen den Erzfeind: Kämpfe der Division der Panzerzüge mit der Landeswehr], Tallinn 1933, S. 52; Mis tulemas? [Was kommt?], in: Rajalane, 21.6.1919; ALENIUS, Ajan ihanteiden (wie Anm. 2), S. 170.

¹⁷ BRÜGGEMANN, Von der führenden Schicht (wie Anm. 6), S. 472f.; vgl. ALENIUS, Ajan ihanteiden (wie Anm. 2), S. 176-182; ANTON JÜRGENSTEIN: Minu mälestused [Meine Erinnerungen], Bd. 2, Tartu 1927, S. 202.

¹⁸ Hierbei handelte es sich um eine Anspielung auf eine frühere Meinungsäußerung des Sekretärs der livländischen Ritterschaft, Aleksander von Tobien, dass die Güter in diesem Land das Rückgrat der Deutschen seien. Vgl. Asutava Kogu protokoll nr 40 (29.7.1919) [Protokoll der konstituierenden Versammlung Nr. 40 (29.7.1919)], in: Asutava Kogu II istungjärk: [17.6-20.12.1919]: protokollid Nr. 28-97, [Tallinn] 1920, S. 459; LAAMAN, Iseseisvuse süüd (wie Anm. 5), S. 632.

zur Enteignung des überwiegenden Teils des deutschbaltischen Grundbesitzes.¹⁹ Die entschädigungslose Nationalisierung der Güter rief unter vielen Deutschbalten Empörung hervor, und die frühere Oberschicht blieb gegenüber dem neuen Staat in einer überwiegend abweisenden und überheblich reservierten Position.²⁰

Für die Esten bezeichnete der Sieg über die Deutschen im Krieg und die Enteignung des deutschbaltischen Großgrundbesitzes einen Triumph über die früheren Machthaber. Das Misstrauen gegenüber den Deutschbalten blieb aber bestehen. Obwohl die Vertreter der in Estland tätigen deutschen Partei wiederholt jegliche Verbindung zur Baltischen Landeswehr abstritten, hätte deren Sieg über die estnischen Truppen und der Sturz der estnischen Regierung den estländischen Deutschbalten die Möglichkeit gegeben, wieder an die Macht zu kommen.²¹ Daher darf man sich nicht wundern, wenn die Deutschbalten meist für illoyal gehalten wurden und die estnischen Sicherheitsbehörden damit begannen, ihrer Tätigkeit größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.²² Zugleich wurde auch den von den Deutschbalten gestellten Staatsbürgerschaftsanträgen erhöhtes Interesse geschenkt.

Das erste Staatsbürgerschaftsgesetz Estlands

Der Erlass des *Maanõukogu* (Landrat), eines 1917 gewählten Selbstverwaltungsorgans des Gouvernements Estland, über die Staatsbürgerschaft der Republik Estland wurde am 26. November 1918 verabschiedet und trat am 4. Dezember in Kraft. Inhaltlich handelte es sich bei diesem Erlass um das erste estnische Staatsbürgerschaftsgesetz und so wurde er häufig auch im damaligen offiziellen Sprachgebrauch genannt. Seine wichtigste Aufgabe war es, den Kreis jener Personen zu definieren, auf die sich die Rechte eines estnischen Staatsbürgers automatisch erstrecken sollten. Gemäß dem ersten Paragraphen hatten alle Personen, die die folgenden drei Bedingungen erfüllten, „unabhängig von ihrer Nationalität und ihrem Glauben“ die Rechte eines Staatsbürgers der estnischen Republik: 1) Sie lebten innerhalb der Grenzen der Republik Estland; 2) Sie waren bis zum 24. Februar 1918 Untertanen des früheren russischen Reiches gewesen; 3) Sie stammten aus Teilen der estnischen Republik oder standen in

¹⁹ Diejenigen deutschbaltischen Gutsherren, die während des Freiheitskriegs gemeinsam mit den estnischen Truppen gekämpft hatten, waren in einer glücklichen Situation, da sie die Möglichkeit hatten, einen Teil ihres Grundbesitzes zu bewahren. Vgl. STADEN, *Mälestusi* (wie Anm. 4), S. 86.

²⁰ Ebenda, S. 55f.; MOTHANDER, *Parunid* (wie Anm. 4), S. 61; vgl. ALENIUS, *Ajan ihanteiden* (wie Anm. 2), S. 144-147.

²¹ Ebenda, S. 175.

²² *Asutava Kogu* protokoll nr 28 (17.6.1919) [Protokoll der konstituierenden Versammlung Nr. 28 (17.6.1919)], in: *Asutava Kogu II istungjark* (wie Anm. 18), S. 5-26; BRÜGGEMANN, *Von der führenden Schicht* (wie Anm. 6), S. 471f.

den Einwohnerregistern, die von den Behörden des russischen Reiches auf estnischem Gebiet geführt worden waren.²³ Die Bedeutung der Herkunft der Person wurde im November 1919 in einem Rundschreiben, das im Staatsanzeiger (*Riigi Teataja*) erschien, präzisiert und mit dem ständigen Wohnsitz der Eltern zur Zeit der Geburt der Person verknüpft.²⁴ Jedoch war die Formulierung des dritten Punkts auch dann noch problematisch, weil die in Estland geborenen Kinder, deren Eltern keine estnische Staatsbürgerschaft besaßen, nicht als aus Estland stammend betrachtet wurden. Dieser Grundsatz behielt seine Gültigkeit auch in allen späteren Staatsbürgerschaftsgesetzen Estlands und zeigte sich deutlich in der 1922 geäußerten Ansicht von Innenminister Karl Einbund, der Geburtsort sei „im Leben eines Menschen doch ein gelegentlicher Moment“ und könne keineswegs seine Herkunft bestimmen.²⁵ Sich allein auf das *ius sanguinis* zu stützen, hätte eine bereits vorhandene Bürgerschaft vorausgesetzt, weshalb man alle Personen, die in die lokalen Einwohnerverzeichnisse eingetragen waren, als vom dritten Punkt des Erlasses betroffen ansah. Zu diesen Verzeichnissen gehörten Kirchenbücher und ständische Verzeichnisse, darunter Seelenverzeichnisse der Gemeinden, Verzeichnisse der Stadtbürger und Adelsmatrikel.²⁶

Jedoch gab es im Erlass einen gesonderten Paragraphen (§ 2) für die Staatsangehörigkeit jener Personen, die dem dritten Punkt des ersten Paragraphen nicht entsprachen, aber durch „lebenswichtige Interessen“ mit der jungen Republik verbunden waren. Obwohl im verabschiedeten Text des Erlasses nicht zum Ausdruck kommt, was seine Verfasser unter einem lebenswichtigen Interesse verstanden, kann man es aus einem Entwurf, den die Provisorischen Regierung dem *Maanõukogu* zugeleitet hatte, herauslesen: Es waren Personen, die „irgendein Eigentum, Geschäft, Unternehmen oder sonstiges materielles oder berufliches Interesse innerhalb von Estlands Grenzen“ hatten.²⁷ Praktisch bedeutete dies den Erwerb der Staatsbürgerschaft durch ein vereinfachtes Verfahren, für das man innerhalb eines Jahres die Zusage der für den Wohnort zuständigen Selbstverwaltungsbehörde

²³ Maanõukogu määrus Eesti demokraatiline Vabariigi kodakondsuse kohta [Erlass des *Maanõukogu* über die Staatsbürgerschaft der estnischen demokratischen Republik], in: *Riigi Teataja* 1918, Nr. 4, S. 3.

²⁴ Siseministeeriumi ringkiri kodakondsuse asjus kõigile maakonna- ja linnavalitsustele [Rundbrief des Innenministeriums an alle Kreis- und Stadtverwaltungen in Sachen Staatsbürgerschaft], in: *Riigi Teataja* 1919, Nr. 97/98, S. 778.

²⁵ I Riigikogu protokoll nr 162 [Protokoll Nr. 162 des I. Parlaments], in: I Riigikogu. VIII. istungjäärk [12. sept.–19. dets. 1922]. Protokollid Nr. 143-184, [Tallinn] 1922, S. 786f.

²⁶ Seletuskiri Eesti Vabariigi kodakondsuse seaduse juurde [Erläuterungsschreiben zum Staatsbürgerschaftsgesetz der Republik Estland], o.D., in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig: ERA), Bestand 80, Findbuch 1, Akte 821, Bl. 6.

²⁷ Maanõukogu protokoll [Protokoll des *Maanõukogu*], Nr. 62, 22.11.1918, in: *Maanõukogu* protokollid (wie Anm. 9), S. 300.

einholen musste sowie eine Bestätigung darüber, dass der Bewerber tatsächlich ein lebenswichtiges Interesse in Estland hat und in der Lage ist, sich und seine Familie zu unterhalten. An dieser Stelle sei erwähnt, dass zu dieser Kategorie u.a. auch aus Estland stammende Juden gehörten, die aufgrund der antisemitischen Politik des Zarenreiches nicht in die Einwohnerverzeichnisse eingetragen werden durften.²⁸ Die in den jüdischen Gemeinden geführten Verzeichnisse wurden nicht zu den im Erlass des *Maanõukogu* genannten Kirchenbüchern gezählt.

Während die für den Wohnort zuständigen Lokalbehörden anfangen Bescheinigungen auszustellen, die den Erwerb der Staatsbürgerschaft nach den drei im ersten Paragraphen festgelegten Bedingungen ermöglichten, sah das Innenministerium die Anträge derjenigen durch, die sich aufgrund von „lebenswichtigen Interessen“ um den estnischen Pass bemühten. Zur Entscheidung im Ministerium wurden auch solche Anträge zugelassen, die die Staatsbürgerschaft durch Naturalisation beantragten, für welche der Bewerber mindestens fünf Jahre in Estland gelebt haben musste. Im Gegensatz zum Staatsbürgerschaftsgesetz von 1922 sah der Erlass des *Maanõukogu* für die Naturalisation beantragenden Ausländer keine Estnischkenntnisse als Voraussetzung vor. Dennoch blieb dem Innenminister das Recht, die Aufnahme der Personen, die entweder wegen „lebenswichtiger Interessen“ oder mit Hilfe des Naturalisationsverfahrens die Staatsbürgerschaft beantragten, zu verweigern; etwa in dem Fall, dass ein Antragsteller als gefährlich für den estnischen Staat oder politisch verdächtig angesehen wurde. In die Entscheidungsbefugnis des Innenministers fielen nur nicht die Personen, die aufgrund § 1 des Erlasses von 1918 *ipso jure* die estnischen Bürgerrechte erhalten hatten und denen die lokalen Behörden ihren Wunsch nicht einmal dann verweigern konnten, wenn sie sie als schädlich für den Staat ansahen.²⁹

Von den Personen, die sich Ende 1918 auf estnischem Territorium aufhielten, erhielt die überwiegende Mehrheit aufgrund des ersten Paragraphen des Erlasses des *Maanõukogu* die estnische Staatsbürgerschaft. Aus dem Kreis derjenigen, die die Staatsbürgerschaft automatisch erhielten, blieben aber zehntausende aus Estland stammende Personen, die im Moment des Inkrafttretens des Gesetzes nicht in Estland weilten, ausgeschlossen. Eine Person wurde nur in dem Fall als innerhalb Estlands wohnhaft betrachtet, wenn sie sich zu dem Zeitpunkt des Inkrafttretens des Erlasses tatsächlich in der Republik aufgehalten hatte.³⁰ Obwohl im Erlass bestimmt wurde, dass sich im Ausland aufhaltende Personen das Recht auf die estnische Staatsbürgerschaft nicht verlören, wurde nicht geregelt, wie dieser

²⁸ KOPL JOKTON: Juutide ajaloost Eestis [Aus der Geschichte der Juden in Estland], Tartu 1922, S. 39.

²⁹ Riigikohtu Administratiivosakonnas 1920.–1927. a. lahendatud küsimusi [In der administrativen Abteilung des Staatsgerichts in den Jahren 1920–1927 gelöste Fragen], hrsg. von JÜRI VALGE, Tartu 1929, S. 85f.

³⁰ EUGEN MADDISON: Die estnische Staatsbürgerschaft, Tallinn 1929, S. 25.

Anspruch realisiert werden konnte. Während die Staatsbürgerschaftsfrage der aus Estland stammenden Personen, die sich in Sowjetrußland, in Lettland und in der Ukraine aufhielten, bald durch internationale Verträge, die diesen Personen die Möglichkeit gaben, für die estnische Staatsbürgerschaft zu optieren, gelöst wurde, blieb der Status von Personen estnischer Herkunft, die sich in anderen Staaten aufhielten, unbestimmt. Grundsätzlich wurden Untertanen des Zarenreiches, die nicht die Staatsbürgerschaft eines anderen Staates erworben hatten, als staatenlos angesehen. Für diese Kategorie war es im jeweiligen Gastland schwierig, ohne gültige Dokumente eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Obwohl das Innenministerium Ende 1920 einen Gesetzentwurf zur Bestimmung der Staatsbürgerschaft von im Ausland lebenden Personen estnischer Herkunft erarbeitete, nahm die Regierung ihn nicht an.³¹ Man musste den Entwurf fallen lassen, denn alle Personen als estnische Staatsbürger anzuerkennen, die in Estland in den Seelenverzeichnissen standen, hätte bedeutet, die estnische Staatsbürgerschaft außer an Esten auch an viele Ausländer zu verleihen, ohne die Möglichkeit zu haben, ihren Hintergrund und ihre frühere Tätigkeit zu prüfen. Auch wenn man im Innen- und im Außenministerium durchaus verstand, dass im Ausland weilende Personen, denen Estland die Staatsbürgerschaft verweigerte, gewissermaßen staatenlos blieben, betrachtete man die Sache pragmatisch: „In Wirklichkeit kommen sie doch irgendwie zurecht. Die unklare Situation mancher Personen in Sachen Staatsbürgerschaft ist doch nicht so wichtig, als dass die Republik Estland unerwünschte Personen als eigene Bürger anerkennen müsste.“³²

Obwohl sich im Ausland aufhaltende Personen nicht automatisch als estnische Staatsbürger anerkannt wurden, blieb ihnen die Möglichkeit, einen Antrag auf Erteilung der Staatsbürgerschaft zu stellen. Die Frage, ob der Bewerber sie im Ausnahmefall erhalten sollte, entschied das Innenministerium bei jeder Person einzeln unter Berücksichtigung des Standpunktes der estnischen diplomatischen Vertretung. Dabei wurde geklärt, ob die betreffende Person sich für den estnischen Staat nicht möglicherweise als schädlich erweisen würde.³³ Für den Staat war es zweifellos eine geeignete Lösung, die es ermöglichte, Anträge der aus staatlicher Sicht unerwünschten Emigranten einfach abzulehnen.

³¹ Vabariigi Valitsuse koosoleku protokoll [Sitzungsprotokoll der Regierung der Republik], 24.11.1920, in: ERA, 957-8-134, Bl. 228.

³² Seletuskiri välismaal viibivate isikute kodakondsusküsimuse kohta [Erklärungsschreiben zur Staatsbürgerschaftsfrage der sich im Ausland aufhaltenden Personen], o.D., in: ERA, 14-1-503, Bl. 285.

³³ Siseministeerium välisministrile [Innenministerium an den Außenminister], 17.8.1920, in: ERA, 14-1-503, Bl. 283.

Die Staatsbürgerschaftsfrage der deutschbaltischen Emigranten

Manche Deutschbalten, die nach der deutschen Besetzung aus Estland geflüchtet waren, wollten bald nach dem Ende des Freiheitskrieges wieder in ihre Heimat zurückkehren. Ungeachtet ihrer Einstellung zum unabhängigen estnischen Staat und dessen Regierung standen sie mit dem Land in einer besonderen emotionalen Verbindung – es war ja schließlich ihre historische Heimat.³⁴ Sicherlich motivierte die Rückkehrer auch der Wunsch, die durch die Bodenreform entstandenen Vermögensfragen zu lösen.

Da im Ausland weilende Personen aufgrund der Gesetzeslage nicht *ipso jure* als Staatsbürger anerkannt wurden, musste die Staatsbürgerschaftsfrage für jeden einzelnen Antragsteller im Innenministerium entschieden werden. Dabei wurde der Überprüfung des Hintergrunds des jeweiligen Antragsstellers im Ministerium besondere Aufmerksamkeit und wohl auch mehr Zeit als üblich gewidmet. Dies umso mehr, als die Anträge der Emigranten häufig mit unvollständigen Auskünften versehen waren, was die Beamten dazu zwang, neben den internen Nachfragen bei den Lokalbehörden mit Hilfe des Außenministeriums zusätzliche Informationen über die Bewerber zu sammeln. Heikel wurde der ganze Entscheidungsprozess jedoch durch die politische Opposition der Kreis- und Stadtverwaltungen sowie durch die im Volk herrschende feindliche Stimmung, die die Ministerialbeamten beim Bearbeiten der Anträge der Emigranten zu berücksichtigen hatten. Wie Innenminister Karl Einbund in einem Brief an den Staatsältesten Konstantin Päts vermerkte, verweigerten die für den Wohnort der Antragsteller zuständigen Behörden häufig ihre Zustimmung zu den Staatsbürgerschaftsanträgen von rückkehrwilligen Deutschbalten und begründeten dies damit, dass „ein Teil der politischen Emigranten“, die sich jetzt nach der Rückkehr sehnten, noch vor einem Jahr in den Reihen der Landeswehr den „Verteidigern der Republik“ in den Rücken gefallen seien.³⁵

Bei der Entscheidung über die deutschbaltischen Staatsbürgerschaftsanträge spielte die Meinung der Lokal- und Polizeibehörden (darunter der Sicherheitspolizei und des Chefs des für den Bewerber zuständigen Polizeireviers) eine äußerst wichtige Rolle. Die Bewertungen, die von diesen Organen an das Innenministerium weitergeleitet wurden, geben die allgemeine Einstellung gegenüber den Emigranten adäquat wider und lie-

³⁴ Der Schwede Carl Mothander, der als Freiwilliger am Freiheitskrieg teilnahm und später die deutschbaltische Baroness Benita von Wrangel heiratete, vermerkte in seinen Memoiren, dass in der in Estland lebenden deutschbaltischen Gemeinde der neue Staat nicht geliebt worden sei. Obwohl sie dem Staat gegenüber loyal waren, stand für die Deutschbalten die Heimat höher als der Staat. MOTHANDER, Parunid (wie Anm. 4), S. 61.

³⁵ Siseminister riigivanemale [Innenminister an den Staatsältesten], Oktober 1921, in: ERA, 14-1-482, Bl. 288.

fern zudem einen Überblick über die diversen Gründe, die zur Ablehnung von Anträgen führten.

Diese Entscheidungen in der Nationalitätenpolitik wurden, wie bereits angedeutet, durchaus von Emotionen beeinflusst. Die Beurteilungen der lokalen Behörden lassen erkennen, dass es nicht erwünscht war, etwa ehemalige Angehörige der Landeswehr nach Estland zu lassen. Schon der geringste Verdacht, dass ein Bewerber in den Reihen der Landeswehr gegen Estlands Selbständigkeit gekämpft haben könnte, hatte eine Ablehnung des Antrags zur Folge. Es genügte bereits, wenn man sich für die Organisation der Landeswehr eingesetzt oder sie auf andere Weise unterstützt hatte. Als unerwünscht wurden auch jene Deutschbalten betrachtet, die mit der deutschen Besatzungsmacht kooperiert oder z.B. an den Sitzungen des 1918 zusammengetretenen Landesrats teilgenommen hatten, von dem die Bitte an Kaiser Wilhelm II. ausgegangen war, ein Baltisches Herzogtum zu gründen. Die lokalen Behörden rieten auch davon ab, jenen die Staatsbürgerschaft zu erteilen, die die Besatzungsmacht öffentlich unterstützt und später mit den deutschen Truppen Estland verlassen hatten. Emigranten, die in den Berichten der Lokalbehörden als deutsch oder als gegen die Interessen des estnischen Staates gesinnt bezeichnet wurden, galten meist automatisch als illoyal. So wie in der estnischen Öffentlichkeit allgemein, tendierte man auch in den lokalen Verwaltungs- und Polizeibehörden dazu, Personen deutscher Nationalität, vor allem aber deutschbaltische Gutsbesitzer, eher als Gegner denn als Befürworter des estnischen Staates anzusehen, deren Bekenntnis, Estland dienlich sein zu wollen, häufig in Frage gestellt wurde. Dabei ist erwähnenswert, dass bei der Beantragung der Staatsbürgerschaft die Unterstützung der deutschen Besatzungsmacht und eine pro-deutsche Haltung nicht nur für Deutschbalten, sondern auch für Vertreter anderer Nationen – darunter auch Esten, die der Besatzungsmacht geholfen und mit den Besatzern Estland verlassen hatten – zum Hindernis wurde.³⁶ Zudem wurden die Staatsbürgerschaftsanträge auch von solchen sich im Ausland aufhaltenden Personen abgelehnt, über die im Einwohnerverzeichnis und im angeblichen Wohnort jegliche Daten fehlten oder die nur kurze Zeit in Estland gelebt hatten.

Wenn es jedoch aufgrund der Angaben, die von den Selbstverwaltungs- und Polizeibehörden zusammengetragen worden waren, keinen Anlass gab, einen Emigranten der Staatsfeindlichkeit zu verdächtigen, gab man im Ministerium grünes Licht für seinen Antrag. Umgekehrt wurde der geringste Verdacht der Illoyalität zum Hindernis, auch wenn die

³⁶ Siehe kirjavahetus linna- ja maakonna valitsuste jt. asutustega Eesti Vabariigi kodakondsust taotlevate välismaalaste kohta [Briefwechsel mit den Stadt- und Kreisverwaltungen und anderen Behörden bezüglich der die Staatsbürgerschaft der Republik Estland beantragenden Ausländer], in: ERA, 14-1-188, Bl. 60, 103, 111, 118, 143, 150, 152, 154, 159, 233, 236, 240ff., 246, 255, 260f., 272f., 282-285, 301ff., 305, 325, 329f., 361-366, 395, 409, 451ff., 460, 536, 538-542, 577, 582, 586, 653, 663, 675, 691ff., 761f., 765, 769f., 778, 782ff., 785f.

Ablehnung unerwünschter Emigranten dadurch erschwert wurde, dass die Deutschbalten, die nach Estland zurückkehren wollten, häufig aufgrund ihres Grundbesitzes eine sehr konkrete Verbindung zu Estland hatten. Zudem hatten sie einflussreiche Unterstützer in Berlin. Die Beziehungen zum Deutschen Reich, die von der estnischen Bodenreform überschattet waren, sollten aber durch eine radikale Nationalitätenpolitik nicht weiter beschädigt werden. Deshalb griff man in einigen Fällen auf die Möglichkeit zurück, die Anträge für längere Zeit in Bearbeitung zu lassen, ohne eine konkrete Entscheidung zu treffen, und lehnte sie nicht sofort ab.

Für die Emigranten wiederum wurde die Ablehnung ihres Antrages oder die Aufschiebung der Entscheidung zum unmittelbaren Hindernis für eine Rückkehr, da sie ohne estnische Staatsbürgerschaft auch keine Einreiseerlaubnis erhielten. Selbst wenn Deutschbalten, denen die Staatsbürgerschaft verweigert worden war, das Recht hatten, als Ausländer darum zu ersuchen, in der Hoffnung nach Estland zurückzukehren, um vor Ort einen neuen Antrag zu stellen, wurde auch bei der Ausstellung der Einreise- und Aufenthaltserlaubnis darauf geachtet, ob der Bewerber nicht doch staatsfeindlich gesinnt sein könnte. Zugleich war eine befristete Aufenthaltserlaubnis für jemanden, der nach Estland auf Dauer zurückkehren wollte und der sich aufgrund seiner estnischen Herkunft für einen vollberechtigten Staatsbürger Estlands hielt, nur eine halbe Lösung.

Die Hindernisse, die den Deutschbalten bei der Rückkehr nach Estland in den Weg gelegt wurden, blieben nicht unbeachtet und finden sich in den Gesprächsvermerken deutscher und estnischer Auslandsvertreter.³⁷ Auch erreichten Beschwerden über die Verzögerungstaktik bei der Entscheidung über die Einbürgerungsanträge den deutschen Volkssekretär³⁸ in Estland, der sich im August 1921 in dieser Sache an den Staatsältesten Konstantin Päts wandte. In seinem Schreiben äußerte Volkssekretär Johannes Beermann seine Empörung darüber, dass die Emigranten so lange auf die Einreiseerlaubnisse warten mussten und dabei als Ausländer behandelt wurden. Er bat darum, die Rückkehr der Emigranten und ihre Anerkennung als Bürger Estlands zu vereinfachen.³⁹ Obwohl Päts Innenminister Karl Einbund anwies, Maßnahmen zur Verbesserung der Lage zu ergreifen,⁴⁰ sah sich letzterer außerstande, der Regierung „die Ermögli-

³⁷ Siehe Eesti suursaadik Helsingis Oskar Kallas välisministeeriumile [Der estnische Botschafter in Helsinki Oskar Kallas an das Außenministerium], 12.1.1920, in: ERA, 957-11-201, Bl. 7.

³⁸ Der deutsche Volkssekretär leitete die 1919 beim Bildungsministerium eingerichtete deutsche Kulturabteilung, zu deren Aufgaben die Erledigung von Fragen gehörte, die die deutsche Volksgruppe betrafen. Die deutsche Kulturabteilung arbeitete bis zur Verabschiedung des Gesetzes über die Kulturselbstverwaltung der nationalen Minderheiten im Jahr 1925.

³⁹ Saksa rahvussekretär riigivanemale [Der deutsche Volkssekretär an den Staatsältesten], 25.8.1921, in: ERA, 14-1-482, Bl. 285ff.

⁴⁰ Riigisekretär siseministrile [Staatssekretär an den Innenminister], 19.9.1921, in: ERA, 14-1-197, Bl. 116.

chung der massenhaften Rückkehr der Emigranten“ vorzuschlagen. Auch diesmal verbarg sich dahinter die unter den Esten herrschende Stimmung gegenüber den 1918 geflohenen politischen Emigranten, die damals nicht mehr Grund gehabt hätten, „den Angriff der Bolschewiki zu fürchten, als jene, die sich mutig dem schrecklichen Feind widersetzen und bereit waren, ihr Leben zu opfern“.⁴¹

Diese feindselige Einstellung zeigte sich auch bei den Staatsbürgerschaftsangelegenheiten von Personen deutscher Herkunft, die sich während des Freiheitskrieges in Estland aufgehalten hatten. Vom Entschluss des Innenministeriums hing in diesem Kontext vor allem die Staatsbürgerschaft jener Deutschen ab, die den drei in § 1 des Erlasses des *Maanõukogu* genannten Bedingungen nicht entsprachen. Auch die lokalen Selbstverwaltungen verweigerten den Anträgen dieser Personen ihre Unterstützung selbst dann, wenn sich der Bewerber nicht öffentlich als Gegner des estnischen Staates bezeichnet, aber doch durch sein Handeln demonstriert habe, dass er die Republik Estland „für eine vorübergehende Erscheinung“ und „für nichts“ hielt.⁴² Ebenso wurde die Verleihung der Staatsbürgerschaft an Deutsche verweigert, die man als aus politischen Gründen nach Estland umgesiedelte Kolonisten betrachten konnte.⁴³

Es war bei der Abwicklung der Staatsbürgerschaftsfrage für Deutsche zuweilen hilfreich, einen machtvollen Unterstützer zu finden. Zum Beispiel konnten die früher abgelehnten oder im Innenministerium ins Stocken geratenen Anträge durch die Einmischung des deutschen Volkssekretärs beschleunigt werden, indem dieser den Bewerbern über den Staatsältesten die Staatsbürgerschaft verschaffte.⁴⁴ Vielen Personen, die zuvor als deutsch gesinnt galten, gelang es tatsächlich beim zweiten oder dritten Versuch, die Staatsbürgerschaft zu erhalten, wenn die lokalen Behörden in der Zwischenzeit nichts „Verdächtiges oder Schlechtes“ zu berichten hatten.⁴⁵

⁴¹ Siseminister riigivanemale [Innenminister an den Staatsältesten], Oktober 1921, in: ERA, 14-1-482, Bl. 288f.

⁴² Võisiku vallavalitsuselt Viljandi maakonnaavalitsusele [Von der Gemeindeverwaltung Võisiku an die Kreisverwaltung Viljandi], 18.10.1919, in: ERA, 14-1-205, Bl. 71; siehe auch Sõmerpalu vallalt Võru maakonnaavalitsuse administratiivosakonnale [Von der Gemeinde Sõmerpalu an die administrative Abteilung der Kreisverwaltung Võru], 23.12.1920, in: ERA, 14-1-528, Bl. 214.

⁴³ Siehe z.B. Viljandi maakonnaavalitsus siseministeeriumi passiosakonnale [Kreisverwaltung Viljandi an die Pass-Stelle des Innenministeriums], 25.6.1920, in: ERA, 14-1-533, Bl. 4f.

⁴⁴ Siehe Riigisekretär siseministrile [Staatssekretär an den Innenminister], 23.5.1921, in: ERA, 14-1-197, Bl. 16.

⁴⁵ Siehe die namentlichen Staatsbürgerschaftsakten, in: ERA, 14-12-748; 14-14-2256; 14-15-391; 14-15-4223; 14-15-4734f.

Die Rückkehr der Deutschbalten aus Sowjetrussland und Lettland

Wie für die Esten, die vor der estnischen Unabhängigkeit in Russland gelebt und gearbeitet hatten, eröffnete sich auch den dortigen Deutschbalten estnischer Herkunft mit dem Abschluss des Friedensvertrages von Tartu im Februar 1920 die Möglichkeit, für die Rückkehr in die Heimat zu optieren. Gemäß dem Friedensvertrag hatten alle mindestens 18-jährigen Personen estnischer Herkunft⁴⁶, zu denen man im Sinne des Friedensvertrages alle jene zählte, die selbst oder deren Eltern in auf estnischem Gebiet geführte Gemeinde- oder Behördenverzeichnisse eingetragen waren, das Recht auf Option für die estnische Staatsbürgerschaft. Dabei behielt sich der estnische Staat das Recht vor, letztere zu verweigern. Diese Personen mussten eine staatliche Kontrolle durchlaufen und erhielten die Staatsbürgerschaft nicht automatisch.⁴⁷

Die Organisation des Verfahrens in Sowjetrussland übernahm im Mai 1920 die Optionskontrollkommission der Republik Estland, die vom ehemaligen Bildungsminister und Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung Johannes Kartau geleitet wurde. Im selben Monat wurde eine Filiale der Kommission in Petrograd eröffnet, der sich im Spätherbst eine sibirische mit Sitz in Omsk anschloss. Obwohl diese Optionskommission und ihre Abteilungen dem Außenministerium unterstellt waren, mussten sie bei der Entscheidung über die Staatsbürgerschaftsfragen eng mit dem Innenministerium zusammenarbeiten. Den aus Tallinn vorgegebenen Leitlinien zufolge durften die Beamten der Kommission aus eigener Initiative nur bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und solchen Personen, für die sie persönlich einstanden, die Staatsbürgerschaft verleihen.

⁴⁶ „Estnische Herkunft“ ist zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Fällen unterschiedlich verstanden worden. In der Bedeutung des mit Sowjetrussland geschlossenen Friedensvertrages von Tartu wurde „estnische Herkunft“ in erster Linie mit der territorialen Zugehörigkeit verknüpft. Laut dem Staatsbürgerschaftsgesetz von 1922 wurden zu Personen estnischer Herkunft aber auch jene gezählt, „deren Eltern oder Väter Esten waren“ (im Falle unehelicher Kinder jene, deren Mütter Estinnen waren). Nun wurde „estnische Herkunft“ mit der nationalen/ethnischen Zugehörigkeit verknüpft. Juhtnöörid kodakondsuse seaduse kohta [Leitfaden zum Staatsbürgerschaftsgesetz], in: Riigi Teataja 1922, Nr. 148/149, S. 727f.

⁴⁷ Den Antrag auf die Verleihung der estnischen Staatsbürgerschaft musste man sowohl bei den estnischen als auch bei den sowjetrussischen Behörden innerhalb des Jahres, das der Ratifizierung des Friedensvertrages folgte, d.h. bis zum 15. Februar 1921, vorlegen – die Frist wurde später bis zum 1. Januar 1922 verlängert. Während die estnischen Behörden aufgrund des Antrags über die Verleihung der Staatsbürgerschaft entschieden, behielten sich die sowjetrussischen Behörden die Entscheidung vor, ob eine Person, die die estnische Staatsbürgerschaft erhielt, aus der sowjetischen Staatsbürgerschaft entlassen wurde. Vgl. den Friedensvertrag von Tartu, in: Riigi Teataja 1920, Nr. 24/25, S. 188; Juhatuskiri Eesti kodakondsusesse astumise kohta [Anweisung über die Annahme der estnischen Staatsbürgerschaft], in: ERA, 36-1-1, Bl. 68; Kodakondsusesse astumise asjus [In Sachen der Annahme der Staatsbürgerschaft], in: Päevaleht, 13.4.1920.

In allen anderen Fällen behielt sich das Innenministerium die Entscheidung vor. Einmal mehr wandte es sich dabei an die lokalen Behörden, um Informationen zu erhalten, auf deren Grundlage es über die Rückkehr des Bewerbers befand.

Tatsächlich jedoch entschied die Optionskommission in Sowjetrußland bei Staatsbürgerschaftsangelegenheiten ziemlich selbstständig. Zwar duldete das Ministerium, dass die Kommission die Staatsbürgerschaft an Personen verlieh, die nach den ihr vorliegenden Informationen die im Friedensvertrag gestellten Bedingungen erfüllten und dem estnischen Staat nicht schädlich waren. Anträge aus Estland stammender Nicht-Esten jedoch waren ausnahmslos zur Entscheidung ans Ministerium weiterzuleiten.⁴⁸ Um die Kontrolle über die Optanten zu verstärken, sollten auf Bitten des Innenministers auch diejenigen, die kein Estnisch konnten oder keinen estnischen Namen trugen, als Nicht-Esten behandelt werden.⁴⁹ Wahrscheinlich hatte diese Bedingung damit zu tun, dass die Nationalität der Bewerber schwer zu überprüfen war – wenn die Person den Optionsantrag der Kommission nicht persönlich überreichte, musste man sich auf die schriftlich geleisteten Angaben stützen. In der Optionskommission sah man diese Vorschriften kritisch, und der Vorsitzende der Kommission wies die Regierung darauf hin, dass der überwiegende Teil der Esten deutsche Namen trug. Kartau schrieb, es sei „schwierig zu entscheiden, ob ein gewisser ‚Johanson‘ oder ‚Palmenstrauch‘ ein Este oder ein Deutschbalte ist“. Er gab zugleich zu verstehen, dass auch das Kriterium der Sprachkenntnisse als Bestimmungsmerkmal für die Nationalität einer Person nur zu Missverständnissen führe.⁵⁰

Die Optionskommission ignorierte die Vorschriften und den Wunsch des Innenministers, die Staatsbürgerschaftsanträge von Nicht-Esten in Estland zu bearbeiten. Sie entwickelte für diese Fälle eine unabhängige Politik, die unter anderem damit begründet wurde, oft sehr schnell Entscheidungen treffen zu müssen, da die Sowjetbehörden die Optierungswilligen schikanierten und verfolgten. Was die Personen deutscher Nationalität anbelangt, versicherte Kartau dem Außenminister im September 1920, dass „Chauvinisten und aktivere Personen der früheren deutschen Besatzung“ nach Auffassung der Kommission unannehmbar seien. Viele, die bisher „die größte Verachtung und Geringschätzung gegenüber dem estnischen Volk und Staat gezeigt“ hätten, forderten nun, „als Erste nach

⁴⁸ Siseministeeriumi teadaanne kodakondsuse opteerimise asjus [Mitteilung des Innenministeriums in Sachen der Staatsbürgerschaftsoption], in: ERA, 14-1-522, Bl. 21; Siseministeeriumi teadaanne kodakondsuse opteerimise asjus [Mitteilung des Innenministeriums in Sachen Staatsbürgerschaftsoption], in: Tallinna Teataja, 13.8.1920.

⁴⁹ Siseministeeriumilt välisministeeriumile [Vom Innenministerium an das Außenministerium], 12.10.1920, in: ERA, 28-1-1, Bl. 29.

⁵⁰ Johannes Kartau välisministeeriumile [Johannes Kartau an das Außenministerium], 3.11.1920, in: ERA, 36-1-15, Bl. 20.

Estland zu gelangen“. Kartau versprach, Anträge solcher Personen definitiv abzulehnen. Dabei hielt er auch die „versteinerten Halbdeutschen“ für unannehmbar, die seiner Ansicht nach viel schlechtere Bürger „für unseren estnischen Staat als die loyalen echten Deutschen“ seien.⁵¹

Offensichtlich waren die Proteste aus dem Innenministerium, die Kartaus Briefe auslösten, nicht dadurch bedingt, dass man in Tallinn mit den von der Kommission vorgebrachten Grundsätzen nicht einverstanden gewesen wäre. Vielmehr wollte man im Innenministerium mit Hilfe der lokalen Behörden möglichst viel an Information über frühere (politische) Aktivitäten von Nicht-Esten, die nach Estland zurückkehren wollten, und über die von ihnen zu erwartende Verbundenheit mit Estland sammeln. Somit unterschied sich die vom Innenministerium praktizierte Regelung bei der Option aus Estland stammender Personen deutscher Nationalität nicht von der allgemeinen Regelung der Staatsbürgerschaftsanträge der Emigranten: Auch die Anträge auf Option wurden einer intensiven Kontrolle unterzogen. Dennoch gab es im letzteren Fall eine zusätzliche Variable – die eigenständige Tätigkeit der Optionskommissionen bei den Anträgen auf Staatsbürgerschaft aus Sowjetrußland. Insgesamt hatten im Rahmen des Optionsverfahrens gut 500 Personen deutscher Nationalität das Glück, als Optanten oder Kriegsflüchtlinge nach Estland zu gelangen – ihr Anteil unter allen Zurückgekehrten aus Rußland machte jedoch nur etwa 1,5 % aus.⁵²

Im Gegensatz dazu war es für aus Estland stammende Nicht-Esten, die sich in Lettland aufhielten, nicht möglich für die estnische Staatsbürgerschaft zu optieren. Im Sinne des zwischen Estland und Lettland abgeschlossenen Grenzabkommens galten als Personen „estnischer Herkunft“, die für die estnische Staatsbürgerschaft optieren konnten, nur „Personen estnischer und lettischer Nationalität, nicht aber Russen, Deutsche, Juden usw., auch wenn sie aus Lettland oder Estland stammten“.⁵³ Dieses Prinzip wurde auch im Falle jener Personen angewendet, die sich in Estland aufhielten und die lettische Staatsbürgerschaft annehmen wollten: Nur den sich in Estland aufhaltenden Letten (und Esten), nicht aber aus Lettland stammenden Angehörigen einer anderen Nationalität wurde das Recht, für die lettische Staatsbürgerschaft zu optieren, erteilt.⁵⁴ Damit wurden die Nicht-Esten estnischer Herkunft, die sich auf lettischem Territorium aufhielten, im Prinzip in dieselbe Situation versetzt wie die Emigranten,

⁵¹ Johannes Kartau välisministrile [Johannes Kartau an den Außenminister], 23.9.1920, in: ERA, 957-11-319, Bl. 68.

⁵² ANATOL TOOMS: Opteerimisliikumine ja Eestisse jõudnud optandid [Die Optationsbewegung und die nach Estland gelangten Optanten], in: Eesti Statistika 1922, Nr. 5, S. 5-19, hier S. 13.

⁵³ Siseministeriumilt Eesti esitajale Latvijas [Vom Innenministerium an den estnischen Vertreter in Lettland], 17.2.1921, in: ERA, 14-1-482, Bl. 7.

⁵⁴ Siseministeriumi ringkiri kõigile maakonnavalitsustele ja politseiülematele [Rundschreiben des Innenministeriums an alle Kreisverwaltungen und Polizeichefs], 6.5.1921, in: ERA, 14-1-482, Bl. 48.

die sich in anderen Staaten aufhielten – sie mussten einen entsprechenden Antrag beim Innenministerium stellen. Diesem Standpunkt des Innenministeriums ist vorgehalten worden, im Widerspruch zum Grundsatz des Grundgesetzes zu stehen, dass alle Bürger Estlands vor dem Gesetz gleich seien. Mit einer solchen Klage kam man aber nicht weit. Das Staatsgericht befand, dass man eine Bestimmung, die sich auf Staatsbürger bezieht, nicht auf solche Personen ausweiten könne, die noch keine Bürger sind.⁵⁵

Der Fall des Adolf Pilar von Pilchau

Unter den Emigranten, die in den 1920er Jahren nach Estland zurückkehren wollten, befanden sich auch recht skandalträchtige Personen. Es lohnt sich, die Versuche eines von ihnen, eine Aufenthaltsgenehmigung und die Staatsbürgerschaft zu erlangen, etwas näher zu betrachten.

Während der letzte Ritterschaftshauptmann Eduard von Dellingshausen Ende 1918, als er Estland verließ, verstanden haben will, dass seine Verbindung zur geliebten Heimat endgültig zerrissen war,⁵⁶ wollte der vorletzte livländische Landmarschall Adolf Pilar von Pilchau in den 1920er Jahren in die Heimat zurückkehren. Die Tätigkeit des Barons während der deutschen Besatzungszeit erweckte bei den estnischen Sicherheitsbehörden zweifellos einen eindeutigen Eindruck. Im Sommer 1918 hatte man ihn, nachdem er im April 1918 sein Amt als Landmarschall niedergelegt und sich für den Anschluss Estlands und Livlands an das Deutsche Reich ausgesprochen hatte, zum Vorsitzenden des Landesrates und am Ende des Jahres zum Vorsitzenden des Regentschaftsrates des Baltischen Herzogtums gewählt. Zudem lastete auf dem Baron der Verdacht, zur „Organisation der Landeswehr“ beigetragen zu haben.⁵⁷

Die Erlaubnis nach Estland reisen zu dürfen bekam Pilar im Mai 1923 auf Bitten seines Sohnes, der in den Reihen des Baltenregiments gekämpft hatte und estnischer Staatsbürger war. Dabei wurde ihm ein Aufenthalt von zwei Monaten gestattet, die für die „Erledigung häuslicher Angelegenheiten im Kreis Pärnumaa“ bestimmt waren. Nachdem der Baron zunächst nach Tallinn gelangt war, bat er bald aufgrund seiner schlechten Gesundheit um eine Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung und

⁵⁵ Riigikohtu otsus Läti konventsiooni põhjal kodakondsuse vastuvõetavate isikute rahvuslise küsimuse kohta [Urteil des Staatsgerichts über die Nationalitätsfrage von Personen, die die Staatsbürgerschaft aufgrund der lettischen Konvention verliehen bekommen], in: Eesti Politseileht, 28.2.1923, Nr. 8/9, S. 120.

⁵⁶ DELLINGSHAUSEN, Kodumaa teenistuses (wie Anm. 6), S. 210.

⁵⁷ Kaitsepolitsei peavalitsuse ülem siseministeeriumi administratiivasjade peavalitsuse juhatajale [Der Chef der Hauptverwaltung der Sicherheitspolizei an den Chef der Hauptverwaltung der administrativen Angelegenheiten des Innenministeriums], 8.8.1923, in: ERA, 14-1-923 (unpaginiert).

reichte im Juni 1923 die Bitte um einen estnischen Personalausweis ein.⁵⁸ Diese Bitte lehnte das Innenministerium im August ab⁵⁹ und forderte den früheren Landmarschall Anfang Oktober auf, Estland binnen dreier Tage zu verlassen; im Unterlassungsfalle erwartete ihn die Unterbringung im Tallinner Polizeigewahrsam. Pilar zog gegen die Abschiebungsanordnung des Innenministers vor Gericht. In seiner Klage stützte er sich darauf, die Rechte eines estnischen Staatsbürgers *ipso jure* zu besitzen, und dass der Staat seine eigenen Bürger nicht abschieben könne. Tatsächlich hatte sich Pilar am 4. Dezember 1918, am Tag des Inkrafttretens des Erlasses des *Maanõukogu*, in Estland aufgehalten und erfüllte auch die erwähnten anderen beiden Bedingungen des § 1. Auch das Staatsgericht bestätigte, dass Pilar die Rechte eines estnischen Staatsbürgers *ipso jure* innehatte, doch sei er ihrer verlustig gegangen, da er sich nicht zu einem Staatsbürger der estnischen Republik erklärt habe, denn Pilar hatte seit seiner Abreise aus Estland am 15. Dezember 1918 im Ausland als Untertan des früheren russischen Staates gelebt. Anstatt sich an die estnische Vertretung zu wenden, um einen Personalausweis zu erhalten, hatte er beim russischen Generalkonsul in Stockholm und später in Deutschland seinen Pass aus der Zarenzeit verlängern lassen. Das Gericht beschied, da es die frühere russische Republik und ihre Regierung nicht mehr gebe, sei der „Kläger nun eine Person, die in der Untertänigkeit keines existierenden Staates steht“.⁶⁰

Da der Erlass des *Maanõukogu* mit dem neuen Staatsbürgerschaftsgesetz, das im Oktober 1922 verabschiedet worden war, seine Gültigkeit verloren hatte, wog das Urteil auch ab, ob die Paragraphen des neuen Gesetzes den früheren Landmarschall zu einem estnischen Staatsbürger qualifizierten. Auch § 1 des neuen Gesetzes legte drei Anforderungen fest, denen potentielle estnische Staatsbürger zu entsprechen hatten. Während weiterhin die Eintragung in ein in Estland geführtes Einwohnerverzeichnis verlangt wurde (die verwirrende „Herkunfts“-Klausel war abgeschafft worden), wurde in den anderen beiden Punkten festgelegt, dass die betreffende Person als Untertan des ehemaligen russischen Staates keine Staatsbürgerschaft eines anderen Staates angenommen hatte und zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des Gesetzes innerhalb der Grenzen der estnischen Republik seinen ständigen Wohnsitz hatte.⁶¹ Dem Gesetz zufolge war unter dem ständigen Wohnsitz die „Stadt, Ortschaft oder Gemeinde“ zu verstehen,

⁵⁸ Adolf Pilar von Pilchau palve siseministrile [Bitte Adolf Pilars von Pilchau an den Innenminister], 20.7.1923, in: ERA, 14-15-718, Bl. 1.

⁵⁹ Siseministeerium Adolf Pilar von Pilchaule [Innenministerium an Adolf Pilar von Pilchau], 22.8.1923, in: ERA, 14-15-718, Bl. 6; Siseministri seletus Viljandi-Pärnu rahukogule [Erklärung des Innenministers an das Friedensgericht von Viljandi-Pärnu], o.D., in: ERA, 14-1-923 (unpaginiert).

⁶⁰ Riigikohtu Administratiivosakonnas 1920.-1927. a. lahendatud küsimusi (wie Anm. 29), S. 120f.; vgl. STEPHAN VON CSEKEY: Das Staatsangehörigkeitsrecht in Estland, in: Zeitschrift für Ostrecht 4 (1930), S. 225-282, hier S. 245.

⁶¹ Kodakondsuse seadus [Staatsbürgerschaftsgesetz], in: Riigi Teataja 1922, Nr. 136, S. 661.

in der eine Person „wegen ihres Dienstes, ihrer Arbeit, ihres Unternehmens“ ständig wohnt, wo sie über „unbewegliches Gut“ oder „häusliche Einrichtung“ verfügt.⁶²

Adolf Pilar von Pilchau besaß tatsächlich Häuser in Pärnu, aber das Staatsgericht verweigerte in seinem Urteil die Anerkennung von Immobilienbesitz als Nachweis des ständigen Wohnsitzes in Staatsbürgerschaftsangelegenheiten.⁶³ Dabei ist anzumerken, dass im Briefwechsel mit den estnischen Diplomaten im Ausland der Begriff des ständigen Wohnsitzes doch recht flexibel gehandhabt wurde: Diese Frage wurde in jedem einzelnen Fall gesondert unter Berücksichtigung der Umstände, die zur Abwesenheit der betreffenden Person geführt hatten, und unter Hinzuziehung der über sie gesammelten Informationen gelöst.⁶⁴

Mit dem Urteil des Staatsgerichts wurde die Klage des früheren Landmarschalls auf Aufhebung seines Ausweisungsbescheids abgewiesen. Nach dem neuen Staatsbürgerschaftsgesetz hätte Pilar die Möglichkeit gehabt, die Staatsbürgerschaft auch auf dem Weg der Naturalisation zu beantragen, aber auch in diesem Falle wäre sein Antrag auf den Tisch des Innenministers gelangt. Dessen Urteil war tatsächlich wohl schon im Voraus klar, und gegen die Ablehnung der Verleihung der Staatsbürgerschaft auf dem Wege der Naturalisation konnte man nach der neuen Gesetzeslage nicht in Berufung gehen. Aber Pilar gab noch nicht auf und stellte Ende 1923 einen neuen Antrag auf Erteilung der estnischen Staatsbürgerschaft, mit dem er sich diesmal an den Bürgermeister von Pärnu wandte.⁶⁵ Obwohl auch dieser Versuch erfolglos blieb, gelang es dem alten prozessierenden Baron bis zu seinem Tod im Sommer 1925 in Estland zu bleiben. Somit fand er seine letzte Ruhestätte in der Heimat Erde.

⁶² Juhtnöörid (wie Anm. 46), S. 727.

⁶³ Riigikohtu Administratiivosakonnas 1920.–1927. a. lahendatud küsimusi (wie Anm. 29), S. 121; СЗЕКЕУ, Das Staatsangehörigkeitsrecht (wie Anm. 60), S. 245.

⁶⁴ Siseministeeriumilt Eesti konsulile New Yorgis [Vom Innenministerium an den estnischen Konsul in New York], 23.5.1924, in: ERA, 14-1-1023, Bl. 59f.; Siseministeerium Eesti saatkonnale Londonis [Innenministerium an die estnische Botschaft in London], 25.1.1925, in: ERA, 14-1-1023, Bl. 3.

⁶⁵ Pärnu linnapea otsus [Beschluss des Bürgermeisters von Pärnu], 31.12.1923; Adolf Pilar von Pilchau kaebus Viljandi-Pärnu rahukogule [Klage Adolf Pilars von Pilchau beim Friedensgericht von Viljandi-Pärnu], 25.1.1924; Siseministri seletus Viljandi-Pärnu rahukogule [Erklärung des Innenministers an das Friedensgericht von Viljandi-Pärnu], o.D.; Viljandi-Pärnu rahukogu otsus [Urteil des Friedensgerichts von Viljandi-Pärnu], 6.3.1924; Adolf Pilar von Pilchau kaebus riigikohtule [Klage Adolf Pilars von Pilchau beim Staatsgericht], 4.4.1924; Siseministri seletus riigikohtule [Erklärung des Innenministers an das Staatsgericht], o.D., in: ERA, 14-1-923 (unpaginiert).

Zusammenfassung

Die meisten Deutschbalten, die sich Ende 1918 in Estland aufhielten, erhielten die Staatsbürgerschaft der Republik Estland automatisch. Ganz anders war die Situation aber für all jene aus Estland stammenden Deutschbalten, die sich zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des Staatsbürgerschaftsgesetzes sich nicht in Estland aufhielten. Obwohl den Emigranten nach dem Gesetz das Recht auf die estnische Staatsbürgerschaft erhalten blieb, wurde nicht gesetzlich festgelegt, wie von diesem Recht Gebrauch zu machen war. In der Praxis wurde im Innenministerium über die Staatsbürgerschaftsanträge der Abwesenden entschieden, wobei jeder Antrag einzeln abgewogen wurde, was die Möglichkeit eröffnete, den Hintergrund des Bewerbers zu überprüfen und gegebenenfalls seine Rückkehr ins Land zu verhindern. Dabei hing die Frage, ob man den Emigranten die estnische Staatsbürgerschaft verlieh oder verweigerte, direkt von den Empfehlungen ab, die von den lokalen Selbstverwaltungen und Polizeibehörden ans Innenministerium geschickt wurden. Neben Sicherheitsbedenken gab in diesem Entscheidungsprozess auch die in der estnischen Gesellschaft verbreitete deutschbaltenfeindliche Stimmung den Ton an. Neben den alten Widersprüchen wurde die negative Einstellung der Esten gegenüber den Deutschbalten durch deren Tätigkeit in den Jahren der deutschen Besatzung und durch den Landeswehrkrieg, der in der estnischen Öffentlichkeit unverhüllt als „Heiliger Krieg gegen den historischen Erzfeind“ behandelt wurde, geschürt.

Die Tätigkeit der estnischen Behörden bei der Entscheidung über die Staatsbürgerschaftsangelegenheiten deutschbaltischer Emigranten kann man in gewissem Sinne als Fortsetzung dieses gegen die „baltischen Barone“ geführten Kriegs behandeln. Für die Behörden, die die Staatsbürgerschaftsanträge bearbeiteten, war es ein eindeutiger Grund einem Emigranten den estnischen Pass und damit auch die Erlaubnis zur Rückkehr nach Estland zu verweigern, wenn er mit den deutschen Besatzungsbehörden oder mit der Baltischen Landeswehr in Verbindung gebracht werden konnte. Auch der geringste Verdacht auf Illoyalität eines die Staatsbürgerschaft beantragenden Emigranten entweder aufgrund seiner früheren Tätigkeit oder aufgrund der von ihm zum Ausdruck gebrachten Haltung bedeutete eine sichere Ablehnung. Die dem Innenministerium gegebene Machtposition in Staatsbürgerschaftsangelegenheiten bot die Möglichkeit, am „Erzfeind“ Vergeltung zu üben. Den Emigranten, denen die estnische Staatsbürgerschaft verweigert wurde, nahm man die Möglichkeit, als vollberechtigte Einwohner in ihre historische Heimat zurückzukehren. Die Frage, wie vielen Deutschbalten, denen Anfang der 1920er Jahre die estnische Staatsbürgerschaft verweigert wurde, es später gelang, nach Estland zurückzukehren muss im Augenblick noch unbeantwortet bleiben.

SUMMARY

*Revenge against the historical enemy?
Citizenship policy towards the Baltic Germans
in the newly established Republic of Estonia*

This article studies the Estonian citizenship policy towards the Baltic Germans after the proclamation of Estonia's independence in 1918. It focuses particularly on the question of the citizenship of those Baltic Germans who were beyond the state's borders at the end of 1918, when the first law on Estonian citizenship was enforced. The aim of the article is to illustrate how the activities of the Baltic Germans at the time of the German occupation in 1918, and in particular, during the Estonian War of Independence, influenced decisions made by the Estonian state authorities on the citizenship of the Baltic German emigrants in early 1920s.

Until the collapse of the Russian empire, the elite of Estonia and Livonia provinces consisted mostly of Baltic Germans who constituted around 3% of the total population of Estonia. The breakdown of the Czarist empire in 1917 left Estonians and Baltic Germans with very different and often conflicting views on the future of their common homeland. The activities of the Baltic German *Ritterschaften*, seeking the incorporation of the Baltic provinces into the German state in 1918, deepened the negative attitude towards them in Estonian society. Estonians were indignant at the German occupation authorities for their reluctance to recognise the already proclaimed independence of Estonia. The negative emotions towards the Baltic Germans grew especially strong as the result of an armed conflict between the Estonian Army and the *Baltische Landeswehr* in June 1919. This *Landeswehr* War was openly regarded as "a holy war against the historical enemy" in the Estonian press, indicating the old grudge towards the former elite, and in particular, the image of "the 700-years of slavery" under the rule of Baltic German barons deriving from the period of the Estonian national awakening.

After the conclusion of the Peace Treaty of Tartu between Estonia and Soviet Russia in 1920, many of the Baltic German emigrants who had left Estonia prior to the War of Independence, including many of those who had fled with the German occupation forces, wanted to return. However, the absentees were not automatically granted Estonian citizenship by law. The decision on their citizenship was made on a case-by-case basis by the Ministry of Internal Affairs. In this decision-making process, inquiries were made to the police authorities and the local municipality from which the applicant claimed to have originated. The Ministry wanted to make sure that the applicants did not have an anti-state attitude, that they were loyal to the Estonian state and that their return was favoured by the local

authorities providing the state institutions with an opportunity to hinder the return of those emigrants whose return was unwanted.

First of all, citizenship was denied to those emigrants who were considered to be disloyal to the Estonian state. Among those were emigrants who were known to Estonian authorities for having fought among or having supported the formation of the *Landeswehr*. Likewise, applications of those emigrants who had collaborated with the German occupation authorities were very carefully considered and often rejected by the Estonian authorities. It was noted in letters sent to the ministry from local municipalities that the return of emigrants, who had fled Estonia at the beginning of the War of Independence instead of protecting their homeland against Soviet Russian aggression or, who had even “attacked the Estonian forces from the back” in the lines of the *Landeswehr*, were not welcomed back. As the emigrants to whom the citizenship was denied were also deprived of the chance to return and live in their former homeland as full-fledged members of the state, the citizenship policy could be considered as an opportunity to take revenge against the “historical enemy”. It should be noted, however, that some of the emigrants whose application for citizenship was rejected in the early 1920s still had a chance to return to Estonia later.

Die Lehrkräfte der Historischen Fakultät der Lettischen Staatsuniversität und das kommunistische Regime 1944–1953

VON JĀNIS KERUSS

Die Sowjetisierung in der Lettischen SSR setzte noch im Herbst 1944 ein, gleich nachdem die Rote Armee das Land wieder eingenommen hatte. Zum zweiten Mal binnen eines Jahrzehnts berührte dieser Prozess beinahe alle Lebensbereiche, darunter auch die Universitäten. Zwei der sieben Sowjetisierungsmerkmale, die Erwin Oberländer herausgearbeitet hat¹, können direkt auf die Abläufe an der Historischen Fakultät (ab 1954 Historisch-Philologische Fakultät) der Lettischen Staatsuniversität (*Latvijas Valsts universitāte*, LVU) bezogen werden: die Gleichschaltung des Bildungswesens und der Kultur sowie die massenhafte Zuwanderung sowjetischer Funktionäre, welche die nationale Elite ablösen sollten. Gerhard Simon zufolge hat die Formierung der nationalen sowjetischen Eliten in den Unionsrepubliken erst nach dem Tod Iosif Stalins begonnen. Diese Gesellschaftsgruppe habe dann aber immer mehr an Bedeutung gewonnen, auch in den baltischen Sowjetrepubliken besetzten spätestens in den 1970er Jahren einheimische Kader die führenden Positionen in der Verwaltung und der Kommunistischen Partei Lettlands (*Latvijas komunistiskā partija*; von 1940 bis 1952 hieß sie jedoch offiziell *Latvijas komunistiskā [boļševiku] partija*, LK[b]P).²

¹ ERWIN OBERLÄNDER: *Sovetizācijas instrumenti 1939./40. gadā un pēc 1944./45. gada* [Instrumente der Sowjetisierung 1939/40 und nach 1944/45], in: *Padomju okupācijas režīms Baltijā 1944.–1959. gads: politika un tās sekas / The Soviet Occupation Regime in the Baltic States 1944–1959: Policies and their Consequences*, hrsg. von IVETA ŠKIŅĶE, Riga 2003 (Latvijas vēsturnieku komisijas raksti, 9), S. 50–58, hier S. 58, führt folgende Merkmale der Sowjetisierung an: die Besetzung des Landes durch die Sowjetarmee; die Umgestaltung des politischen Systems; die Installation der Kommunistischen Partei als einziger politischer Kraft; massenhafte Zuwanderung von sowjetischen Funktionären zur Ablösung der nationalen Elite; die Nationalisierung von Industriebetrieben, Handelsunternehmen und Banken; die Agrarreform bzw. die Enteignung des Grundbesitzes und dessen Neuaufteilung unter Kleinbauern; die Unifizierung von Bildung und Kultur.

² GERHARDS ZIMONS [GERHARD SIMON]: *Jaunās nacionālās elites kopš 20. gadsimta 50. gadiem: Padomju Savienības kopējā perspektīva* [Die neuen nationalen Eliten seit den 1950er Jahren: Die gemeinsame Perspektive der Sowjetunion], in: *Latvijas Arhīvi* 2005, Nr. 4, S. 62–72, hier S. 64. – Mit der Entwicklung der

In diesem Aufsatz soll anhand der Historischen Fakultät der LVU der Frage nachgegangen werden, welche Voraussetzungen sich für diesen Prozess der nationalen Elitenbildung im Spätstalinismus herausgebildet haben. Auf welche Weise und nach welchen Kriterien wurde das Personal an der Fakultät im den Jahren von 1944 bis 1953 ausgetauscht? Die Antwort auf diese Frage verlangt nach einem tieferen Einblick in die Mechanismen dieser Abläufe, auch um zu begreifen, wie die verschiedenen Gruppen von Lehrkräften selbst an diesem Prozess beteiligt waren. Zudem stellen sich folgende Fragen: Was geschah unter der Sowjetmacht mit den Historikern aus der Vorkriegszeit? Welche Rolle wurde ihnen damals zugebilligt? Was für ein Verhältnis herrschte zwischen den „neuen“, aus der UdSSR gekommenen Historikern und den einheimischen lettischen Historikern? Wie weit kann man die Gruppe von eingewanderten Historikern als Instrument des Sowjetisierungsprozesses betrachten? Wie haben die beiden Gruppen aufeinander eingewirkt? Wie haben die neuen Fakultätsmitglieder das Arbeitsklima geändert? Was für einen Einfluss hatte das lokale Milieu auf diese Menschen? Auf zumindest einige dieser Fragen versucht dieser Beitrag erste Antworten zu formulieren.

Die lettischen Historiker der Vorkriegszeit und die sowjetische Geschichtswissenschaft

Zuerst wenden wir uns denjenigen Dozenten zu, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Arbeit an der Historischen Fakultät fortsetzten. Diese Gruppe wurde pauschal für ideologisch „unzuverlässig“ erklärt und regelmäßig mit Vorwürfen unterschiedlichen Charakters bedrängt. Personen, die die Fakultät vor 1940 oder noch während der deutschen Okkupationszeit absolviert hatten und später dort weiter arbeiten konnten, gab es nicht viele: Alfrēds Altements (1902–1946), Gustavs Lukstiņš (1894–1987), Mārgers Štepermanis (1898–1968), Teodors Zeids (1912–1994) und den Aspiranten Arvīds Salmiņš (1914–1984), kurzfristig zählte gegen Ende der 1940er Jahre auch Roberts Malvess (1905–1982) dazu.

Zu den ersten Voraussetzungen, um in der neuen sowjetischen Universität erfolgreich integriert zu werden, zählte der Besuch eines Zirkels, der sich mit dem Studium der Schriften Stalins widmete. Ein solcher Zirkel wurde an der LVU von Kristaps Ginters, einem Russlandletten geleitet.³ Die zweite Maßnahme zur „Umerziehung“ war der obligatorische Besuch

Historisch-Philologischen Fakultät in den Jahren nach Stalins Tod beschäftigt sich ИНЕТА ЛІРША in diesem Band.

³ Отчет декана Исторического факультета С. Дудель о работе факультета за 1947/1948 учебный год [Bericht des Dekans der Historischen Fakultät S. Dudele über die Arbeit der Fakultät im akademischen Jahr 1947/48], 17.7.1948, in: Lettisches Staatsarchiv (*Latvijas valsts arhīvs*, Riga, künftig: LVA), Bestand 1340, Findbuch 30, Akte 5, Bl. 22.

der so genannten „Abenduniversität“ für Marxismus-Leninismus, der für alle bereits vor 1940 an der LVU tätig gewesenen Lehrkräfte obligatorisch war. Diese „Abenduniversität“ im Sinne eines Aufbaustudiums wurde vom Rigaer Stadtkomitee der LK(b)P organisiert. Die wichtigste Aufgabe für die alten Lehrkräfte bestand indes darin, sich in der eigenen Forschungsarbeit der Methodologie des Marxismus-Leninismus zu bedienen. Erst nach dem Bekenntnis zum Historischen Materialismus konnten sie in das sowjetische Wissenschaftssystem integriert werden. Nicht zufällig stellte die Parteiorganisation der Fakultät daher fest, dass diese Dozenten in den Jahren 1946 und 1947 keine einzige wissenschaftliche Veröffentlichung vorweisen konnten.⁴ Dieses Problem lösten fast alle Dozenten aus der Vorkriegszeit jedoch recht bald, indem sie den ideologischen Anforderungen entsprechende Aufsätze veröffentlichten und Vorträge hielten, in denen sie ihre früheren Ansichten verleugneten. Der dritte und wichtigste Aspekt im Sowjetisierungsprozess der Fakultät war die so genannte Selbstkritik und die Erarbeitung „richtiger“ historischer Ergebnisse. So „bewies“ Teodors Zeids auf einer wissenschaftlichen Konferenz der LVU am 2. Februar 1948, dass die „ostlettischen Stämme“ die höchste Entwicklungsstufe der „staatlichen Organisation“ erreicht hätten, weil sie in engem Kontakt mit dem Fürstentum und der Stadtrepublik Pskov standen. Zudem „bewies“ er, dass sich bei diesen „Stämmen“ bereits „Elemente der Klassengesellschaft“ herausgebildet hätten.⁵ Und Stepermanis illustrierte seinerseits „mit Beweisen“, dass nur eine auf der marxistischen Parteilichkeit basierende Geschichtswissenschaft „wahr“ und wissenschaftlich sei.⁶

Die Historiker der Vorkriegszeit saßen ursprünglich auch auf leitenden Stellen der Fakultät. Lukstiņš war z.B. Inhaber des Lehrstuhls für Ältere Geschichte, Stepermanis leitete in den ersten Jahren der Nachkriegszeit den Lehrstuhl für Neuere Geschichte, während Zeids als Leiter des Lehrstuhls für die Geschichte Lettlands fungierte. Lukstiņš war zudem bis 1947 auch stellvertretender Dekan.⁷ Gleich nach dem Einzug der

⁴ HENRIHS STRODS: *Latvijas Valsts Universitāte (1944–1990)* [Die Lettische Staatsuniversität (1944–1990)], in: *Latvijas Valsts universitātes vēsture, 1940–1990*, hrsg. von DEMS., Riga 1999, S. 119–195, hier S. 169.

⁵ JĀNIS ZUTIS: *Par LVU Vēstures fakultātes zinātnisko sesiju* [Über die wissenschaftliche Session an der Historischen Fakultät der LVU], in: *Čiņa*, 2.2.1948.

⁶ Ebenda.

⁷ Bei der Wahl des Dekans achtete man vor allem auf die „politische Zuverlässigkeit“ der Kandidaten. Von den acht Dekanen der stalinistischen Zeit waren nur drei Historiker, nämlich Silvija Dudele (1898–1954?), Aleksandrs Drizulis (1920–2006) und Valentīns Šteinbergs (*1915–?). Die anderen fünf konnten eine „höhere Bildung“ vorweisen, die sie auf verschiedenen Parteischulen erlangt hatten. Vgl. INDULIS RONIS: *Latvijas Vēstures institūta laikmeta kontekstā* [Das Lettische Historische Institut im zeitgenössischen Kontext], in: *Latvijas Vēstures institūta žurnāls* 1995, Nr. 4, S. 19–37, hier S. 29. Sechs der acht Dekane kamen vom Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus. Vgl. JĀNIS KERUSS, INETA LIPŠA, INESE RUNCE, KĀSPARS ZELLIS: *Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā. Personības, struktūras, idejas* [Die Geschichte der Historisch-Philologischen

Roten Armee in Riga am 15. und 16. Oktober 1944 war die akademische Tätigkeit von Stepermenis und Lukstiņš an der Fakultät auch weiterhin bestätigt worden.⁸ Die alten „bourgeois“ Fachleute waren für die neue politische Macht zumindest in den ersten Jahren der Nachkriegszeit noch wesentlich für die Aufrechterhaltung des Lehrbetriebs. Die drei Genannten waren aber die einzigen, die ihre Vorlesungen auf Lettisch abhalten konnten.⁹ Erstaunlicherweise verfügte nicht einmal der Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus (ab 1956 – Lehrstuhl für Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion) über Personal, das von vornherein als der Sowjetmacht gegenüber loyal gesinnt gegolten hätte (also aus anderen Regionen der UdSSR nach Lettland abkommandierte Lehrkräfte). Dieser Lehrstuhl war übrigens kein Teil der Historischen Fakultät, sondern ein gewissermaßen „exterritoriales“ Gebilde, das allein dem Rektor unterstand. Die Lehrkräfte dieses ausschließlich der Propaganda dienenden Lehrstuhls wurden an allen Fakultäten eingesetzt, um die ideologische Korrektheit des Unterrichts zu überprüfen. Eine ehemalige Dozentin dieses Lehrstuhls, die Philologin Ilga Apine, erinnerte sich in einem Gespräch an die Schwierigkeiten, geeignete Mitarbeiter zu rekrutieren: „Wo sollte man denn die Aspiranten für diesen Lehrstuhl herschaffen?“ Man habe überall nach ihnen gesucht, bei den Philologen und Geografen, aber es habe auch manche Physiker unter ihnen gegeben.¹⁰

Die Bedeutung der einheimischen Historiker blieb insbesondere deshalb erhalten, weil ihnen eine wichtige Rolle im Prozess der Sowjetisierung zugeordnet war. Die wichtigste Aufgabe der sowjetischen Geschichtswissenschaft bestand ja darin, die lettische Geschichte gemäß den dogmatischen Prinzipien des Historischen Materialismus neu zu interpretieren und die regionale Vergangenheit in den Kontext der Geschichte der UdSSR einzubetten. Alle Fakultäten, die Geschichte lehrten, erhielten den entsprechenden Auftrag vom ZK der LK(b)P. Im Bericht des Parteikomitees der LVU vom 28. Januar 1948 wurde festgehalten, dass die Erforschung der lettischen Geschichte Aufgabe der gesamten Universität sein müsse, denn gerade auf diesem Gebiet seien „die Fakten am meisten verdreht“ worden.¹¹ Die größten Probleme sowohl in der Lehre als auch bei der Uminterpretation bereitete dabei das 20. Jahrhundert. Es gab weder

Fakultät an der Lettischen Universität während der Sowjetzeit. Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen] (1944–1991), Riga 2010. In dieser Publikation sind auf der Innenseite des ersten Buchdeckels die Namen aller Dekane der Fakultät von 1944 bis 1991 aufgeführt. – Zu Gustavs Lukstiņš vgl. Gustava Lukstiņa personīgā lieta [Persönliches Dossier von Gustavs Lukstiņš], in: Latvijas Universitātes arhīvs (*Archiv der Lettischen Universität*, Riga, künftig: LUA), Bestand 9, Akte 1063, Bl. 7.

⁸ Ebenda, Bl. 3.

⁹ Interview mit Alexandra Rolova (*1920), 2.7.2007.

¹⁰ Interview mit Ilga Apine (*1928), 22.7.2008.

¹¹ LVU partijas organizācijas ziņojums par LK(b)P CK komisijas darbību darbību LVU filoloģijas, ekonomikas, medicīnas un ģeogrāfiskajā fakultātē [Bericht der Parteioorganisation der LVU über die Tätigkeit der Kommission des ZK der LK(b)P in

Lehrpläne noch im Sinne der neuen Macht qualifizierte Dozenten, die mit solch einer verantwortungsvollen und ideologisch noch nicht „bewältigten“ Periode hätten konfrontiert werden können. Eigentlich sollte Jānis Krastiņš von der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR – er war dort Leiter der Abteilung für Neue und Neuere Geschichte des Instituts für Geschichte und materielle Kultur – im Sommersemester 1947 die Lehrveranstaltung „Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert“ halten, doch hat er es offensichtlich nicht getan.¹² In der Sitzung des Parteikomitees der Fakultät am 17. September 1949 deutete Samuils Levitāns (1914–1996) die „Probleme“ im Lehrplan „Die Geschichte Lettlands“ an. Ihm zufolge war keiner bereit, diese Verantwortung auf sich zu nehmen.¹³ Seit 1949 wurde es sogar gefährlich für die Karriere, dieses Fach zu unterrichten, wie das Beispiel der Entlassung von Persijs Gurvičs (*1919) demonstrierte.¹⁴

Auch wenn es zahlenmäßig recht viele Lehrkräfte gab, die Moskau aus den übrigen Sowjetrepubliken nach Riga abgeordnet hatte oder die auf anderen Wegen an die Fakultät gekommen waren, waren sie kaum für die Erforschung der lettischen Geschichte zu gebrauchen, da sie zu geringe oder gar keine Sprachkenntnisse im Lettischen (oder – für die früheren Perioden – im Deutschen) hatten. Und nicht alle waren bereit, Lettisch zu lernen. So entstand ein Widerspruch zwischen den Ansprüchen, die an Forschung und Lehre gestellt wurden, und dem gerade begonnenen Prozess der Sowjetisierung. Im Bericht von 1948 wies die Dekanin der Historischen Fakultät Silvija Dudele darauf hin, dass 16 der insgesamt 19 Lehrkräfte ihrer Fakultät Themen der baltischen Geschichte bearbeiteten, ohne die Intensität dieser Beschäftigung genauer zu beschreiben. Immerhin erlangten die „lettischen Themen“ auf diese Weise zumindest einen Platz in der wissenschaftlichen Arbeit der Dozenten der Fakultät.¹⁵

Da die Sowjetisierung der Geschichte Lettlands eine der Prioritäten war, gewann Teodors Zeids (neben anderen Lehrkräften, die als „loyal“ galten)

den Fakultäten für Philologie, Ökonomie, Medizin und Geografie], 28.1.1948, in: LVA, PA-788-1-5, Bl. 23.

¹² Отчет декана Исторического факультета С. Дудель (wie Anm. 3), Bl. 5.

¹³ Протокол заседания партийного бюро Факультета истории [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der Historischen Fakultät], 17.9.1949, in: LVA, PA-788-2-12, Bl. 34.

¹⁴ Persijs Gurvičs (*1919), geboren in Riga, hatte an der Lettischen Universität in den 1930er Jahren studiert. Während des Krieges wurde er in das jüdische Ghetto in Riga gezwungen (siehe Anm. 41); heute lebt er in Vladimir bei Moskau. Er war Dozent am Lettischen Staatlichen Pädagogischen Institut (*Latvijas Valsts pedagoģiskais institūts*). Bereits im April 1948 war er von seiner früheren Arbeitsstelle an der Historischen Fakultät der LVU entlassen worden, konnte seine Tätigkeit aber am Institut für Geschichte und materielle Kultur der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR fortsetzen. Im April 1949 wurde ihm jedoch vorgeworfen, er habe in seinen Vorlesungen die Geschichte Lettlands nicht richtig dargestellt, worauf ihm die Stellung am Institut gekündigt wurde. Siehe Протокол заседания совета Рижского педагогического института [Sitzungsprotokoll des Institutsrats des Rigaer Pädagogischen Instituts], 30.4.1949, in: LVA, 462-1-13, Bl. 44-45.

¹⁵ Отчет декана Исторического факультета С. Дудель (wie Anm. 3), Bl. 54.

bei der Fakultäts- und Universitätsleitung einige Autorität auf dem Gebiet des Mittelalters – trotz seiner „bourgeois“ Biografie. Als Mitarbeiter des Instituts für Geschichte und materielle Kultur an der Akademie der Wissenschaften hatte er an der Historischen Fakultät nur eine halbe Stelle. Die wichtigste Aufgabe Zeids' war die Erforschung des „Feudalismus“ in der lettischen Geschichte. Mit der Zeit passte er sich offensichtlich den Forderungen des Systems an. 1947 wurde Zeids von Silvija Dudele noch vorgeworfen, seine Vorlesungen stützten sich auf Konzepte von Arveds Švābe (1888–1959), der in den 1930er Jahren Geschichtspräsident in Riga gewesen war und mittlerweile in Schweden lebte. Doch schon im Bericht über das Sommersemester 1948 stellte sie fest, dass Zeids Švābes Konzepte nicht mehr nutzte.¹⁶ In einem anderen Bericht über die Arbeit an der Fakultät aus dem Jahr 1948 klagte sie zudem, dass Zeids' halbe Stelle an der Historischen Fakultät die Planung der Lehre im Fach Geschichte Lettlands erschwere, da sie nicht ausreiche, um den tatsächlichen Unterrichtsbedarf zu decken.¹⁷ Dieser symptomatische Fall illustrierte nur die Situation, denn abgesehen von ideologisch „zuverlässigen“ Kadern benötigte die Sowjetmacht auch Fachleute. 1947 hatte Dudele sogar das Ministerium für Hochschulbildung der UdSSR gebeten, Zeids ausnahmsweise das Gehalt einer ganzen Stelle an der LVU zu zahlen.¹⁸ Da dieser Vorschlag abgewiesen wurde¹⁹, waren die Vorlesungen zur mittelalterlichen Geschichte – oder, wie es damals hieß, zur Geschichte des Feudalismus – ernsthaft bedroht.

Das Jahr 1949 gilt als Auftakt zur schlimmsten Zeit des stalinistischen Terrors. Das „geniale“ Werk des Diktators, „Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft“²⁰ (1950) wirkte sich auf die Geisteswissenschaften verheerend aus, da sie deformiert und vulgarisiert wurden. Aber das Werk musste in alle möglichen Lehrpläne und Prüfungsordnungen aufgenommen und in den Vorlesungen zitiert werden. Es ist schwer zu beurteilen, wie oft Teodors Zeids den Inhalt seiner Vorlesungen im Fach „Geschichte des Feudalismus in Lettland“ aus ideologischen Gründen ändern musste. Jedenfalls legte er Anfang der 1950er Jahre einen Vorlesungsplan vor, der 20 ausführlich behandelte Themenschwerpunkte enthielt, die das Ziel verfolgten, die wichtigsten Ereignisse der alt-livländischen Geschichte in entsprechender Terminologie und gemäß des marxistischen Klassenkampfkonzeptes darzustellen. In der Einleitung wies er auf die Werke

¹⁶ Ebenda, Bl. 27.

¹⁷ Ebenda, Bl. 42.

¹⁸ Ebenda.

¹⁹ Ebenda, Bl. 47.

²⁰ Йосиф В. СТАЛИН: Марксизм и вопросы языкознания [Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft], Москва 1950; drei Jahre später erschien eine lettische Übersetzung: JOSIFS STAĻINS: Marksisms un valodniecības jautājumi, Rīga 1953.

von Marx und Engels hin, doch erwähnte er Stalin mit keinem Wort.²¹ Im Jahr 1952 lag jedoch bereits ein anderes Studienprogramm mit nur 16 verkürzten Schwerpunkthemen vor. Im zweiten Punkt heißt es z.B.: „Die Entwicklung des Feudalismus in Lettland. Die Bedeutung der Werke von J. W. Stalin ‚Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft‘ sowie ‚Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR‘²² für die Erforschung des Feudalismus in Lettland“.²³ Dieser Vorlesungsplan galt indes nur bis 1954.

Die Rolle sowjetischer Historiker bei der Transformation der historischen Forschung in Lettland

In den ersten Nachkriegsjahren kamen zahlreiche Historiker aus den übrigen Sowjetrepubliken in die Lettische SSR, um führende Stellen und Ämter an Lehr- und Forschungseinrichtungen wie der Historischen Fakultät der LVU zu besetzen. Bis Ende der 1940er Jahre festigten sie ihre Positionen, indem sie die Dozenten der Vorkriegszeit teilweise oder ganz aus dem universitären Unterrichtsprozess verdrängten.²⁴ Zu diesem Personenkreis gehörten auch einige lettischstämmige Dozenten, die während des Krieges in das sowjetische Hinterland evakuiert worden waren und sich politisch-ideologisch betätigt hatten. Unter ihrer maßgeblichen Leitung schritt der Sowjetisierungsprozess an der Fakultät und in der Forschung voran. Der größte Teil dieser Lehrkräfte kann als „orthodoxe Stalinisten“ begriffen werden, da sie die ideologischen Dogmen des Regimes unkritisch akzeptierten, interpretierten und multiplizierten.

Ein wesentlicher Faktor, der die Position der Neuankömmlinge aus der UdSSR in den ersten Nachkriegsjahren förderte und für ihre Anstellung an der Historischen Fakultät letztlich sogar ausschlaggebend war, ist in

²¹ T. Zeida sastādītā mācību programma 1952/53. mācību gadam izvēles kursam „Feodālisma attīstība Latvijā no 15.gs. otrās puses līdz 17. gs. sākumam“ [Das von T(eodors) Zeids zusammengestellte Unterrichtsprogramm für den Wahlkurs „Die Entwicklung des Feudalismus in Lettland ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts“ im akademischen Jahr 1952/53], o.D., in: LVA, 1340-30-5, Bl. 24.

²² Иосиф В. Сталин: Экономические проблемы социализма в СССР [Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR], Москва 1952; zugleich erschien die lettische Übersetzung: JOSIFS STAĻINS: Sociālisma ekonomikas problēmas PSRS, Rīga 1952.

²³ T. Zeida sastādītā mācību programma (wie Anm. 22), Bl. 30.

²⁴ Von den 19 Lehrkräften, die im Jahr 1949 an der Historischen Fakultät tätig waren, hatten sich nur drei während der deutschen Okkupationszeit in Lettland aufgehalten. Anfang der 1950er Jahre arbeitete von ihnen nur noch Teodors Zeids weiterhin an der Fakultät. Manche von ihnen, wie z.B. Malvess, wurden an das Institut für Geschichte und materielle Kultur an der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR verdrängt. Lukstiņš, wurde, nachdem er die Fakultät 1951 verlassen musste, Nachtwächter, bevor er 1959 an die LVU zurückkam.

der Bildung von Studiengruppen zu sehen, die ausschließlich aus russischen Studenten bestanden. Gerade diese russischen Gruppen waren das Auditorium der nicht-lettischen Dozenten, da sie sprachlich nicht in der Lage waren, auf Lettisch Vorlesungen zu halten, und lettische Studenten keine ausreichende Kenntnis der russischen Sprache vorweisen konnten. Im akademischen Jahr 1948/49 gab es an der Historischen Fakultät insgesamt 220 Studenten, von denen 101 Letten (45,9%), 74 Russen (33,6%) und 34 Juden (15,5%) waren.²⁵

Die zugewanderten Lehrkräfte bildeten bis 1948 zahlenmäßig die größte und wichtigste Dozentengruppe an der Fakultät. Dazu zählte man die so genannten Russlandletten, aber auch Vertreter anderer Nationalitäten, die Lettisch nicht beherrschten. Auch wer während des Zweiten Weltkriegs aus Lettland in die Sowjetunion evakuiert worden war, befand sich nach seiner Rückkehr in einer besseren Lage als die unter der deutschen Besatzung verbliebenen Lehrkräfte. Die Gruppe der aus der UdSSR Eingewanderten war aber ziemlich heterogen: Dazu zählten z.B. Historiker wie Jānis Zutis (1893–1962), die bereits in der sowjetischen Wissenschaft Anerkennung gefunden hatten, oder solche wie Jānis Svikke (1885–1976), denen zwar jede Fachkompetenz fehlte, die aber eine „revolutionäre Vergangenheit“ aufweisen konnten und große Ambitionen hatten (und wohl auch Lettisch beherrschten). Es gab auch solche wie Arkadij Fituni (1897–1970), Michail Kožin (1918–2008), Vasilij Dorošenko (1921–1992), Petr Kudinov, Silvija Dudele oder Seměn Efremov (1904–1981), die kein Wort Lettisch sprachen. Alma Zīle (*1917) z.B., eine Russlandletin, hatte 1947 ihre Aspirantur in Moskau aufgenommen und lehrte an der Historischen Fakultät der LVU; obwohl sie der lettischen Sprache nicht mächtig war, wurde sie als Dozentin für die lettischen Studenten eingesetzt, denn in den ersten Nachkriegsjahren mangelte es sehr an entsprechend qualifizierten Lehrkräften. 1948 begann Efremov an der Fakultät zu arbeiten. Auch Samuils Levitāns, der als lettischer Staatsbürger der linken Opposition zum Regime von Kārlis Ulmanis angehört hatte, nahm seine Lehrtätigkeit 1948 als Aspirant auf.²⁶

Professor Jānis Zutis war bereits vor dem Zweiten Weltkrieg im Wissenschaftssystem etabliert gewesen und gehörte somit zur neuen sowjetischen Wissenschaftselite der Lettischen SSR. Er kam 1945 nach Riga und wurde im Jahr darauf zum Professor der Historischen Fakultät gewählt. Zutis erhielt den Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte, etwas später wechselte er auf den Lehrstuhl für allgemeine Geschichte. 1950 wurde er mit dem Stalinpreis für seine Monografie „Die baltische Frage im 18. Jahrhundert“²⁷

²⁵ Die Zahl der aus den alten Sowjetrepubliken gekommenen „Russlandletten“ wurde in den Statistiken nicht extra ausgewiesen. Отчет декана Исторического факультета А. Балбер о работе факультета за 1948/1949 учебный год, in: LVA, 1340-30-5, Bl. 65.

²⁶ Отчет декана Исторического факультета С. Дудель (wie Anm. 3), Bl. 34.

²⁷ Янис Зутис: Остзейский вопрос в XVIII веке [Die baltische Frage im 18. Jahrhundert], Riga 1946; die Übersetzung erschien, nachdem Zutis den Preis erhalten

ausgezeichnet. Formal gesehen wäre er zu den so genannten „orthodoxen Stalinisten“ zu zählen, denen die Sowjetisierung der Historischen Fakultät und der Geschichtswissenschaft in der Lettischen SSR allgemein aufgetragen worden war. Doch ist das Bild von Zutis nicht ganz so einfach, zumal er der Kommunistischen Partei nicht angehörte. Die staatlichen Auszeichnungen verliehen ihm große Autorität, welche ihm wiederum gewisse Freiheiten gewährte, die sich die alten Lehrkräfte aus der Vorkriegszeit etwa keineswegs erlauben durften, an denen die eigentlichen „orthodoxen Stalinisten“ aber kein Interesse haben konnten. So war Zutis derjenige an der Historischen Fakultät, der kritische Einwände gegenüber dem die wissenschaftliche Zensur ausübenden Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus vorbringen konnte. Ein solcher Zwischenfall ereignete sich z.B. Anfang Dezember 1949, auf dem Höhepunkt des stalinistischen Terrors, als keine andere Lehrkraft sich ein solches Vorgehen hätte erlauben können. Zutis war damals als Opponent der Kandidatendissertation Alma Zīles eingeteilt, die eine Arbeit über das Thema „Die sozialökonomische Politik der Regierung Sowjet-Lettlands im Jahre 1919“ eingereicht hatte.²⁸ Die Mitglieder der Prüfungskommission, vor allem aber Vladimirs Miške (1895–1972), der Inhaber des Lehrstuhls für Marxismus-Leninismus, und Alīna Balbiere (1904–1997), die Fakultätsdekanin, waren mit großem Engagement bemüht, nichtakzeptable Ansichten in Zīles Arbeit zu entlarven. Zutis jedoch widersprach dieser Kritik, was in der damaligen Zeit nur äußerst selten vorkam.²⁹ Schließlich beruhte die Wirksamkeit der Ideologie im Stalinismus nicht zuletzt darauf, dass niemand protestiert.

hatte – JĀNIS ZUTIS: Baltijas jautājums 18. gadsimtā, Rīga 1951.

²⁸ Kurz vor der Promotion Zīles kam aus dem ZK der LK(b)P der Hinweis, dass ihrer Kandidatendissertation die „parteiliche Herangehensweise“ fehle und dass die Arbeit erst am Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus kontrolliert werden müsse. Die Verteidigung der Arbeit fand am 8.12.1949 statt. Sowohl die Vertreter des Lehrstuhls für Marxismus-Leninismus als auch andere Fakultätskollegen wie etwa Samuils Levitāns tadelten Zīle, dass ihre Dissertation unzählige Abweichungen von den Prinzipien der sowjetischen Parteilichkeit enthalte und klagten sie außerdem wegen ihres „bürgerlichen Objektivismus“ an. Siehe LVU Marksisma-ļeņinisma katedras un vēstures fakultātes mācību spēku sēdes protokols [Protokoll der (gemeinsamen) Sitzung der Lehrkräfte des Lehrstuhls für Marxismus-Leninismus der LVU und der Historischen Fakultät], 8.12.1949, in: LVA, 1340-20-3, Bl. 191. Die Dozenten vom Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus äusserten sogar Kritik bezüglich des Titels der Dissertation: Die Regierungspolitik Sowjet-Lettlands dürfe nicht getrennt von der Politik der Kommunistischen Partei behandelt werden. LVU Marksisma-ļeņinisma katedras sagatavotais A. Zīles disertācijas vērtējums [Beurteilung der Dissertation von A(lma) Zīle, vorgelegt vom Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus], o.D., in: LUA, 7-8153, Bl. 22.

²⁹ LVU Marksisma-ļeņinisma katedras un vēstures fakultātes mācību spēku sēdes protokols, 8.12.1949 (wie Anm. 28). Es ist gewiss kennzeichnend, dass Alma Zīle die geäußerten Vorwürfe bezüglich ihrer Kandidatendissertation keineswegs als ideologischen Druck auffasste. Als sie sich 60 Jahre später an die Ereignisse dieser Zeit erinnerte, nannte sie die Antipathie Miškes als den hauptsächlichen Grund, warum sie damals so scharf kritisiert worden sei. Interview mit Alma Zīle, am 13. April 2009.

Am 17. November 1951 fand eine gemeinsame Sitzung des Lehrstuhls für Marxismus-Leninismus und der Historischen Fakultät statt, bei der Zutis den damals noch jungen Dozenten Arvids Salmiņš (1914–1984) in Schutz nahm. Salmiņš war vorgeworfen worden, dass seine Vorlesungen über die „Ost-Expansion des deutschen Imperialismus“ ideologische Fehleinschätzungen verbreiteten. Erneut war Vladimirs Miške der Wortführer der Kritiker, der auch „theoretische und ideologische Fehler“ entdeckt zu haben behauptete. Nur Zutis erhob Einspruch, indem er diese Vorwürfe trotz einiger methodologischer Schwächen als unbegründet ansah.³⁰ Auch die Protokolle der Sitzungen des Lehrstuhls für allgemeine Geschichte zeigen, dass Zutis sogar gewisse Sympathien für den begabten Salmiņš empfand und ihn unterstützte.³¹

In Bezug auf das fachliche Niveau vermittelt der 1885 geborene Russlandlette Jānis Svikke ein ganz anderes Bild. Er war weder bei den Studenten noch bei der Leitung der Universität oder im Parteikomitee der Fakultät beliebt. Er ist sicherlich ein Paradebeispiel dafür, wie Menschen seiner Generation in den chaotischen Umständen der Nachkriegszeit zu Hochschuldozenten aufsteigen konnten. Eine große Rolle spielte dabei sicher auch seine politische Loyalität, die höher eingeschätzt wurde als seine pädagogische und akademische Eignung. Die fragwürdige Qualität seiner Vorlesungen betont ein Bericht der Parteiorganisation der LVU über die Arbeit im akademischen Jahr 1947/1948. Hierin heißt es, die Lehrstuhlleiter kritisierten Dozenten der Historischen Fakultät, die in ihren Lehrveranstaltungen nur „wenig Bereitschaft zeigen, den Studenten die inhaltliche Seite des Marxismus-Leninismus verständlich zu erklären“. Als Beispiel wurden die Vorlesungen Professor Svikkes genannt, die „schlecht“ seien, da er in „unklaren“ und „verschwommenen“ Formulierungen doziere. Er rede „chaotisch, hat keinen Kontakt mit dem Auditorium, genießt unter den Studenten auch keine Autorität“.³² Samuils Levitāns stellte in Svikkes Vorlesungen eine Reihe „Mängel politischen und methodologischen Charakters“ fest.³³ 1949 wurde Svikke entlassen. Die Kündigung erfolgte aber

³⁰ LVU Marksisma-ļeņinisma katedras un vēstures fakultātes mācību spēku sēdes protokols [Protokoll der (gemeinsamen) Sitzung der Lehrkräfte des Lehrstuhls für Marxismus-Leninismus der LVU und der Historischen Fakultät], 17.11.1951, in: LVA, 1340-20-6, Bl. 159-164, hier Bl. 161.

³¹ Zutis lobte Salmiņš z.B. während der Lehrstuhlsitzung vom 17.9.1952 für seine Vorlesungen und seine gut verfassten „Rezensionen“ zu den Vorlesungen anderer Lehrkräfte. LVU Marksisma-ļeņinisma katedras un vēstures fakultātes mācību spēku sēdes protokols [Protokoll der (gemeinsamen) Sitzung der Lehrkräfte des Lehrstuhls für Marxismus-Leninismus der LVU und der Historischen Fakultät], 17.9.1952, in: LVA, 1340-30-280, Bl. 195.

³² Отчет парторганизации ЛГУ 1947/1948 за учебный год [Bericht der Parteiorganisation der LVU über das akademische Jahr 1947/48] o.D., in: LVA, PA-788-1-6, Bl. 71.

³³ Levitāns schrieb damals, Svikke wiederhole während seiner Vorlesungen oft ein lang gezogenes „e-e-e“, doch seien seine wesentlichen Fehler politischen Charakters: Svikke erzähle den Studenten, dass die lettischen Schützen während des

nicht nur aufgrund der angeblich schlechten Vorlesungen, sondern offensichtlich auch aus politischen Gründen: Svikkes Sohn sei 1938 als sowjetischer Spion in Lettland eingesetzt worden, doch habe er sich gleich darauf selbst der Politischen Polizei gestellt und sei zwei Jahre später geflüchtet.³⁴ Svikke wurde allerdings bereits 1950 per Gerichtsbeschluss wieder an der LVU angestellt.³⁵

Zwischen politischem Engagement und ideologischer Verfolgung: die Bedeutung der Juden um 1949

Eine bemerkenswerte Gruppe von politisch engagierten Historikern, die während des Sowjetisierungsprozesses eine widersprüchliche Rolle an der Historischen Fakultät spielten, waren junge lettische Juden, die in Lettland geboren worden waren und ihre Kindheit und frühe Jugendzeit vor dem Zweiten Weltkrieg dort verbracht hatten. Unter ihnen sind zwei Persönlichkeiten sehr interessant: Samuils Levitāns³⁶ und Persijs Gurvičs³⁷, der nur bis 1948 an der Fakultät angestellt war. Beide wurden zu Opfern der stalinistischen anti-semitischen Kampagne. An der LVU war diese vor allem im Jahre 1949 spürbar. In der Fachliteratur zur lettischen Geschichte heißt es, dass in ihrer Folge die besten Lehrkräfte und Aspiranten der Fakultät entlassen worden seien, die weder Mitläufer waren noch ihre Bereitschaft dazu gezeigt hatten.³⁸ Im Zeitraum von etwas über einem Jahr wurden insgesamt 20% aller Lehrkräfte als „sozial Fremde“ entlassen.³⁹ Gekündigt wurde ihnen aus vier Gründen: „bürgerlicher Nationalismus“; Aktivität in „religiösen Organisationen“; Mitgliedschaft in ehemaligen politischen Parteien und/oder gesellschaftlichen Vereinen; „falsche“ soziale Herkunft.⁴⁰

Eine nähere Betrachtung der Abläufe dieser Aktion und ihrer Auswirkungen auf die Historische Fakultät führt jedoch zu dem Schluss, dass die Ursachen durchaus komplizierter waren als oberflächlich zu vermuten

Bürgerkrieges flüchtende Rotarmisten bei Ufa mit Maschinengewehren beschossen hätten. Derartige Fakten dürften während der Vorlesungen nicht erwähnt werden, da so nur „Wasser auf die Mühlen des Feindes“ gegossen wird. S. Levitāna ziņojums par J. Svikkes lekcijas apmeklējumu [Bericht von S(amuils) Levitāns über den Besuch der Vorlesung von J(ānis) Svikke], o.D., in: LUA, 7-2728, Bl. 79.

³⁴ Личный листок по учету кадров [Personalzettel für die Erfassung der Kader], in: LUA, 7-2728, Bl. 76.

³⁵ Lēmums par J. Svikkes atjaunošanu darbā [Beschluss über die Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses mit J(ānis) Svikke], 18.9.1950, in: LUA, 7-2728, Bl. 129.

³⁶ Samuils Levitāns hatte eine „ausgezeichnete“ Biographie: Er wurde 1935 wegen „staatsfeindlicher Aktivitäten“ in Lettland verhaftet, denn er war bereits vor der sowjetischen Okkupation 1940 ein Mitglied des kommunistischen Untergrunds gewesen. Siehe KERUSS u.a., Latvijas Universitāte (wie Anm. 7), S. 97.

³⁷ Отчет декана Исторического факультета С. Дудель (wie Anm. 3), Bl. 54.

³⁸ STRODS, Latvijas Valsts Universitāte (wie Anm. 4), S. 175.

³⁹ Ebenda, S. 176.

⁴⁰ Ebenda, S. 176-178.

wäre. Vor allem lässt sich die Bedeutung der sozialen Zugehörigkeit der Opfer in diesem Kontext nicht so leicht erfassen. Es wurden Menschen verhaftet, die keineswegs der Generation von Lehrkräften angehörten, die noch Verbindungen zum „bürgerlichen“ Lettland hatten. Levitāns wurde 1951 verhaftet und deportiert, Gurvičs aber, der die Erfahrung des jüdischen Ghettos hatte machen müssen, kam bereits ein Jahr früher in Haft.⁴¹ Die Entlassungswelle betraf auch die angeblich politisch so engagierte Dekanin der Fakultät, Silvija Dudele⁴², die, obgleich sie eine ideologisch gesehen einwandfreie Biografie vorweisen konnte, ebenfalls jüdischer Herkunft war. Sie war von der stalinistischen Ideologie indoktriniert und sprach kein Lettisch, doch war sie Diplom-Historikerin und hielt Vorlesungen, die von den Zeitgenossen als interessant eingeschätzt wurden.⁴³ Am 4. Januar 1951 wurde sie auf einer Parteisitzung des „Aktivs“ der Universität – offensichtlich auf Anordnung aus Moskau – ernsthaft getadelt. Sie betrachte die Fakultät als ihr Privateigentum und bevorzuge bei der Anstellung Menschen ihrer (jüdischen) „Nationalität“. Gemeint waren damit offensichtlich Persijs Gurvičs, Joels Veinbergs, Guste Jākobsone, Suleimita Nisa, Samuils Levitāns u.a.⁴⁴

Die im Anschluss ausgesprochenen Kündigungen sowie die Verhaftungen Anfang der 1950er Jahre waren mit der anti-semitischen Kampagne in der ganzen Sowjetunion verbunden.⁴⁵ Die Repressalien gingen

⁴¹ Levitāns kehrte 1956 aus dem Lager zurück, wurde rehabilitiert und konnte wieder an der LVU arbeiten. Persijs Gurvičs (vgl. Anm. 14) wurde die Dozentenstelle an der Historischen Fakultät bereits 1948 gekündigt. Im Bericht der Fakultät über die Entlassungsgründe stand, er sei nicht in der Partei, sei während der deutschen Okkupationszeit aus dem Rigaer Ghetto geflüchtet, aber bald darauf freiwillig wieder dorthin zurückgekehrt. Nach der Wiederherstellung der Sowjetmacht 1944 sei er zwar dem Komsomol beigetreten, doch wurde er ausgeschlossen, weil er permanent keinen Mitgliedsbeitrag entrichten wollte. Auch habe er anderthalb Jahre lang seinen Gewerkschaftsbeitrag nicht bezahlt. Eine solche Haltung zeige, dass man ihm „die Erziehung der jungen Generation im kommunistischen Geiste nicht anvertrauen“ dürfe. Siehe Отчет декана Исторического факультета С. Дудель (wie Anm. 3), Bl. 23.

⁴² Silvija Dudele war Dekanin an der Fakultät für Geschichte von 1947 bis 1948. Sie leitete den Lehrstuhl für Geschichte der Neuzeit von 1949 bis 1951 und wurde 1951 im Rahmen der antijüdischen Kampagne aus der LVU entlassen. Sie war nach eigener Aussage 1919 der Kommunistischen Partei beigetreten, hatte von 1921 bis 1923 an der Kommunistischen Sverdlov-Universität und von 1930 bis 1933 an der Abteilung für Geschichte des Westens am Institut der Roten Professur studiert. Von 1939 bis 1941 war sie Aspirantin an der Moskauer Staatsuniversität und verteidigte 1942 ihre historische Kandidatenarbeit. Nach ihrer Rückkehr nach Lettland begann sie am 1.9.1945 ihre Arbeit an der LVU.

⁴³ Apine erinnerte sich, Dudele sei eine Zeitlang Dekanin gewesen. „Eine Jüdin, aber meiner Ansicht nach eine vernünftige und kluge Frau“. Ihre Vorlesungen seien „sehr interessant“ gewesen. „Interessant war dieser Mensch, ja, sie wurde einfach von oben vernichtet“. Interview mit Ilga Apine, 22.7.2008.

⁴⁴ STRODS, Latvijas Valsts Universitāte (wie Anm. 4), S. 185.

⁴⁵ Die Repressionen gegen die Juden in der UdSSR begannen 1948, doch entfalten sie sich in der Lettischen SSR bereits seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

von Moskau aus und wurden auch an der Rigaer Historischen Fakultät umgesetzt. Die daran aktiv beteiligten Dozenten, wie etwa der ambitionöse Lette Jānis Svikke⁴⁶, profitierten davon. Auch Dozenten anderer Nationalitäten wie der Armenier Arkadij Fituni (1897–1970) und der Russe Seměn Efremov waren an der Entfernung der „Bande“ Dudeles aus der Fakultät interessiert. Ilga Apine erinnert sich, dass z.B. Fituni Anfang der 1950er Jahre an den antijüdischen Aktivitäten beteiligt war.⁴⁷ Svikke und Efremov hielten der Dekanin Dudele vor, dass sie sich bewusst und zielstrebig geweigert habe, lettische Lehrkräfte anzustellen⁴⁸ – was wohl, soweit wir es nachvollziehen können, den Tatsachen durchaus entsprach.

* * *

In der Zeit des Stalinismus wurden die Zusammensetzung und die Rekrutierung des akademischen Personals der Historischen Fakultät der LVU wesentlich dadurch beeinflusst, dass ideologisch engagierte Kader stets bevorzugt wurden. Ihre wichtigste Aufgabe bestand darin, die Geschichtswissenschaft zum Zwecke der regimetreuen Propaganda zu instrumentalisieren. Die akademische und pädagogische Tätigkeit der Dozenten war zweitrangig. Die im Kern widersprüchlichen Forderungen des Regimes in Bildung und Wissenschaft konnten indes nicht dauerhaft aufrechterhalten werden. Einerseits wurde die Hochschulausbildung als Mittel zur Propaganda genutzt, andererseits benötigte man ja auch wissenschaftliche Forschung, damit die Vergangenheit der Lettischen SSR „richtig“ gedeutet würde. Die repressive Politik des Regimes beraubte sogar die dem Sowjetstaat loyalen Lehrkräfte zuweilen ihrer beruflichen Existenz, hinderte sie in jedem Fall daran, Studien nach ihrem Gusto zu veröffentlichen oder sich an wissenschaftlichen Diskussionen zu beteiligen. Der stalinistische Historikerkreis der Nachkriegszeit, der zum größten Teil aus „zufälligen“ Menschen mit niedrigem professionellem Engagement bestand, konnte unter den Bedingungen der Entstalinisierung ab der Mitte der 1950er

Umfangreichere Verhaftungen der jüdischen Intelligenz setzten aber erst ab 1950 ein. IRĒNA ŠNEIDERE: *Latvijas ebreji un padomju režīms* [Die Juden Lettlands und das Sowjetregime], in: *Latvijas ebreji un padomju vara 1928–1953*, hrsg. von LEO DRIBINS, Riga 2009, S. 215–256, hier S. 239 und 243.

⁴⁶ Aus Rache für die kritische Beurteilung, die Levitāns über Svikkes Vorlesungen verfasst hatte, denunzierte Svikke seinen Kritiker beim Rektor der Universität Jānis Jurgens und beim 1. Sekretär der LK(b)P Jānis Kalnbērziņš. In einem Schreiben vom September 1950 führte Svikke Beweise an, dass Levitāns nach seiner Verhaftung in Lettland 1935 dem Gefängnisdirektor einen Brief geschrieben habe, in dem er seiner kommunistischen Überzeugung entsagte. J. Svikkes vēstule LK(b)P CK pirmajam sekretāram J. Kalnbērziņam un LVU partijas komitejas priekšsēdētājam B. Pugo [Brief von J(ānis) Svikke an den Ersten Sekretär des ZK der LK(b)P J(ānis) Kalnbērziņš und an den Vorsitzenden des Parteikomitees der LVU B(oriss) Pugo], in: *LVA*, 1986-2-P-5106, Bl. 175.

⁴⁷ Interview mit Ilga Apine, 22.7.2008.

⁴⁸ STRODS, *Latvijas Valsts Universitāte* (wie Anm. 4), S. 185.

Jahre seine Tätigkeit an der Historischen Fakultät nicht weiter entfalten. Hier tat sich dann die Lücke auf, die durch Lehrkräfte lettischer Herkunft geschlossen wurde.

SUMMARY

*The Teaching Staff of the Faculty of
History at Latvian State University and
the Communist Regime, 1944–1953*

During the years of late Stalinism, the body of lecturers at the Faculty of History at Latvian State University in Riga was significantly modified under the auspices of the new regime. Basically, new staff members were recruited from groups loyal to the regime, many of whom only recently had been sent to the Latvian SSR from other parts of the USSR. The question of professional skills was only given secondary importance. From the point of view of the Soviet regime, historians had to fulfil their role in imposing the Soviet ideology on Latvia's history. Therefore they were tools in the propaganda schemes of the regime used in terms of academic writing and university teaching.

The process of the Sovietisation of historical science as such and of the interpretation of the particular Latvian past was not as easy as it may have seemed from the onset. People with no command of Latvian and no idea of the local history were of no use for the regime in making Latvian history "Soviet". Lecturers coming from other parts of the Soviet Union primarily taught so-called "Russian study groups" consisting of only Russian speaking students. Latvian students still did not speak Russian to the extent that would have enabled them to follow Russian language lectures. Therefore, the regime needed local historians to fill in the gap, even if their biography was tightly connected to the Latvian republic of the 1930s (e.g. Teodors Zeids). Yet these were exceptions, since basically, one's social background counted more than professional expertise. In this context, after returning to Riga Jānis Zutis, a well-known Soviet historian of Latvian descent; became the historian with by far the greatest authority among his colleagues. He even was able to use his authority in order to distance himself from orthodox Stalinist positions and save colleagues from ideologically motivated accusations.

Thus, on the one hand, the repressive nature of Stalin's regime sometimes did not even allow loyal historians to publish studies and to participate in academic discussions if they raised any doubt. On the other hand, any propaganda has to be plausible. Therefore, historians had to provide

at least some degree of academic quality, even in the years culminating in the Stalinist terror during the late 1940s and early 1950s. A special case was the fate that Jewish historians suffered under the anti-Semitic campaigns of late Stalinism. After Stalin's death in 1953 changes were about to come since the academic milieu in the Riga Faculty of History created during the chaotic post-war years was incapable of facing the challenges during the years of de-Stalinisation.

Die Historiker der Lettischen Staatsuniversität in Riga und ihr Verhältnis zur Kommunistischen Partei 1954–1964

VON INETA LIPŠA

In den 1950er Jahren entwickelten sich in der UdSSR dank der Politik Nikita S. Chruščevs die Voraussetzungen dafür, dass viele junge Menschen, die in den Sowjetrepubliken der Kommunistischen Partei beitrugen, sehr rasch in leitende Positionen aufsteigen konnten. Dies erfolgte auch in der Lettischen SSR, an der Lettischen Staatsuniversität (*Latvijas Valsts Universitāte*, LVU) und an deren Historisch-Philologischer Fakultät. Dass sich zu diesem Zeitpunkt die Stellung einheimischer Lehrkräfte gefestigt hatte, lag nicht nur an der Politik Chruščevs, sondern folgte der Notwendigkeit, sich verstärkt mit der lettischen Geschichte zu befassen, deren Sowjetisierung für die Sowjetmacht eine Aufgabe von erstrangiger politischer Bedeutung war. In den ersten Jahren nach Kriegsende ließ sich dieses Vorhaben jedoch nur schwer realisieren, da die meisten Lehrkräfte Russen waren und sich nur wenige von ihnen in Fragen der lokalen Vergangenheit auskannten. Auch waren die ideologischen Forderungen an das Fach Geschichte damals noch nicht klar definiert.

I.

Im Kontext der von Chruščev initiierten Bildungsreform wurde Anfang 1958 auf dem 15. Kongress der Kommunistischen Partei Lettlands (*Latvijas Komunistiskā partija*, LKP) die Frage erörtert, inwieweit das Fach Geschichte der Lettischen SSR in der Schule zu unterrichten sei.¹ Tatsächlich galt als wichtiges Ziel der Bildungsreform, dass die universitäre Ausbil-

¹ DAINA BLEIERE: Kultūrpolitika Latvijā 1953.–1958. gadā [Kulturpolitik in Lettland in den Jahren 1953–1958], in: Vēsturnieks profesors Dr. phil. LZA ārzemju locekļis Andrievs Ezergailis. Bibliogrāfija. Darbābiedru veltījumi 70 gadu jubilejā, hrsg. von JĀNIS BĒRZIŅŠ, Rīga 2000, S. 121–158, hier S. 147; vgl. auch JEREMY SMITH: Republican Authority and Khrushchev's Education Reform in Latvia and Estonia, 1958–1959, in: *The Sovietization of the Baltic States, 1940–1956*, hrsg. von OLAF MERTELSMANN, Tartu 2003, S. 237–252. – Zu den Vorgängen an der Historischen Fakultät der LVU vor 1954 siehe den Beitrag von JĀNIS KERUSS in diesem Band.

dung einen „pädagogischen Ansatz“ haben sollte.² Das bedeutete, dass die Historisch-Philologische Fakultät in Zukunft Lehrer statt Wissenschaftler auszubilden hatte. Ein Beschluss des sowjetischen Ministeriums für Hochschulbildung besagte, dass an den historischen Fakultäten der Universitäten alle speziellen Fächer aus dem Lehrplan gestrichen werden müssten, da künftig ausschließlich Geschichtslehrer für die Mittelschulen auszubilden seien. So wurde z.B. in Riga die Spezialisierung im Fach Geschichte der UdSSR aus dem Lehrplan genommen (auch wenn der Lehrstuhl erhalten blieb). Der Rektor der LVU, Jānis Jurgens (1900–1983, im Amt 1941 und 1949–1962), erklärte diesen Vorgang damals folgendermaßen: Historiker als Wissenschaftler seien nicht mehr gefragt, auch sei die Anzahl von immatrikulierten Studenten im Fach Geschichte stark zurückgegangen.³ Stattdessen wurden „Spezialkurse“ oder vertiefende Vorlesungen im Bereich der neuen und neueren Geschichte Lettlands eingeführt, weil in den Schulen das Fach Geschichte der Lettischen SSR unterrichtet werden sollte. In den lettischen Schulen der Republik wurde es im Schuljahr 1957/58 eingeführt, in den russischen Schulen 1958/59. Damals machten die so genannten lettischen „Nationalkommunisten“ von sich reden, und ausgerechnet zu dieser Zeit wurde nicht nur der Schulunterricht in lettischer Geschichte eingeführt, sondern auch die Forschungsarbeit in diesem Bereich wieder aufgenommen, die allerdings institutionell in die Akademie der Wissenschaften verlagert wurde. In Erwartung des 20. Jahrestages der Lettischen SSR 1960 betonte die Presse, dass es zur wichtigsten Aufgabe der wissenschaftlichen historischen Forschung geworden sei, die Grundprobleme unterschiedlicher Perioden in der Vergangenheit der Lettischen SSR auf der Basis der „wissenschaftlich-marxistischen Methodologie“ zu untersuchen, wobei diese Aufgabe „sowohl in wissenschaftlichen Veröffentlichungen als auch in Kandidatendissertationen ihre Entfaltung bereits gefunden“ habe.⁴

Indes waren nicht alle lettischen Kommunisten, vor allem nicht die jüngeren unter ihnen, blinde Ausführungsorgane der Befehle von oben. Dies bezeugt der erste und zur Sowjetzeit einzige Streik an der LVU am 10. März 1954, der von den kommunistischen Studenten oft sogar unterstützt, zumindest aber nicht behindert wurde. Da in diesem Frühling mehrere

² MAXIM WALDSTEIN: Russifying Estonia? Iurii Lotman and the Politics of Language and Culture in Soviet Estonia, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 8 (2007), S. 561–596, hier S. 578.

³ Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 22.7.1959, in: Lettisches Staatsarchiv (*Latvijas Valsts arhīvs*, Riga, künftig: LVA), Bestand PA-788, Findbuch 1, Akte 38, Bl. 15.

⁴ So bearbeitete z.B. der damalige Lektor Maksim Duchanov (1921–2001) in seiner historischen Kandidatendissertation das Thema „Die baltische Frage in den 1860er Jahren“. Lektor Igors Greitjānis (1928–2002) schrieb eine wissenschaftliche Arbeit zum Thema „Die Bauernbewegung in Lettland in den 1880er Jahren“. Siehe ARVĪDS SALMIŅŠ, VITOLDS VALEINIS: Humanitāro zinātņu attīstībai [Zur Entwicklung der humanitären Wissenschaften], in: *Padomju Students*, 16.6.1960.

Tage lang die Raumtemperatur in der Fakultät nur bei +10°C lag, verließen die Studenten aller Kurse die Unterrichtsräume spontan bereits um zehn Uhr morgens, gleich nach der ersten Lehrveranstaltung. Dies rief bei der Universitätsleitung Empörung hervor und lenkte sogar die Aufmerksamkeit des Parteikomitees der Stadt Riga auf sich. Den Studenten wurde eine „politisch falsche Haltung“ vorgeworfen.⁵ Den größten Tadel ernteten die kommunistischen Studenten, die als „gesellschaftliche Avantgarde“ ihre Kommilitonen eigentlich vom Streik hätten abhalten müssen. Gerade sie hatten jedoch die Raumtemperaturen gemessen und notiert, um die Unterbrechung der Veranstaltungen zu rechtfertigen. Der Vorsitzende des Parteikomitees an der Fakultät Kacman versuchte die Situation zu retten, indem er erklärte, die Sache sei „allgemein gesehen politisch“, denn auch die Sorge darum, dass es die Sowjetmenschen warm hätten, sei „eine politische Angelegenheit“.⁶ Die kommunistischen Studenten nutzten diese Stellungnahme, um den Vorwürfen des Parteikomitees der Universität zu widersprechen, und traten auf die Seite ihrer Kommilitonen. In der Folge verloren der Sekretär des Parteikomitees an der Fakultät, der Student Rihards Treijs (*1931), sowie der Abteilungsleiter für Wirtschaft an der Universität Ernests Papēdis ihre Stellen (Treijs durfte aber weiter studieren und machte später Karriere in der Partei und an der Universität). Andere Studenten wurden damals nicht weiter belangt.

Als in der Lettischen SSR in den Jahren nach 1954 die kurze Phase der Nationalkommunisten begann, stand mit Veronika Kanāle von der Abteilung für Geschichte eine Frau im Mittelpunkt des Geschehens, deren Lebenslauf den Vorstellungen vom „richtigen“ Sowjetmenschen in nahezu idealer Weise entsprach, denn sie war in ärmlichen Verhältnissen in Lettgallen aufgewachsen. Gleich nach der Promotion im Jahr 1955 hatte die damals 32-jährige Kanāle – sie war bereits im Alter von 24 Jahren der Partei beigetreten –, die Stelle des stellvertretenden Direktors für wissenschaftliche Arbeit am Institut für Ethnographie und Folklore an der Akademie der Wissenschaften erhalten. Doch schon ein paar Monate später wurde ihr die Leitung des Lehrstuhls für Geschichte der UdSSR an der Historisch-Philologischen Fakultät angeboten. Kanāle stand zudem aber in enger Beziehung mit führenden Nationalkommunisten wie Pauls Dzērve (1918–1961)⁷ und Eduards Berklavs (1914–2004); beide hatten ihre Ansichten

⁵ LVU Vēstures fakultātes partijas biroja sēdes protokols [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der Historischen Fakultät an der LVU], 12.3.1954, in: LVA, PA-788-2-55, Bl. 22.

⁶ Ebenda, Bl. 28.

⁷ Pauls Dzērve leitete das Ökonomieinstitut an der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR offiziell von 1958 bis 1960, blieb jedoch nur bis Ende 1959 im Amt des Direktors. Aufgrund der in seiner Arbeit angeblich aufgetretenen „ernsthaften Verstöße revisionistischen und nationalistischen Charakters“ wurde ihm am 13.6.1960 der Titel des Korrespondierenden Akademiemitglieds aberkannt. Siehe LPSR ZA Kopsapulces protokols [Versammlungsprotokoll der Akademie der Wissenschaften der LSSR], Nr. 33/103, 13.6.1960, in: Archiv der Lettischen Akademie

bereits Ende der 1940er Jahre erheblich geprägt, als sie gemeinsam im Komsomol-Komitee der Stadt Riga arbeiteten.⁸ Das Angebot der LVU hatte ihr die seit 1954 als Dekanin der Fakultät amtierende Russlandletin Elga Stanke (1922–1995) gemacht. Sie kannte Kanāle, die zu Kriegsbeginn in die Sowjetunion evakuiert worden war, seit 1941. Damals war Kanāle auch dem Komsomol beigetreten; die Zeit der Evakuierung verbrachte sie in der Čuvašischen Autonomen Sowjetrepublik. In der zweiten Hälfte des Jahres 1944 wurde sie aufgefordert, in Moskau im Range einer Inspektorin als Dolmetscherin in der Personalabteilung beim Rat der Volkskommissare der Lettischen SSR zu arbeiten. So gelangte Kanāle in das Netzwerk der sowjetischen Nomenklatur. Die universitäre Stelle als Lehrstuhlleiterin für Geschichte der UdSSR erhielt sie maßgeblich aufgrund der Moskauer Politik in den neuen Sowjetrepubliken.

II.

Seit 1954/55 wurden in der Abteilung für Geschichte keine Studenten mehr in die russischen Gruppen aufgenommen, was faktisch bedeutete, dass es ab 1957/58 keine Gruppen für russischsprachige Studierende mehr geben sollte. So bestand auch kein Bedarf mehr an Lehrkräften, die nur Russisch und kein Lettisch beherrschten. Die neue Situation hätte theoretisch dazu dienen können, sich der „orthodoxen Stalinisten“ und

der Wissenschaften (*Latvijas Zinātņu akadēmijas arhīvs*, Riga, künftig LZAA) Bestand 1, Findbuch 15, Akte 3333, Bl. 87, 94.

⁸ Veronika Kanāle arbeitete nach ihrem Geschichtsstudium an der LVU (1944–1947) von 1947 bis 1949 als Propagandasekretärin im Rigaer Komitee des Komsomol (*Latvijas Ļeņina komunistiskā jaunatnes savienība* [Verband der leninistisch-kommunistischen Jugend Lettlands], LĻKJS), danach war sie von 1949 bis 1950 stellvertretende Abteilungsleiterin beim ZK des LĻKJS; 1952/53 war sie im Rigaer Bezirksparteikomitee tätig, wo sie die Abteilung für Schul- und Hochschulwesen leitete. Es heißt, Pauls Dzērve sei derjenige gewesen, der sie aufforderte, die Aspirantur anzutreten. Neben Jānis Zutis und Arnolds Deglavs war Dzērve auch Opponent ihrer historischen Kandidatendissertation, die sie 1955 unter dem Titel „Die Erneuerung der Sowjetmacht in Lettland im Jahr 1940“ (*Padomju varas atjaunošana Latvijā 1940. gadā*) verteidigte. Während dieser Zeit war sie weiterhin an der Akademie der Wissenschaften tätig, z.B. in der Gesellschaft für die Popularisierung politischen und wissenschaftlichen Wissens als Sekretärin der Sektion für Geschichte, außerdem war sie Agitatorin und Lektorin des ZK der LKP. Kanāle war auch mit dem Nationalkommunisten Vilis Krūmiņš (1919–2000) bekannt, mit dem sie 1952/53 zusammengearbeitet hatte, als Krūmiņš Sekretär des Rigaer Bezirksparteikomitees war. Siehe Личный листок по учету кадров [Personalausweis für die Erfassung der Kader], 1.9.1955, in: Archiv der Lettischen Universität (*Latvijas Universitātes arhīvs*, Riga, künftig LUA), Findbuch 7, Akte 10108, Bl. 2; Характеристика Вероники Канале, выдана Институтом истории и материальной культуры Академии Наук ЛССР [Charakteristik von Veronika Kanāle, erstellt vom Institut für Geschichte und materielle Kultur der Akademie der Wissenschaften der LSSR], 19.9.1955, in: ebenda, Bl. 10.

der „Immigranten-Lehrkräfte“, die kein Lettisch sprachen, ohne große Anstrengung zu entledigen. In der Praxis jedoch war dies nicht so leicht zu realisieren. Alise Padoma z.B., eine Dozentin für Alte Geschichte, die nicht der Partei angehörte und als gebürtige Lettin kein Lettisch sprach, geriet in eine ambivalente Lage. Nachdem sie ihr Studium an der Moskauer Staatsuniversität absolviert hatte und nach Lettland beordert worden war, erlangte sie 1951 ihre Stelle an der LVU. Zwar warnte die Leitung der Fakultät Padoma bereits 1954, dass sie im nächsten akademischen Jahr nicht mehr mit der vollen Arbeitszeit rechnen könne⁹ – was Padoma mit einer Klage beim Rektor beantwortete. Trotzdem wurde ihr 1955 gekündigt, aber erst, nachdem sie aus freien Stücken ein Kündigungsschreiben eingereicht hatte, da sie beabsichtigte, nach Moskau zurückzukehren. Nach Moskau ging im selben Jahr auch die russische Dozentin I. Andreeva, die am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte angestellt war.

Andreeva wurde durch Aleksandra Rolova (*1920) abgelöst, die nun eine volle Stelle angeboten bekam. Rolova stammte aus einer reichen Familie Rigaer Juden. Sie hatte ihr Studium noch 1939 an der Lettischen Universität aufgenommen, doch schloss sie es an der Leningrader Staatsuniversität ab.¹⁰ 1954 erhielt sie eine halbe Stelle an der universitären Abteilung für Geschichte, als die Historische Fakultät des Lettischen Staatlichen Pädagogischen Instituts (*Latvijas Valsts pedagoģiskais institūts*), wo Rolova das Fach Allgemeine Geschichte unterrichtete, der LVU angegliedert wurde. Zur gleichen Zeit nahm Igors Greitjānis, der aus ideologischer Sicht eine „saubere“ Biografie vorweisen konnte, an der Abteilung für Geschichte der LVU die Arbeit als Dozent am Lehrstuhl für Geschichte der UdSSR auf.¹¹

Es ist wahrscheinlich, dass der Verzicht auf russischsprachige Studienruppen die Historisch-Philologische Fakultät zu weiteren Veränderun-

⁹ Vēstures fakultātes dekāna A. Fektera vēstule LVU rektoram, prof. Jurgenam [Brief des Dekans der Historischen Fakultät A(ndrejs) Fekters an den Rektor der LVU, Prof. Jurgens], 1.6.1954, in: LUA, 7-2025, Bl. 13.

¹⁰ Die „bürgerliche“ Abstammung Rolovas wurde durch ihre Heirat 1947 mit dem berühmten sowjetischen Künstler Pavel (Pesah) Rolov, einem Mitglied der Kommunistischen Partei, kompensiert. Er war eine Zeit lang Direktor des Staatlichen Puppentheaters der Lettischen SSR gewesen und hatte von seinen Beziehungen Gebrauch gemacht, um seiner Frau eine Anstellung an der LVU zu besorgen, nachdem sie 1954 ihre Stelle am Lettischen Staatlichen Pädagogischen Institut verloren hatte. Siehe Laulības apliecināšana [Abschrift der Ehebescheinigung], 30.8.1954, in: LUA, 7-9842, Bl. 11; Interview mit Aleksandra Rolova, 2.7.2008.

¹¹ Igors Greitjānis (1928–2002) stammte aus einer Arbeiterfamilie, wurde 1940 in die Jugendorganisation der Pioniere aufgenommen, 1946 in den Komsomol; von 1945 bis 1948 lernte er an der Pädagogischen Schule in Jelgava, an der er während des vierten Studienjahres das Amt des Komsomol-Ortsgruppenleiters innehatte. Von 1948 bis 1952 studierte er an der Fakultät für Geschichte des Lettischen Staatlichen Pädagogischen Instituts. Nach dem Studium wurde er am Lehrstuhl für Geschichte der UdSSR dieses Instituts als Lektor angestellt, bald darauf erhielt er seine Anstellung an der LVU. Seit 1955 gehörte er der Kommunistischen Partei an. Siehe Igors Greitjāņa autobiogrāfija [Autobiografie von Igors Greitjānis], 28.9.1954, in: LUA, 7-10876, Bl. 6.

gen veranlasste. Der Lehrstuhlleiter im Bereich Geschichte der UdSSR, Arkadij Fituni, der zu den „orthodoxen Stalinisten“ gehörte, verlor seine Stelle 1955, offiziell aus formalen Gründen. Im akademischen Jahr 1955/56 übernahm, wie erwähnt, Veronika Kanāle die Leitung dieses Lehrstuhls.

Der 20. Kongress der KPdSU im Februar 1956 gab dem Prozess der Entstalinisierung der sowjetischen Gesellschaft weitere positive Impulse, was sich auch auf den Personalbestand der Abteilung für Geschichte der LVU auswirkte. Vorläufig erfuhr das Personal eine Erweiterung, indem Kommunisten „mit Erfahrung“ in der pädagogischen Arbeit angestellt wurden. Das waren Personen, die vor dem Zweiten Weltkrieg in Lettland geboren worden waren, ihre Hochschulausbildung jedoch in den Jahren 1944–1953 erworben hatten. Während des Krieges hatten sie sich als Zivilisten im sowjetischen Hinterland aufgehalten oder dort Militärdienst geleistet und waren ideologisch engagiert. Zudem kamen sie aus der Republikanischen Parteischule des ZK der LKP, an welcher auch Kanāle von 1951 bis 1955 Geschichte unterrichtet und die ideologisch-politischen Anforderungen an zukünftige Lehrkräfte kennen gelernt hatte. Auf diese Weise wurde das Lehrpersonal bis 1956 um solche Kommunisten erweitert, die der nationalkommunistisch gesinnten Lehrstuhlleiterin Kanāle geeignet erschienen, um ein Gleichgewicht zu den „orthodoxen Stalinisten“ aufrechtzuerhalten. Sie ließ somit ihren großen Einfluss auf die Vorgänge in der Fakultät deutlich werden.

Auf Vorschlag Kanāles wurde eine freigewordene Stelle am Lehrstuhl für die Geschichte der UdSSR der 54-jährigen Russlandletin Ekaterina (Katrina) Ripa angeboten. Zwar gehörte Ripa formal gesehen zur Generation der „orthodoxen Stalinisten“.¹² Doch war sie im Grunde eine fest überzeugte Idealistin, eine wahre Anhängerin der Ideen Lenins, die an die kommunistische Ideologie glaubte.¹³ Sie wurde zudem im Nachhinein

¹² Ekaterina Ripa (1902–1993) wurde in Lettland geboren. Im Alter von 19 Jahren trat sie 1921 der illegalen LKP bei, wurde jedoch gleich darauf verhaftet. Im gleichen Jahr gelangte sie nach Sowjetrußland, indem man sie gegen Letten, die während oder nach dem Ersten Weltkrieg nach Rußland geflohen waren, austauschte. Von 1922 bis 1926 studierte sie an der Kommunistischen Universität der nationalen Minderheiten des Westens (Julian Marchlewskij-Universität), einer Einrichtung der Komintern in Moskau. Von 1939 bis 1940 absolvierte sie ein „Aufbaustudium“ an der Fakultät für Geschichte der UdSSR am Moskauer Pädagogischen Institut. Ihre Kandidatendissertation zum Thema „Die Arbeiterbewegung in Riga während des revolutionären Aufstiegs 1912–1914“ verteidigte Ripa 1953 an der Akademie der Gesellschaftswissenschaften des ZK der KPdSU. Siehe Личный листок по учету кадров 28 июня 1956 года [Personalzettel für die Erfassung de Kader], 28.6.1956, in: LUA, 7-6691a, Bl. 11.

¹³ Der Historiker Ilgvars Butulis erinnerte sich: „Ekaterina Ripa gehörte zu denjenigen Menschen, die der kommunistischen Idee ergeben waren, doch sollte man ihr die bolschewistischen Merkwürdigkeiten verzeihen, denn bei ihr kam das von Herzen“. Interview mit Butulis, 13.6.2008.

als „Kennerin der Geschichte“ und als „gute Pädagogin“ charakterisiert.¹⁴ Bereits 1940/41 hatte Ripa an der LVU am Lehrstuhl für Geschichte der Völker der UdSSR gearbeitet,¹⁵ doch übernahm sie 1956 die Abteilung für die Geschichte der UdSSR vom Beginn des Imperialismus bis zur Gegenwart. Gerade dieser Bereich galt damals aufgrund seiner ideologischen Bedeutung als recht kompliziert.¹⁶

Zur gleichen Zeit wurde auch Maksim Duchanov am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte angestellt. Er war in Leningrad geboren, doch hatte er vor dem Zweiten Weltkrieg bereits in Lettland gelebt. Nach dem Studium an der Moskauer Staatsuniversität von 1944 bis 1948 kehrte er wieder dorthin zurück und arbeitete an der Republikanischen Parteischule des ZK der LKP.¹⁷ Mitte der 1950er Jahre erfüllten die ehemaligen Dozenten der Parteischule wie Ripa, Duchanov und Kanāle eine wichtige gesellschaftliche Funktion – sie sollten an der Historisch-Philologischen Fakultät die „öffentliche Meinung“ bilden und mobilisieren. Dafür bekleideten sie Ämter als Sekretäre der Parteiorganisation und waren Mitglieder des Parteibüros der LVU.

¹⁴ LVU Vēstures un filoloģijas fakultātes PSRS vēstures katedras vadītājas V. Kanāles vēstule LKP CK sekretāram N. Muravjovam [Brief der Leiterin des Lehrstuhls für Geschichte der UdSSR an der Historisch-Philologischen Fakultät der LVU an den Sekretär des ZK der LKP N(ikolaj) Murav'ev] 22.8.1959, in: LVA, PA-788-1-38, Bl. 91.

¹⁵ Nach der zweiten Okkupation Lettlands durch die Sowjetunion war Ripa von 1944 bis 1946 Lektorin im Parteikomitee der Stadt Riga und am ZK der LKP; von 1946 bis 1956 lehrte sie Geschichte der UdSSR und leitete den entsprechenden Lehrstuhl an der Republikanischen Parteischule des ZK der LKP. Zu dieser Zeit (1945–1951) lehrte sie auch an der so genannten Abenduniversität für Marxismus-Leninismus des Rigaer Parteikomitees. Siehe LVU rektora informācija izglītības tautas komisāram [Information des Rektors der LVU für den Volkskommissar für Bildung], 13.12.1940, in: LUA, 7-6691a, Bl. 1; Vēstures un filoloģijas fakultātes dekāna lūgums LVU rektoram [Ersuchen des Dekans der Historisch-Philologischen Fakultät an den Rektor der LVU], 16.5.1941, in: ebenda, Bl. 4; Личный листок по учету кадров [Personalzettel für die Erfassung der Kader], 3.7.1956, in: ebenda, Bl. 11.

¹⁶ Jekaterinas Ripas raksturojums, ko parakstījusi PSRS vēstures katedras vadītāja V. Kanāle, Vēstures un filoloģijas fakultātes dekāne E. Stanke, partijas pirmorganizācijas sekretāres vietniece T. Pabausaka [Charakteristik von Ekaterina Ripa, unterschrieben von der Leiterin des Lehrstuhls für Geschichte der UdSSR V. Kanāle, der Dekanin der Historisch-Philologischen Fakultät E. Stanke, der stellvertretenden Sekretärin der Basiseinheit der Partei T. Pabausaka], o.D., in: ebenda, Bl. 29.

¹⁷ Duchanov (vgl. Anm. 4) hatte seit seinem siebten Lebensjahr in Lettland gelebt. 1941 flüchtete er in die UdSSR, während des Zweiten Weltkrieges diente er in der Roten Armee, wurde schwer verwundet und daraufhin demobilisiert. Seit 1955 war er Mitglied der Kommunistischen Partei. Den akademischen Grad des Kandidaten der historischen Wissenschaften erlangte er 1962. Siehe Автобиография Максима Духанова [Autobiografie von Maksim Duchanov], 16.8.1956, in: LUA, 11604, Bl. 5.

III.

Auch die folgenden Veränderungen im Personal der Fakultät wurden durch die Politik der Partei bestimmt; nur sie machte es der Universität möglich, sich von den „orthodoxen Stalinisten“ zu befreien. Am 6. Dezember 1956 beschloss das Büro des ZK der LKP, dass jeder Angestellte der Universität innerhalb von zwei Jahren die lettische Sprache auf Alltagssprachlichem Niveau zu erlernen hatte. Ein spezieller Ausschuss der Parteiorganisation der Stadt Riga sollte überprüfen, ob und wie die Historische Fakultät im akademischen Jahr 1956/57 diesen Beschluss in der Lehre umsetzte. Der Ausschuss stellte diesbezüglich fest, dass z.B. der Russlandlette Jānis Svikke (1885–1976) sehr schlechte Vorlesungen halte und dass die Vorlesungen der Lektorin Ērika Stumbiņa (*1927), einer Russlandletin, in den Fächern Historiographie der UdSSR und Geschichte der Estnischen SSR von sehr dürftigem theoretischen Niveau seien; zudem fehle ihr die richtige Fachausbildung, da sie nicht in Geschichte, sondern in Jura promoviert hatte.¹⁸

Die Bildungsreform Chruščevs von 1958 forderte wie erwähnt die „Pädagogisierung“ der Hochschulen, was auch bedeutete, keine wissenschaftlichen Fragen mehr zu stellen und keine Forschung mehr zu betreiben. Während die Abteilung für Geschichte in Riga die von der Partei vorgegebene Richtung in der Bildungspolitik akzeptierte, geschah an der Staatsuniversität Tartu, wo Jurij M. Lotman (1922–1993) und seine Kollegen an der Abteilung für Russische Literatur weiterhin ernsthafte Forschung betrieben¹⁹, genau das Gegenteil. An der Staatuniversität in Riga wurden die Schwerpunkte hingegen anders gesetzt; es stand also nicht zum Besten um die Aufrechterhaltung einer „klassischen“ historischen Universitätsausbildung.

Doch kommen wir zurück zu den Fragen des Kaderaustausches an der LVU. Kanāle erläuterte ihr diesbezügliches Vorgehen damit, dass Vorlesungen für lettische Studenten auf Russisch nicht mehr den Anweisungen des ZK der LKP entsprachen.²⁰ Daraus darf man schließen, dass das entscheidende Kriterium beim Personalwechsel an der Historischen Fakultät nicht die Professionalität, sondern die Lettischkenntnisse der Kandidaten waren. So wurden im September 1957 drei Lehrkräfte entlassen, die nicht in der Lage waren, ihre Lehrveranstaltungen auf Lettisch zu halten und „ernste pädagogische Arbeit“ zu leisten – Arkadij Fituni, Ērika Stumbiņa

¹⁸ LVU Vēstures un filoloģijas fakultātes PSRS vēstures katedras vadītājas V. Kanāles vēstule (wie Anm. 14).

¹⁹ WALDSTEIN, *Russifying Estonia* (wie Anm. 2), S. 578.

²⁰ ВЕРОНИКА КАНАЛЕ: Справка по вопросу увольнения доц. Фитуни А. П. [Notiz zur Frage der Entlassung des Dozenten A. P. Fituni], 28.9.1957, in: LUA, 7-780, Bl. 95.

und Valentina Anisimova.²¹ Erst jetzt, während der Entstalinisierung, war es möglich, auch Jānis Svikke zu entlassen, dessen Vorlesungen schon Jahre zuvor als „schlecht“ galten und zu Klagen geführt hatten.²² Im Sommer 1956 ging sogar eine anonyme Beschwerde bei der Abteilung für Forschung und Hochschulbildung am ZK der KPdSU in Moskau ein: Die Vorlesungen Svikkes enthielten „viel Talmudismus“ und seien „systemlos und metaphysisch“. Die anonymen Autoren erklärten, dass Svikke als Lektor großen Schaden anrichten könne. Ließe man ihn weiterhin dozieren, käme dies einem Verbrechen gegen die Gesellschaft gleich, weil man so bewusst zuließe, dass den Studenten die allerwichtigste Geschichtsperiode des 20. Jahrhunderts mehr schlecht als recht beigebracht würde.²³ Moskau erhielt auf diese Weise die Information, dass die Leitung der LVU sich geweigert hatte, dieses Problem zu lösen. Sie habe erklärt, Svikke sei ein alter Revolutionär; dass er schlecht doziert, sei längst bekannt, aber da „können wir nichts unternehmen“.²⁴ Im September 1956 schlug die Hauptverwaltung der Universitäten und Hochschulen für Wirtschafts- und Rechtswissenschaften am Ministerium für Hochschulbildung der UdSSR Rektor Jurgens vor, Svikke doch nahe zu legen, in Rente zu gehen. Seine Entlassung erfolgte schließlich 1957.

Lehrkräfte, die vor 1953 entlassen worden waren, konnten nun wieder eingestellt werden, wenn der Rektor seine Zustimmung erteilte. Auf Beschluss der sowjetischen Regierung wurde 1957 der mittlerweile rehabilitierte Dozent Samuils Levitāns nach fünf Jahren Haft und Verbannung wieder angestellt. In seiner Charakteristik hieß es, er sei als Hochschullehrer „sehr qualifiziert“ und lasse „große Gelehrsamkeit in den historischen Wissenschaften“ erkennen.²⁵ Auch der Althistoriker Gustavs Lukstiņš wurde zurück an die Fakultät geholt. Der Grund seiner Entlassung im Sommer 1951 war die einstige Ehrenmitgliedschaft in der Organisation der *Aizsargi* gewesen. Rektor Jurgens sorgte dafür, dass diejenigen Lehrkräfte, die bis 1953 ideologisch und politisch engagiert gewesen waren und deren Professionalität Zweifel hervorrief, nun ihren Platz für die einst Verurteilten oder sozial Geächteten räumen mussten.

Doch erntete diese Politik des Personalwechsels auch Kritik. Gegen die Entlassung von Dozenten, die des Lettischen unkundig waren, aber

²¹ LVU Vēstures un filoloģijas fakultātes PSRS vēstures katedras vadītājas V. Kanāles vēstule (wie Anm. 14).

²² Прокурор города Риги ректору ЛГУ Юргену Я. Я. [Der Staatsanwalt der Stadt Riga an den Rektor der LVU Ja. Ja. Jurgens], 16.3.1950, in: LUA, 7-2728, Bl. 129.

²³ Главное управление университетов, экономических и юридических вузов Министерства высшего образования СССР ректору ЛГУ Юргену Я. Я. [Hauptverwaltung der Universitäten, Wirtschafts- und Juristischen Hochschulen des Ministeriums für Hochschulbildung der UdSSR an den Rektor der LVU Ja. Ja. Jurgens], 22.6.1956, in: ebenda, Bl. 157.

²⁴ Ebenda.

²⁵ LVU Vēstures un filoloģijas fakultātes PSRS vēstures katedras vadītājas V. Kanāles vēstule (wie Anm. 14).

der Partei angehört waren, wandte sich im Oktober 1958 Alma Zīle vom Lehrstuhl für Geschichte der UdSSR. Sie kritisierte das Parteibüro der Fakultät dafür, dass es in ideologischen Fragen nicht die Position der KPdSU vertrete. Ihre Beschwerde war von der Entlassung der Dozentin Stumbiņa ausgelöst worden, deren Vorlesungen nach Ansicht Zīles sowohl methodologisch als auch theoretisch viel besser waren als die des an ihrer Stelle eingestellten Lukstiņš.²⁶ Zīle war aber die einzige unter den erst nach 1944 nach Riga gekommenen Dozenten, die nun gegen die Personalpolitik der Fakultät protestierte. Ihre Kritik drückte sich schon darin aus, dass sie Kanāle, die neue Leiterin des Lehrstuhls für Geschichte der UdSSR, und auch andere junge Kollegen für ungebildet hielt. Sie weigerte sich aber, ihre eigene Kandidatendissertation zur Besprechung am Lehrstuhl einzureichen, und veröffentlichte ohne dessen Zustimmung einen Aufsatz. So brachte sie Dissonanzen in die Arbeit des Lehrstuhls, zumal sie der Meinung war, die dort angestellten Lehrkräfte seien nicht imstande, ihr Hilfe zu leisten.²⁷ Im Herbst 1958 wurde die angespannte Situation dadurch gelöst, dass man Zīle dem Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte zuteilte. Als Begründung wurde vorgebracht, dass dieser Lehrstuhl nur über eine „dünne Parteischicht“ verfüge, da dort nur zwei Kommunisten arbeiteten, einer von ihnen sogar nur als Halbtagskraft.²⁸

Zīle, die seit 1952 Parteigenossin war, reichte schließlich am 14. August 1959 beim ZK-Sekretär Arvīds Pelše (1899–1983) eine Klage über Veronika Kanāle ein. Hierin behauptete sie, Kanāle trage häufig fehlerhafte theoretische Ansichten vor und sei von allen, die den Lehrstuhl innegehabt hatten, die am wenigsten kultivierte Person. Allerdings erntete Zīle selbst Kritik seitens der Mitglieder des Parteibüros der LVU, da sie nicht imstande war, ihre Anschuldigungen gegenüber Kanāle zu beweisen. Sie lieferte nur einen Hinweis hinsichtlich Kanāles angeblicher Äußerungen während einer Konferenz über die koloniale Politik des Zarenreichs.²⁹

Dies war im Übrigen der letzte in den Archiven nachzuweisende Fall einer Auseinandersetzung an der Historisch-Philologischen Fakultät unter Zuhilfenahme von Denunziationen, die direkt an die Partei, die Sicherheitsdienste oder gleich an die Zentrale in Moskau gerichtet waren, was oft anonym geschah. Während diese Form der Auseinandersetzung unter Kollegen bis 1953 ein durchaus verbreitetes Machtinstrument gewesen war, bieten die Protokolle der Fakultätsratssitzungen in den 1960er Jahren kei-

²⁶ Протокол заседания партийного бюро Факультета истории и филологии [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der Historisch-Philosophischen Fakultät], 3.10.1958, in: LVA, PA-788-2-119, Bl. 9.

²⁷ Протокол заседания партийного бюро Факультета истории и филологии [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der Historisch-Philosophischen Fakultät], 19.6.1959, in: LVA, PA-788-2-128, Bl. 4.

²⁸ Протокол заседания партийного бюро (wie Anm. 26).

²⁹ Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 14.10.1959, in: LVA, PA-788-1-38, Bl. 77.

nen Hinweis darauf, dass derartige Konflikte über den Umweg höherer staatlicher Stellen ausgetragen worden wären. Um Kritik an unliebsamen Kollegen zu üben, nutzte man allerdings weiterhin die ideologische Sprache des Regimes, wie an einem weiteren Fall noch gezeigt werden wird.

IV.

In der Zeit von 1953 bis 1958 wurden die „orthodoxen Stalinisten“ und deren Einfluss in der Abteilung für Geschichte an der Historisch-Philologischen Fakultät beseitigt. Der konsequente Personalwechsel löste in erster Linie ein ideologisches Problem, denn als Ersatz wurden Lehrkräfte angestellt, die vor dem Zweiten Weltkrieg in Lettland gelebt und gearbeitet hatten und zumeist liberaler Gesinnung waren, was sie den Nationalkommunisten nahe stehen ließ. Zu ihnen gehörten einerseits Dozenten der älteren Generation, die, wie man damals sagte, zur „alten, bürgerlichen“ Elite der Vorkriegszeit gehörten, und andererseits Jüngere, die bereits einen sowjetischen Hochschulabschluss vorweisen konnten. Meist hatten deren Eltern 1940/41 die Sowjetmacht aktiv unterstützt, oder sie selbst waren schon früh den Pionieren oder dem Komsomol beigetreten. Als sie ihren Hochschulabschluss erwarben, waren manche von ihnen schon Mitglieder der KPdSU.

Eine solche Biographie konnte auch Jānis Cielavs vorweisen. Er hatte 1955 sein Geschichtsstudium an der LVU abgeschlossen und wurde unmittelbar darauf am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte als Lektor eingestellt.³⁰ Auch Ojārs Niedre erhielt gleich nach seinem Hochschulabschluss 1957 eine Stelle am Lehrstuhl für Geschichte der UdSSR.³¹ Doch bereits

³⁰ Jānis Cielavs (*1931) trat 1940 im Alter von neun Jahren den Pionieren bei. Sein Vater, Roberts Cielavs, war während des ersten Jahres der Sowjetmacht in Lettland aktiv, wofür er in den ersten Tagen der deutschen Besetzung im Juli 1941 erschossen wurde. Nach der Wiederherstellung der Sowjetmacht und noch während der Schulzeit trat er um 1947 herum in den Komsomol ein. Zudem war er bis zum Schulabschluss 1950 Komsomol-Sekretär und bekleidete zugleich das Amt seines eigenen Stellvertreters. Während des Studiums an der LVU (1950–1955) war er von 1952 bis 1954 als außerordentlicher Lektor bei der Lektorengruppe des ZK des LĻKJS tätig. Er betrieb Propaganda, indem er unter der Leitung der Dozenten des Lehrstuhls für Dialektischen und Historischen Materialismus öffentlich Referate hielt. 1955 trat er der KPdSU bei. Siehe Jāņa Cielava autobiogrāfija [Autobiografie von Jānis Cielavs], 4.11.1955, in: LUA, 7-501, Bl. 4.

³¹ Ojārs Niedre (1929–2009) wurde bereits mit langjähriger Erfahrung im Komsomol an der Historisch-Philologischen Fakultät der LVU immatrikuliert. 1949/50 war er Ältester der Pionier-Organisation an der Mittelschule von Tukums, ab 1950 Leiter der Abteilung für Agitation und Propaganda im Bezirkskomitee Tukums des LĻKJS; von 1950 bis 1952 war er Leiter der Ortsgruppe des Komsomol an der 1. Mittelschule von Tukums. 1952 trat er der KPdSU bei. Allerdings war er während der deutschen Besetzung 1944 in den Arbeitsdienst rekrutiert und nach Polen geschickt worden; man attestierte ihm im Jahr 1945 jedoch „politisch korrektes“ Verhalten, da er die britischen Besatzungsbehörden darum gebeten habe, ihn in die sowjetische Besatzungszone zu versetzen. Auf diese Weise kehrte er in die UdSSR

im selben Jahr löste ihn der parteilose Alnis Svēlpis ab.³² Es ist sehr wahrscheinlich, dass dies auf Initiative von Lukstiņš geschah; Svēlpis wurde kurz danach dessen Aspirant im Fach Alte Geschichte.

Im Allgemeinen war somit die „kommunistische gesellschaftlich-politische Atmosphäre“ an der Historisch-Philologischen Fakultät durchaus gesichert. Als Ausnahmen können Jānis Zutis, der parteilose Leiter des Lehrstuhls für Allgemeine Geschichte, und die ebenfalls parteilosen Mārgers Štepermanis und Teodors Zeids gelten, die im „bürgerlichen“ Lettland ihre Karriere als etablierte Historiker begonnen hatten. Man ließ sie weiterhin an der Fakultät tätig sein, ihre professionelle Erfahrung und Kompetenz waren hoch geschätzt. Sie waren außerdem die akademischen Lehrer vieler jüngerer Kollegen, weshalb sie als Autoritäten geachtet blieben. Zudem erschienen damals vergleichsweise seriöse wissenschaftliche Veröffentlichungen aus ihrer Feder. Sie arbeiteten auch gleichzeitig am Institut für Geschichte und materielle Kultur (ab 1959: Institut für Geschichte) an der Akademie der Wissenschaften. Štepermanis, der seit 1949 nicht mehr an der Universität, sondern nur noch am Staatlichen Pädagogischen Institut gearbeitet hatte, war 1954/55 erneut mit einer halben Stelle eingestellt worden.³³ Vom 1. September 1960 an vertrat er den erkrankten Lehrstuhlleiter Zutis, dessen Amt ihm 1961 hauptverantwortlich anvertraut wurde. Im gleichen Jahr gab er auch seine Arbeit am Akademieinstitut für Geschichte auf. Nachdem Zutis 1962 gestorben war, konnte Štepermanis als einziger Dozent an der Fakultät einen Doktorgrad in Geschichte vorweisen. Er hatte 1960 seine Monografie „Bauernaufstände in Livland 1750–1784“³⁴ als Dissertation eingereicht, deren Anfänge in das Jahr 1938 zurückreichten. 1957 war er für diese Studie sogar mit dem Staatspreis der Lettischen SSR ausgezeichnet worden, was als Paradebeispiel des sozialistischen Liberalismus der nachstalinistischen Zeit gilt. Dass er immer noch kein Parteimitglied war, konnte an der LVU nicht als außergewöhnlich gelten, an der 16 der 35 Lehrstuhlleiter parteilos waren.³⁵

zurück. 1957 nahm Niedre seine Arbeit an der Fakultät auf. In dieser Zeit war sein Bruder Aivars Sekretär des Komsomol-Komitees der Stadt Riga. Siehe Kadru uzskaites lapa [Liste der Registrierung der Kader], 14.9.1957, in: LUA, 7-8077, Bl. 2; Ojāra Niedres autobiogrāfija [Autobiografie von Ojārs Niedre], 14.9.1957, in: ebenda, Bl. 5.

³² Alnis Svēlpis (1928–1990) arbeitete nach seinem Studium an der Historischen Fakultät (1948–1953) drei Jahre im Museum für Geschichte der Lettischen SSR. 1956 leitete er dort die Abteilung der „Großen sozialistischen Oktoberrevolution“. Zu dieser Zeit nahm er zugleich seine Aspirantur an der Fakultät auf. Siehe Личный листок по учету кадров [Personalzettel für die Erfassung der Kader], 13.10.1956, in: LUA, 7-9511, Bl. 2.

³³ Mārgera Štepermaņa autobiogrāfija [Autobiografie von Mārgers Štepermanis], 24.9.1954, in: LUA, 7-5461, Bl. 130r.

³⁴ MĀRĢERS ŠTEPERMANIS: Zemnieku nemieri Vidzemē 1750–1784 [Bauernaufstände in Livland 1750–1784], Riga 1956.

³⁵ Протокол собрания партийной организации ЛГУ [Sitzungsprotokoll der Parteiorganisation der LVU], 26.6.1963, in: LVA, PA-788-1-47, Bl. 33.

V.

Diese Lettisierung „im kommunistischen Stil“ fand jedoch mit dem „Beschluss über ernsthafte Mängel in der Personalarbeit und in der Durchführung der Nationalitätenpolitik in der Lettischen SSR“, den das 7. Plenum des ZK der LKP am 7./8. Juli 1959 verabschiedete, ein jähes Ende.³⁶ Nun wurde während einer Diskussion im Parteibüro der Universität Rektor Jurgens Ende Juli vorgeworfen, er habe Lehrkräfte am Lehrstuhl für Geschichte der UdSSR aufgrund fehlender lettischer Sprachkenntnisse entlassen.³⁷ In diesem Kontext musste sich nun auch Veronika Kanāle am 22. August 1959 vor Nikolaj Murav'ev, dem stellvertretenden Leiter der Abteilung für Wissenschaft, Schulwesen und Kultur am ZK der LKP, verantworten.³⁸ Das Verdacht auf „nationalistische Stimmungen“ in der Parteipolitik wurde dabei unter anderem damit belegt, dass lettische Studenten sich gegenüber der Notwendigkeit, Russisch zu lernen, doch recht leichtsinnig verhielten. Außerdem habe es Aufforderungen zum Eintritt in die Partei gegeben, um „gegen die russische Herrschaft“ zu kämpfen, „Sowjetletten“ seien nicht mehr eingestellt worden und die Studenten würden nicht ausreichend dazu motiviert, für die „wahre Freundschaft mit dem russischen Volk“ einzutreten.³⁹

Nach dem Juli-Plenum der LKP erhielten die Hochschuldozenten den Auftrag, künftig ihre erzieherische Arbeit mit den Studenten zu verbessern und ihnen die Plenumsbeschlüsse zur Nationalitätenfrage einleuchtend zu erklären.⁴⁰ An der Historisch-Philologischen Fakultät wollte man dieser ideologischen Arbeit offenbar damit nachkommen, anschauliche Beispiele vorzuführen. So wurde 1960 z.B. das Verhalten der Studentin Aija Dzērve – nicht mit Pauls Dzērve verwandt – aus der Abteilung für lettische Sprache und Literatur als „bürgerlich-nationalistische Provokation“ heftig kritisiert. Dzērve habe während ihres Praktikums in einer Schule den ihr überantworteten Schülern im Rahmen des Themas „Die Kämpfe in Lettland 1919“ das 1923 erschienene Buch „Daugavas Sargi“ (Die Verteidiger der Düna) zur Lektüre empfohlen und ihnen von Aleksandrs Grīns' (1895–1941) Roman „Dvēseļu putenī“ (Im Schneegestöber der Seelen, 1933/34) erzählt.⁴¹

³⁶ Vgl. zu den Ereignissen WILLIAM PRIGGE: The Latvian Purges of 1959. A Revision Study, in: Journal of Baltic Studies 35 (2004), S. 211-230 (Anm. d. Red.).

³⁷ Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 22.11.1959, in: LVA, PA-788-1-38, Bl. 8.

³⁸ LVU Vēstures un filoloģijas fakultātes PSRS vēstures katedras vadītājas V. Kanāles vēstule (wie Anm. 14).

³⁹ Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 22.7.1959, in: LVA, PA-788-1-38, Bl. 12.

⁴⁰ Протокол заседания кафедры Истории КПСС ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Lehrstuhls für die Geschichte der KPdSU der LVU], 31.8.1959, in: LVA, 1340-20-14, Bl. 2.

⁴¹ Vēstures un filoloģijas fakultātes Zinātniskās padomes sēdes protokols 1960. gada 7. martā [Protokoll der Sitzung des wissenschaftlichen Rats der Historisch-Philologischen Fakultät], 7.3.1960, in: LVA, 1340-30-17, Bl. 134-137.

Damit es so aussah, als käme der Beschluss zur Exmatrikulation Dzērves „von unten“, wurde eine Komsomol-Sitzung einberufen, auf der sie aufgrund ihres „schädlichen“ Verhaltens verurteilt wurde. Die Kommunisten unter den Dozenten waren selbstverständlich anwesend, sie hätten sich dem ohnehin nicht entziehen können, doch sollen sie die Stimmung sogar mit Forderungen nach einem noch härteren Urteil aufgeheizt haben.⁴²

Allerdings gab es zu Beginn der 1960er Jahre noch einige wenige Kommunisten wie z.B. Kanāle mit ihrer nationalkommunistischen „Vergangenheit“, die offen ihre Meinung äußerten. Die Dekanin Elga Stanke beschrieb Kanāles Verhalten auf der erwähnten Komsomol-Sitzung indes als „einfach seltsam“: Die Lehrstuhlleiterin habe Dzērve „ohne Kenntnis der Umstände“ verteidigt, und auf Nachfrage erwidert, man könne die Studentin doch nicht „als Feind betrachten“, da sie einfach ein „ideologisch schlecht erzogener Mensch“ sei, der als Komsomolze „falsch über das estnische Sängerfest geurteilt“ habe.⁴³ Der Zwischenfall wurde auch im Rigaer Stadtkomitee der LKP und im Parteibüro der Universität erörtert. Im Februar 1960 war Dzērve exmatrikuliert worden.⁴⁴

Die neue politische Konjunktur verlangte von den Dozenten, in ihren Vorlesungen politische „Schärfe“ zu demonstrieren und einen direkten Bezug zum Alltag herzustellen. Wer dies nicht befolgte, dem wurde vorgeworfen, er sei zu akademisch.⁴⁵ Wenn ein Mitglied des Lehrkörpers diskreditiert werden sollte, genügte es, in seiner Arbeit etwas zu finden, das als „bürgerlich-nationalistisch“ interpretiert werden konnte. Bereits im Oktober 1958 hatte Alma Zīle im Parteibüro der Historisch-Philologischen Fakultät darauf hingewiesen, dass man sich darum kümmern müsse, was für einen „ideologischen Hintergrund die Vorlesungen des Genossen Lukstiņš“ haben.⁴⁶ Damals war jedoch der Augenblick für derartige Verdächtigungen noch nicht gekommen. Erst 1962 musste Lukstiņš gehen. Aber die öffentliche Kollegenschelte ging, wie bereits angedeutet, auch in den 1960er Jahren weiter. Ojārs Niedre, der bereits erwähnte Dozent am Lehrstuhl für Geschichte der UdSSR, äußerte 1961 auf einer Sitzung

⁴² Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 16.3.1960, in: LVA, PA-788-1-40, Bl. 160.

⁴³ Worin sich diese falsche Beurteilung der Veranstaltung im der benachbarten Sowjetrepublik konkret äußerte, ist nicht überliefert. Ebenda, Bl. 158-159.

⁴⁴ Als das Parteibüro der Universität im Frühjahr 1961 beschloss, einen weiteren Studenten der Historisch-Philologischen Fakultät zu exmatrikulieren, wurden die Büromitglieder, die zugleich Lehrkräfte an der Fakultät waren, damit beauftragt, der Parteiorganisation der Fakultät zu helfen, die Öffentlichkeit dafür zu mobilisieren, die „richtige Lösung des Problems“ zu finden. Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 29.3.1961, in: LVA, PA-788-1-43, Bl. 129.

⁴⁵ Vēstures un filoloģijas fakultātes partijas biroja sēdes protokols [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der Historisch-Philologischen Fakultät], 18.4.1961, in: LVA, PA-788-2-144, Bl. 89.

⁴⁶ Протокол заседания партийного бюро (wie Anm. 26).

des Parteibüros der LVU den Verdacht, Arvīds Salmiņš, sein Kollege vom Lehrstuhl für allgemeine Geschichte, hege „uns fremde Auffassungen“. Während einer zweitägigen Exkursion habe Salmiņš den Studenten weder Kolchose noch Schauplätze des revolutionären Kampfs gezeigt, sondern nur die alten Ritterburgen, als ob diese „die Geschichte Sowjetlettlands“ repräsentierten. „Wir Kommunisten“, betonte Niedre, „zeigen zu viel Loyalität gegenüber solchen wie Salmiņš“. Über deren Weiterbeschäftigung müsse man „ernsthaft“ nachdenken, zeigte er sich überzeugt, denn „solche Leute und ihre Ansichten“ müssten mit aller Strenge bekämpft werden.⁴⁷ Bald darauf reichte Salmiņš seine Kündigung ein; vom 1. September 1962 an erschien er nicht mehr an der Fakultät. In der Begutachtung, die er zum Abschied ausgehändigt bekam, hieß es, er habe in seinen Vorlesungen häufig einen „gewissen Akademismus und Formalismus“ und eine „Entfremdung von der Gegenwart“ gezeigt sowie nicht immer die „notwendige politische Schärfe“ erkennen lassen.⁴⁸

Der Einfluss der Nationalkommunisten an der Historisch-Philologischen Fakultät fand in Folge einer Kampagne im stalinistischen Stil, die vom Juli 1959 bis zum Sommer 1962 währte, sein Ende. Abgeschlossen wurde dieser Prozess mit der Entlassung von Rektor Jurgens 1962, dem mit Valentīns Šteinbergs (*1915) ein enger Vertrauter des ZK-Sekretärs der LKP Augusts Voss (1916–1994) folgte. Im Sommer 1962 forderte Šteinbergs Veronika Kanāle offiziell auf, ihre Stelle als Lehrstuhlleiterin aufzugeben. Als Begründung hieß es in diesem ultimativen Schreiben, Kanāle habe Ende 1961 an der Beerdigung von Pauls Dzērve teilgenommen, obwohl dies seitens der Behörden untersagt worden war. Dzērve war eine Zeit lang Direktor des Instituts für Ökonomie gewesen, dann jedoch in Ungnade gefallen.⁴⁹ Formal wurde Kanāle auf eigenen Wunsch entlassen, doch war der wahre Grund, dass sie der Anweisung des Parteikomitees nicht Folge geleistet und auf diese Weise „Solidarität mit den Nationalisten“ demonstriert habe.⁵⁰

Am Tag der Beerdigung Dzērves hatte Rektor Jurgens alle Lehrstuhlleiter der Universität zu einer Sitzung zusammengerufen. Um Sanktionen wegen ihrer Abwesenheit zu vermeiden, hatte sich Kanāle ein ärztliches Attest besorgt. Am nächsten Tag wurde sie darüber informiert, dass ihre Anwesenheit auf der Beerdigung durch viele Fotos der Staatssicherheit bewiesen sei. Allerdings gewährte man ihr einen gewissen Aufschub und beschloss, die Angelegenheit ohne große Aufregung erst am Ende des akademischen

⁴⁷ Протокол заседания партийного бюро ЛГУ [Sitzungsprotokoll des Parteibüros der LVU], 27.12.1961, in: LVA, PA-788-1-44, Bl. 228-229.

⁴⁸ A. Salmiņa raksturojums, ko parakstījis Vēstures un filoloģijas fakultātes partijas biroja sekretārs M. Duhanovs un dekāna vietniece T. Pabauska [Charakteristik von A. Salmiņš, unterschrieben vom Sekretär des Parteibüros an der Historisch-Philologischen Fakultät M. Duchanov und von der Vizedekanin T. Pabauska], 26.5.1962, in: LUA, 7-3816, Bl. 91.

⁴⁹ Vgl. zu Dzērve Anm. 7, zu den Kontakten zwischen ihm und Kanāle Anm. 8.

⁵⁰ Interview mit Veronika Kanāle, 30.8.2008.

Studienjahres ein halbes Jahr später abzuschließen. Dann reichte Kanāle ihre Kündigung ein. Zum Stellvertreter des Lehrstuhlleiters und kurz darauf zum Nachfolger Kanāles wurde Igors Greitjānis ernannt, der kürzlich seine historische Kandidatendissertation verteidigt hatte. Die Dozentenstelle von Salmiņš erhielt Alberts Varšlavāns, ein Absolvent der LVU und Aspirant des Leningrader Staatlichen Pädagogischen Instituts.⁵¹ Man darf davon ausgehen, dass die Entlassung Salmiņš' nicht allein auf die von Niedre erhobenen Anschuldigungen zurückzuführen war; neben anderen, nicht ausgesprochenen Verdächtigungen waren sie nur ein Vorwand, um ihn loszuwerden. Der Vorwurf Niedres, Salmiņš hege „uns fremde Auffassungen“, richtete sich gegen seine ideologische Haltung, doch sollte zugleich auch seine „asoziale Moral“ entlarvt werden, d.h. seine angebliche Homosexualität.⁵²

* * *

Ogleich der Einfluss der Nationalkommunisten in der Abteilung für Geschichte bereits 1962 kaum mehr zu spüren war, wurde die während der Entstalinisierung eingeführte Ordnung hinsichtlich der Rekrutierung der Lehrkräfte beibehalten, denn die Auswahl erfolgte weiterhin nach zwei Grundkriterien – die Kandidaten mussten Lebens- und Berufserfahrung in Lettland sowie Kenntnisse des Lettischen nachweisen. Die „alten, bürgerlichen“ Dozenten wie Stepermanis bewahrten ihren Einfluss und bauten ihn womöglich sogar noch aus. Die Praxis, dass das Amt des Dekans, das von 1946 bis 1956 der direkten Überwachung durch den Lehrstuhl für Marxismus-Leninismus unterstanden hatte, nur ein aus der RSFSR zugereister Lette oder ein Russe bekleiden durfte, wurde nach zwanzig Jahren aufgegeben: 1964 übernahm das Amt mit Alberts Varšlavāns zum ersten Mal ein Lette, der in Lettland geboren und aufgewachsen war. Die Stimmung an der Historisch-Philologischen Fakultät entspannte sich.

⁵¹ Alberts Varšlavāns (1929–2010) studierte von 1949 bis 1950 und von 1953 bis 1958 an der LVU. Mitglied der KPdSU seit 1959. Siehe Письмо ректора ЛГУ ректору Ленинградского государственного педагогического института им. Александра Герцена [Brief des Rektors der LVU an den Rektor des Leningrader Staatlichen Pädagogischen Herzen-Instituts], 20.3.1962, in: LUA, Alberta Varšlavāna personas lieta [Personalakte von Alberts Varšlavāns], Bl. 2.

⁵² Dokumentierte Aussagen darüber, dass Salmiņš' Entlassung auf seine Homosexualität zurückzuführen war, sind bislang nicht bekannt. Auf diesen Zusammenhang verweist im Gespräch jedoch Mārgers Vestermanis (*1925), ein Historiker, der nach dem Abschluss seines Studiums an der LVU 1951 langjähriger Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR war. Interview mit Vestermanis, 5.8.2009. Anspielungen auf Salmiņš' sexuelle Orientierung finden sich aber z.B. in einem unter Pseudonym veröffentlichten Artikel, einer Art satirischem Feuilleton, in einer Studentenzeitung. Hierin wird über Salmiņš behauptet, er sei als „Frauenhasser“ bekannt. LĪKAIS NAZĪRIS: Šefiņš un Jefiņš. Pamācīga luga divās ainās [Šefiņš und Jefiņš. Ein Stück zur Belehrung in zwei Szenen], in: Padomju Students, 15.12.1960. Dozent Niedre war zu dieser Zeit Redakteur dieser Zeitung. Es ist darüber hinaus denkbar, dass der Fall Salmiņš keine Ausnahme darstellt.

Die Sowjetisierung des Faches Geschichte setzte sich jedoch weiter fort. Die Lehrkräfte der Abteilung für Geschichte bekamen häufig den Vorwurf zu hören, dass die Thematik ihrer fachspezifischen Lehrveranstaltungen in politischer Hinsicht nicht aktuell genug war. Daher wurden die Themen „aktualisiert“, indem man die Rolle der Russen und die Bedeutung der Völkerfreundschaft in der lettischen Geschichte ausdrücklich in den Vordergrund schob. Die „bürgerliche“ Vergangenheit und bestimmte historische Protagonisten wurden entsprechend verurteilt. Als Thema wurde nun auch der Atheismus genannt. Die Erforschung der jüngsten Geschichte der Lettischen SSR konnte sich faktisch jedoch nur auf mündliche Quellen stützen, da andere Materialien kaum zugänglich waren. Die mündlichen Aussagen wiederum wurden aber zunächst im „Rat der alten Revolutionäre“ (*Veco revolucionāru padome*), der am Institut für Parteigeschichte am ZK der LKP angesiedelt war, sorgsam zurechtgeschneidert.

SUMMARY

The Historians of the Latvian State University in Riga and Their Relations with the Communist Party, 1954–1964

During the period of de-Stalinization (1953–1958) a group of orthodox Stalinist teaching staff and their influence in the Department of History of the Faculty of History and Philology of the Latvian State University was removed. Partial de-Stalinization prompted by the 20th Congress of the Communist Party of the Soviet Union in February 1956 also changed the personnel policy of the Communist Party of Latvia that resulted in an altered structure of the teaching staff of the Department of History.

The knowledge of Latvian and ability of using it as the language of instruction was the new main criteria for selecting teachers. The old Stalinist generation lost its position – a few had submitted resignations, some were dismissed, but others successfully integrated into the Latvian speaking community. The newly recruited professors were communists with teaching experience who were born or lived in Latvia before the Second World War, but were educated in the USSR during Stalinism. They spent the war in the rear of the Red Army or fought in its ranks and were already loyal to the ruling regime. Those people were selected from the allegedly ideologically irreproachable Republican Party School of the Central Committee of the Communist Party of Latvia. Nevertheless they were national communists or simply more liberal communists compared to the orthodox

Stalinists. Also a few professors from the “old, bourgeois” elite were given teaching jobs. The other group of younger recruited lecturers with “clean” biographies were those, who were school children during the “bourgeois” period in Latvia and whose parents belonged to the working class or the peasantry. Those parents were active supporters of the Soviet regime during its first year of power (1940/41) as members of the state apparatus while their children joined such Soviet organizations as the Young Pioneers and the Komsomol. They received a higher education already after the Second World War graduating from the Latvian State University and were already at that time members or member candidates of the Communist Party. Thus communism was dominating the social-political environment of the Department of History. All the staff of the Chair of the History of the USSR were Party members. Only a few professors of the Chair of General History who did not belong to the Party and who had been teaching already in “bourgeois” Latvia could keep their jobs because of their professional knowledge and competence.

This communist-style Latvianization was ended by the Plenum of the CC of the Latvian Communist Party held in July 1959. The process of elimination of the influence of national communists was completed in summer of 1962, when Valentīns Šteinbergs, the new Head of the Latvian State University demanded that Veronika Kanāle, the Head of the Chair of the History of USSR resign from her post because of disobedience to the Party since she participated in the funeral of Pauls Dzērve, a former Head of the Institute of Economics of the Academy of Sciences of the Latvian SSR, who was regarded as disloyal. Although the influence of national communists was diminished, the principle introduced during the de-Stalinization period to select personnel from local people who spoke Latvian was not changed. The “old bourgeois” teaching staff not only kept their posts, but managed to strengthen their position by publishing monographs that corresponded to the soviet ideological viewpoints. They became the legends of the time.

In the beginning of the 1960s, personnel that did not have any biographical connections to the USSR got promoted. Non-party member Mārgers Štepermanis, one of the “old bourgeois” people, was admitted to the position of the Head of the Chair of General History (1960) and Igors Greitjānis, member of Communist Party of Latvia, as the Head of Chair of History of USSR (1962). During the period from 1944 to 1964 all Deans of the Faculty of History and Philology were either Latvians or Russians who had left the Soviet Union for Latvia after the Second World War. Moreover, at least for the first 10 years of this period, the Deans were under direct monitoring from the Chair of Marxism-Leninism. Only in 1964, Alberts Varslavāns was the first appointed Dean who was a Latvian, born and brought up in Latvia. It was the time when the strained atmosphere changed for a more open and creative working environment in the Department of History.

Eine „elende Stümperei“? Zur Entstehungsgeschichte der Hymne der Estnischen SSR 1944/45

VON TÕNU TANNBERG

Das 20. Jahrhundert zeichnet sich bekanntlich durch eine Vielzahl von politischen Veränderungen aus, weshalb es auch Zeuge einer umfassenden (Um)gestaltung der staatlichen Symbolik wurde. Nach dem Zusammenbruch der russischen Autokratie 1917 wurden die Symbole der „alten Ordnung“ auf den sprichwörtlichen Müllhaufen der Geschichte geworfen und allmählich durch neue ersetzt. Selbstverständlich wurde auch die Nationalhymne des Zarenreichs „Bože, Carja chrani!“ (Gott, schütze den Zaren!) geächtet. Die wichtigsten politischen Veranstaltungen der Provisorischen Regierung wurden von den Klängen der Marseillaise begleitet.¹ Nach der Oktoberrevolution diente die „Internationale“ dem neuen Regime bis 1943 als musikalische Visitenkarte. Auch in den baltischen Staaten, die durch die „Juniwende“ des Jahres 1940 den Staatsverlust erleben mussten, wurde die „Internationale“ im August 1940 – nach der Inkorporation Estlands, Lettlands und Litauens in die UdSSR – zum offiziellen staatlichen Symbol. Als aber im Zuge des „Großen Vaterländischen Krieges“ 1943 die neue Hymne der UdSSR geschaffen wurde, setzte der Kreml auf die Tagesordnung, dass alle Sowjetrepubliken eigene Hymnen erhalten sollten. Im vorliegenden Beitrag wird untersucht, aus welchen Gründen Anfang 1944 die Hymnen der Sowjetrepubliken auf Moskauer Initiative im Eiltempo kreiert werden sollten, wie sich dieser Prozess im estnischen Fall entwickelte, zu welchem Ergebnis man gelangte und wer die Hauptakteure dabei waren. Der Beitrag rückt somit die politischen Aspekte der Aktion in den Vordergrund, während auf den künstlerischen Aspekt der Hymne, d.h. auf ihren Text und ihre Melodie, nicht eingegangen wird.

Bei der Untersuchung der Geschichte der russischen staatlichen Symbolik hat bislang vor allem Nadežda Soboleva fundierte Ergebnisse vorzuweisen. Aus ihrer Feder stammt die ausführlichste Abhandlung über die Entstehung der sowjetischen Hymne.² Eine gute Studie über die

Die Anfertigung des Aufsatzes wurde unterstützt durch das stiftungsfinanzierte Projekt SF0180050s09 und den *Eesti Teadusfond* (Nr. 7523).

¹ Hierzu sehr aufschlussreich ORLANDO FIGES, BORIS KOLONITSKII, *Interpreting the Russian Revolution. The Language and Symbols of 1917*, New Haven und London 1999, z.B. S. 62–64 (Anm. d. Red.).

² НАДЕЖДА А. СОБОЛЕВА: *Создание государственных гимнов Российской империи и Советского Союза* [Die Schaffung der Nationalhymnen des Russländischen

Hymne der Ukrainischen SSR stammt von Serhy Yekelchyk.³ In allen Einzelheiten wird die Entstehung der Hymne der Estnischen SSR in den Erinnerungen von Gustav Ernesaks geschildert, einige Informationen sind auch den Autobiografien von Debora Vaarandi und Paul Rummo zu entnehmen.⁴ Der vorliegende Aufsatz stützt sich auf Materialien aus dem Kulturhistorischen Archiv des Estnischen Literaturmuseums, darunter in erster Linie auf die Bestände von Nigol Andresen, Johannes Vares-Barbarus und Johannes Semper.⁵ Besondere Hervorhebung verdient u.a. die Aufzeichnung eines Telefonats, das Aurora Semper, die Ehefrau von Johannes Semper, im Januar 1974 mit dem Komponisten Harri Kõrvits führte, worin der Letztere detaillierte Informationen zur Entstehungsgeschichte der Hymne der Estnischen SSR preisgab. Relevante zusätzliche Informationen liefern auch die im Estnischen Staatsarchiv aufbewahrten Dokumente, dank derer einige wichtige Aspekte in der Entstehungsgeschichte der sowjetestnischen Hymne konkretisiert werden können.

Eine Hymne für jede Sowjetrepublik

Da das alte Arbeiterlied der „Internationale“ die Ideologie der Weltrevolution versinnbildliche, eignete sie sich in den 1940er Jahren nicht mehr als musikalisches Symbol des ersten sozialistischen Staats der Welt. Moskau war unter den Bedingungen des Zweiten Weltkrieges auf die Unterstützung durch seine Alliierten angewiesen. Es liegt auf der Hand, dass die Auflösung der Komintern im Frühjahr 1943 eine Geste der Rücksicht auf die westlichen Alliierten sein sollte, die diesen Schritt gern dahingehend auslegten, dass der Kreml in Zukunft auf die Weltrevolution verzichten werde.⁶ Ähnlich wurde auch die Ersetzung der „Internationale“ durch

Imperiums und der Sowjetunion], in: Вопросы истории 2005, Nr. 2, S. 25-41; DIES.: Из истории отечественных государственных гимнов [Aus der Geschichte der vaterländischen Hymnen], in: Отечественная история 2005, Nr. 1, S. 3-21; DIES.: Очерки истории российской символики: От тамги до символов государственного суверенитета [Skizzen der Geschichte der russländischen Symbolik: Von den Brandmalen zu Symbolen der staatlichen Souveränität], Москва 2006 (Studia Historica).

³ SERHY YEKELCHYK: When Stalin's Nations Sang: Writing the Soviet Ukrainian Anthem (1944–1949), in: Nationalities Papers 31 (2003), S. 309-326.

⁴ GUSTAV ERNEKSAK: Nii ajaratas ringi käib [So vergeht die Zeit], Tallinn 1977; DEBORA VAARANDI: Aastad ja päevad. Nooruselugu [Jahre und Tage. Die Geschichte einer Jugend], Tallinn 2006; PAUL RUMMO: Mitme laulu lood. Uurimusi. Kõnesid. Mälestusi [Die Geschichten mehrerer Lieder. Forschungen. Reden. Erinnerungen], Tallinn 1969.

⁵ Ich bedanke mich bei Leili Punga, die mich auf den Bestand von Johannes Semper, der im Estnischen Literaturmuseum gerade geordnet wird, aufmerksam machte und freundlicherweise auch dessen Benutzung ermöglichte.

⁶ Siehe hierzu BERNHARD H. BAYERLEIN: „Der Verräter, Stalin, bist Du!“ Vom Ende der linken Solidarität. Komintern und kommunistische Parteien im Zweiten Weltkrieg 1939–1941, Berlin 2008 (Archive des Kommunismus – Pfade des XX.

eine neue Nationalhymne interpretiert, die offiziell in der Nacht auf den 1. Januar 1944 eingeführt wurde.⁷

Die Frage der Hymnen für die Sowjetrepubliken stand im Politbüro des ZK der Allunions-Kommunistischen Partei (Bolschewiki) (*Vsesojuznaja kommunističeskaja partija [bol'seviki]*, VKP[b]) am 2. Februar 1944 auf der Tagesordnung⁸, und bereits am nächsten Tag gab das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR einen Erlass „Über die Nationalhymnen der Sowjetrepubliken“ heraus, in dem die Zweckmäßigkeit einer eigenen Hymne für jede Sowjetrepublik in der jeweiligen Nationalsprache erläutert wurde.⁹ Im April 1944 ersuchte Moskau die Sowjetrepubliken bereits um konkrete Informationen: Wer wurde mit der Schaffung des Textes und der Komposition der Melodie betraut, wie verläuft der Prozess und wann können die Werke dem Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR zur Koordinierung vorgelegt werden?¹⁰

Bei der Initiierung des Projekts der Republikshymnen Anfang Februar 1944 handelte es sich um einen Teilaspekt des Vorhabens, die „Selbstständigkeit“ der Sowjetrepubliken symbolisch zu erweitern. Dieses Ziel hatte wiederum mit Moskaus außenpolitischen Ambitionen und seinen Beziehungen zu den Westalliierten zu tun. Zur gleichen Zeit schlug die Nachricht, dass die UdSSR in den Republiken Volkskommissariate für auswärtige Angelegenheiten und Verteidigung geschaffen hatte, im Westen wie eine Bombe ein.¹¹ Während in der sowjetischen Verfassung von 1936 festgelegt war, dass die internationalen Beziehungen und die Verteidigungspolitik

Jahrhunderts, 4), hier zit. n. der russischen Version БЕРНХАРД БАЙЕРЛЯЙН: „Предатель – ты, Сталин!“. Коминтерн и коммунистические партии в начале Второй мировой войны (1939–1941). Утраченная солидарность левых сил, Москва 2011, S. 560ff.

⁷ Beim Hymnenwechsel kommt ein innenpolitischer Aspekt hinzu. Im „Großen Vaterländischen Krieg“ war mit dem klassenkämpferischen Pathos der „Internationalen“ buchstäblich kein Staat mehr zu machen. Gerne übersehen wird, dass die neue Hymne die Melodie der auf dem 18. Parteitag der VKP(b) 1939 eingeführten Partei hymne übernahm, während diese Funktion ab 1943 der „Internationalen“ blieb. Vgl. KARSTEN BRÜGGEMANN: Von Krieg zu Krieg, von Sieg zu Sieg. Motive des sowjetischen Mythos im Massenlied der 1930er Jahre. Einführung, Texte, Übersetzungen, Hamburg 2002 (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa, 9), S. 17-19, hier v.a. S. 18.

⁸ Политбюро ЦК РКП(б)-ВКП(б). Повестки дня заседаний. 1919–1952. Каталог [Das Politbüro des ZK der RKP(b)-VKP(b). Tagesordnungen. 1919–1952. Katalog], Bd. 3: 1940–1952, Москва 2001, S. 334.

⁹ Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, 3.2.1944, in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn), Bestand R-3, Findbuch 2, Akte 4s, Bl. 2.

¹⁰ Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR A. Gorkin an den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der Estnischen SSR J. Vares, 20.4.1944, in: ebenda, Bl. 1.

¹¹ TÕNU TANNBERG: „Kui Tallinna hakkab saabuma mitmesuguseid alaliselt siin resideerivaid diplomaate...“. Dokumente Eesti NSV Välisministeeriumi algusaegadest 1944–1948 [„Wenn in Tallinn verschiedene Diplomaten, die hier ständig residieren, einzutreffen beginnen...“. Dokumente aus der Anfangszeit des Außenministeriums der Estnischen SSR 1944–1948], in: Tuna 2009, Nr. 4, S. 109-114.

der Republiken in den Zuständigkeitsbereich der Zentralregierung fallen, so wurden nun Verfassungsänderungen verabschiedet, mit denen die Zuständigkeit für Auslandsbeziehungen und partiell auch für Verteidigungsfragen an die Regierungen der Republiken delegiert wurde. Eine solche Ausweitung der „Selbstständigkeit“ der Sowjetrepubliken kam überraschend und ging in erster Linie auf Moskaus Anliegen zurück, alle Sowjetrepubliken in die gerade in der Gründungsphase befindliche UNO aufnehmen zu lassen, um dadurch in diesem internationalen Organ die führende Rolle zu übernehmen. In geringerem Maße war auch Moskaus Absicht dafür verantwortlich zu machen, die auf internationaler Ebene aktuellen Probleme Polens und der baltischen Staaten zu beeinflussen, doch war die UNO zweifellos wichtiger.¹² In jedem Fall musste der Kreml im Hinblick auf die Sowjetrepubliken an die Zeremonien beim Empfang ausländischer Gäste und an die Entsendung von Delegationen in andere Staaten denken, womit zwangsläufig die Verwendung einer Nationalhymne einherging. Da „selbstständige“ Sowjetrepubliken bei der Abwicklung der Auslandsbeziehungen schlecht die Allunionshymne gebrauchen konnten, mussten sie alle im Eiltempo mit eigenen Hymnen versehen werden.

Die Bildung und Einsetzung der Hymnenkommission der Estnischen SSR

Auf den Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 3. Februar 1944 reagierte die Führung der Estnischen SSR sofort. Bereits am 14. Februar setzte das Büro des ZK der Kommunistischen Partei (Bolschewiki) Estlands (*Eestimaa Kommunistlik [bolševike] Partei*, EK(b)P) auf Vorschlag des damaligen Parteichefs Nikolai Karotamm eine Kommission zur Schaffung der Hymne der Estnischen SSR ein, die aus den folgenden Mitgliedern bestand: dem Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der Estnischen SSR und Schriftsteller Johannes Vares, dem Sekretär des ZK der EK(b)P und Schriftsteller Eduard Päll, dem Vorsitzenden der Kunstverwaltung (*Kunstide valitsus*) und Schriftsteller Johannes Semper, dem Rektor der Staatlichen Universität Tartu und Historiker Hans Kruus, dem Stellvertreter des Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare Nigol

¹² KAAREL PIIRIMÄE: Balti riikide küsimus liitlasriikide suhetes, 1941–1942 [Die Frage der baltischen Staaten in den Beziehungen zwischen den Alliierten, 1941–1942], in: *Ajalooline Ajakiri* 2007, Nr. 1, S. 23–50, Nr. 2, S. 163–192; DERS.: „Autonoomiaseadused“ 1944: liiduvabariigid Kremlis välispoliitikas liitlastevaheliste suhete kontekstis [„Autonomiegesetze“ 1944: Die Sowjetrepubliken in der Außenpolitik des Kremls im Kontext der Beziehungen zwischen den Alliierten], in: *Ajalooline Ajakiri* 2009, Nr. 1–2, S. 13–46; EERO MEDIJAINEN: Balti riikide de iure järjepidevus noateral: Ameerika Ühendriikide välispoliitika ja Balti küsimus 1940–1945 [Die De-jure-Kontinuität der baltischen Staaten auf des Messers Schneide: Die Außenpolitik der Vereinigten Staaten von Amerika und die baltische Frage 1940–1945], in: *Ajalooline Ajakiri* 2010, Nr. 2, S. 153–190.

Andresen, dem Schriftsteller Jaan Kärner und dem Komponisten Eugen Kapp.¹³ Der Hymnenkommission gehörte nur ein Mitarbeiter des Apparats des ZK der EK(b)P an, was jedoch nicht bedeutete, dass die Parteiführung bei dieser Aktion abseits gestanden hätte – die endgültigen Entscheidungen wurden, wie noch ausgeführt werden wird, von Karotamm höchstpersönlich getroffen.

Die Kommission wurde vornehmlich mit der Aufgabe betraut, allgemeine Richtlinien und konkrete Anforderungen an die Hymne festzulegen. In ihrer ersten Sitzung schlossen die Mitglieder die Verwendung bereits bekannter „hymnenartiger estnischer Lieder und Kompositionen“ keinesfalls aus.¹⁴ Hans Kruus erklärte, dass das Lied „Sind surmani“ (Dich bis zum Tode), ein vertontes Gedicht von Lydia Koidula, als Hymne durchaus geeignet sei, doch war die Mehrheit in der Kommission dagegen, da weder dieses noch andere derartige Lieder an die sowjetische Wirklichkeit angepasst werden konnten. So gewann die Auffassung die Oberhand, eine ganz neue Komposition zu schaffen.¹⁵ Im Hinblick auf den Text der Hymne beschloss die Kommission, sich mit einer diesbezüglichen Bitte an „alle Poeten Sowjetestlands“ zu wenden. Zunächst wurden die Dichter im sowjetischen Hinterland in Betracht gezogen, doch wollte man sich über den Rundfunk auch an Autoren wenden, die sich im noch deutsch besetzten Estland aufhielten.¹⁶

Wie die inhaltlichen Anforderungen an die Hymne aussahen, geht anschaulich aus einem Brief von Johannes Vares hervor, in dem er Jaan Kärner vorschlug, sich am Wettbewerb zu beteiligen: Der Text der Hymne sollte Ehrfurcht einflößen, feierlich, gehoben, tief patriotisch und leicht singbar sein. Er sollte „die Eigenart unserer nationalen Gefühlswelt“ ausdrücken, zugleich sollte er aber auch „einfach, nicht prahlerisch, sondern zurückhaltend und nüchtern sein, wie es für die estnische Geistes- und Gemütsart charakteristisch ist“. Inhaltlich galt es, folgende „ideelle Motive“ auszudrücken, dank derer sich „unser Geburtsland (als Land des Volkes) und sein tapferes Volk“ erhalten hätten: „unsere beharrliche Arbeit und der Kampf gegen einen alten Feind“. Vares betonte in diesem Zusammenhang, dass das Motiv des „alten Feindes“ auch allegorisch formuliert sein könnte und nicht notwendigerweise die Deutschen explizit erwähnt werden mussten. Ein weiteres zwingendes Motiv war die „Zugehörigkeit zur Sowjetunion und die Bedeutung der Freundschaft ihrer Völker“, die

¹³ Sitzungsprotokoll des Büros des ZK der EK(b)P, Nr. 55, 14.2.1944, in: Filiale des Estnischen Staatsarchivs (*Eesti Riigiarhiivi filiaal*, Tallinn, künftig: ERAF), Bestand 1, Findbuch 4, Akte 109, Bl. 53.

¹⁴ Kulturhistorisches Archiv des Estnischen Literaturmuseums (*Eesti Kirjandusmuuseumi Kultuurilooline Arhiiv*, Tartu, künftig: EKLA), Bestand 311, Akte 69:2, Bl. 1.

¹⁵ Ebenda, Bl. 3f.

¹⁶ Ebenda, Bl. 1. Dem Autor des vorliegenden Aufsatzes liegen keine Angaben vor, dass es einen solchen Aufruf tatsächlich gegeben hat.

Estland leistungsfähig und selbständig gemacht hätten und sein „Glück in der Zukunft“ sowie „Kultur und Fortschritt“ gewährleisten. Bei all dem sei jedoch darauf zu achten, dass es sich bei dem Projekt um eine Hymne Sowjetlands handle, weshalb „Rücksicht auf unseren historischen Hintergrund“ genommen werden müsse. Daher sei auch die „Wiederholung von Elementen der Hymne der Sowjetunion“ zu vermeiden. In welchem Maße „Komponenten des Volksliedes, der Volksdichtung und unserer vaterländischen Lieder“ heranzuziehen seien, sollte jeder Autor für sich entscheiden; dies galt auch für die Frage der Verwendung von „Bildern unserer Natur und der geografischen Begriffe“.¹⁷

Es sei nochmals hervorgehoben, dass der Wettbewerb, zu dem zehn Autoren persönlich eingeladen wurden, im Prinzip öffentlich war. Indes sollte nach den ursprünglichen Plänen bereits im Juni 1944 ein Ergebnis erzielt werden. So war die Zeit zu knapp, um einen regelrechten Wettbewerb auszuschreiben. Offenbar hoffte man auf die „Befreiung“ des estnischen Territoriums noch im Sommer 1944, so dass man den vierten Jahrestag der Estnischen SSR bereits feierlich in Tallinn hätte begehen können.

Die erste Runde: der Auftritt der Poeten

Die zur Teilnahme am Hymnenwettbewerb eingeladenen Poeten verhielten sich in Reaktion auf diesen Auftrag durchaus unterschiedlich. Nicht alle machten sich mit dem erwarteten Ernst an die Aufgabe. Debora Vaarandi erinnerte sich später, dass die Teilnahme „tatsächlich beinahe verbindlich“ gewesen sei. Barbarus habe sie zu sich kommen lassen und das Anliegen persönlich mitgeteilt. Sie habe „ein paar kleine Lieder“ verfasst – „Kodumaa kevad“ (Frühling der Heimat) und „Kohav rand“ (Der rauschende Strand) –, die später oft vertont worden sind. Ihren Erinnerungen zufolge schrieb sie „ohne jede Präention“, da das Genre der Hymne ihrer Ansicht nach über „zu viele obligatorische Worte und Aspekte“ verfüge.¹⁸ Auch der Eifer einiger anderer Autoren beschränkte sich wohl eher auf reine Pflichterfüllung, doch konnte dieses in staatlicher und parteilicher Perspektive äußerst wichtige Vorhaben nicht einfach ignoriert werden. So begnügte sich August Alle damit, lediglich ein nichts sagendes Gedicht mit dem Titel „Sünnimaale“ (An das Geburtsland) vorzulegen. Weitaußeres Engagement zeigte hingegen Jaan Kärner, der Vares Ende März 1944 mitteilte, er habe versucht, „unter Verwendung von zwei inhaltlich-ideellen Grundmotiven, die von Ihnen erwähnt wurden“, den Text zu verfassen. Er habe „mehr als 20 Varianten“ erarbeitet, von denen er nur die vier letzten, „offensichtlich die kompaktesten“, weiterleitete.¹⁹

¹⁷ Vares an Kärner, 20.2.1944, in: EKLÄ, 8M-1:5, Bl. 1-1r.

¹⁸ VAARANDI, Aastad ja päevad (wie Anm. 4), S. 233.

¹⁹ Kärner an Vares, 25.3.1944, in: EKLÄ, 311-69:2, Bl. 9.

Insgesamt beteiligten sich zehn Dichter mit mindestens 20 Gedichten. Jeweils mit einem Gedicht waren vertreten: Johannes Vares-Barbarus, Johannes Semper, August Alle und Hilda Kivi, Minni Nurme reichte zwei Gedichte ein, während die Übrigen – Jaan Kärner, Debora Vaarandi, Erni Hiir, Paul Rummo, Mart Raud – je drei Gedichte vorlegten. Auch ein Kommissionsmitglied – Nigol Andresen – dachte über den Text der zukünftigen Hymne nach, da ihm offensichtlich die eingereichten Verse nicht besonders gefielen. Immerhin fand er in verschiedenen Texten gute Gedanken, so dass er auf die Idee kam, diese miteinander zu „verschmelzen“. Als Beispiel fügte er die erste Strophe von Mart Raud, die zweite Strophe von Johannes Semper und die dritte Strophe von Paul Rummo zu einer Einheit zusammen.²⁰ Er ließ es aber dabei bewenden und reichte diese Version nicht offiziell bei der Kommission ein.

Die zweite Runde: der Auftritt der Komponisten

Im April und Mai 1944 begannen die Komponisten Gustav Ernesaks, Eugen Kapp, Edgar Arro, Hugo Lepnurm und Harri Kõrvits, die damals als Evakuierte im Leningrader Hotel „Oktjabr“ (Oktober) untergebracht waren, mit der Vertonung der Texte. Die hauptsächliche Arbeit wurde im Mai in den Hotelzimmern Nr. 313 (Lepnurm, Arro) und 316 (Ernesaks, Kõrvits) geleistet. Da sich in Nr. 313 ein vom Hotel zur Verfügung gestelltes Klavier befand, wurde mit den Mitteln der *Kunstide valitsus* der Estnischen SSR aus einem Kommissionsladen auch eines für Nr. 316 besorgt. Nach den Worten von Kõrvits ging die Arbeit „schwungvoll“ voran und man habe außergewöhnlich enge und gute Kontakte zu den Autoren gepflegt.²¹ Zu diesem Zeitpunkt waren elf Gedichte ausgewählt worden.

Die endgültige Wahl wurde von einer „gesellschaftlichen Kommission“ getroffen, der außer den Mitgliedern der Hymnenkommission auch die Künstler Erich Carl Hugo Adamson-Eric und Richard Sagrits, der Dichter Mart Raud, die Pianisten Anna Klas und Bruno Lukk sowie offensichtlich auch andere Kulturschaffende angehörten, die sich in dieser Zeit in Leningrad aufhielten. Die Lieder wurden in Raum Nr. 316 vorgetragen. Die Kommissionsmitglieder hatten die Texte vor sich liegen; jeder Komponist trug seine Kompositionen selbst vor. Die Wahl fiel schließlich auf die von Ernesaks und Semper geschaffene Komposition „Jää kestma“ (Bleib bestehen). Ernesaks zufolge unterschied sich die ursprüngliche Variante des Textes beträchtlich von der schließlich bestätigten Version. So sei der

²⁰ NIGOL ANDRESEN: Ettepanek J. Semperi, M. Raua ja P. Rummo tekstide kokkusulatamiseks [Vorschlag zur Verschmelzung der Texte von J. Semper, M. Raud und P. Rummo], undatiert, in: EKLA, 311-69:2, Bl. 103.

²¹ Aufzeichnung von Aurora Semper zu den Erläuterungen Harri Kõrvits' über die Entstehung der Hymne der Estnischen SSR, die er ihr im Januar 1974 in einem Telefonat gab, in: EKLA, ungeordnete Materialien von Johannes Semper.

Satz „Jää püsti, Kalevite kange rahvas“ (Bleib aufrecht, du starkes Volk der Kalevs) auf seine Anregung hin vom Ende an den Anfang des Liedes gerückt und das Wort *püsti* (aufrecht) später durch das Wort *kestma* (andauern) ersetzt worden, da sich Jaan Kärner gefragt haben soll, warum das estnische Volk die ganze Zeit „aufrecht“ stehen müsste.²² Die erste öffentliche Aufführung der Komposition, die noch nicht als Hymne vorgestellt wurde, erfolgte am 21. Juli 1944 in Leningrad auf einem Festakt zum 4. Jahrestag der Estnischen SSR durch den Chor des Staatlichen Kunstensembles der Estnischen SSR unter der Leitung von Jüri Variste.

Johannes Semper war einstweilen gehalten, am Text der Hymne weiterzuarbeiten. Nikolai Karotamm wollte die letzte Strophe „etwas *kriegerischer*“ haben. Er kritisierte die Verwendung des Wortes „fröhlich“ am Ende der zweiten Strophe, da die allgemeine Situation gerade zu schwierig sei, um fröhlich zu sein. Niemand könne garantieren, dass es „solche Momente in der Geschichte unseres Volkes“ nicht auch in Zukunft geben werde. In der letzten Strophe verlangte er, das Wort *kannatustes* (in Leiden) durch *katsumustes* (unter Anstrengungen) oder etwas Ähnlichem zu ersetzen, sonst könne man herauslesen, dass die „Zeit der Sowjetmacht eine Zeit des Leidens“ sei. Schließlich bedauerte er, dass nirgends das Wort *meri* (Meer) vorkam.²³

Bemerkenswerterweise war zugleich die alte Hymne der Republik Estland „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ (Mein Vaterland, mein Glück und meine Freude) noch nicht endgültig verpönt, denn sie wurde bei mehreren offiziellen Anlässen, etwa auf einem Treffen aus Anlass des Machtantritts der sowjetischen Organe am 1. Oktober 1944 in Tallinn, vorgetragen. Die Zeitung „Rahva Hääl“ (Stimme des Volkes) schrieb dazu, man habe erst die „neue Hymne der Sowjetunion gespielt“, der dann die „vertrauten Klänge“ von „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ gefolgt seien.²⁴ Die estnische Nationalhymne wurde auch auf der Eröffnungsfeier der Staatlichen Universität Tartu und der Polytechnischen Universität Tallinn²⁵, in Schulen²⁶ und auch an anderen Orten gespielt. Elsbet Parek erinnerte sich an

²² GUSTAV ERNEŠAKS: *Laine tõuseb* [Die Welle erhebt sich], Tallinn 1983, S. 37.

²³ Karotamm an Vares, 26.6.1944, in: EKLA, 311-69:2, Bl. 11. Hervorhebung im Original.

²⁴ *Rahva Hääl*, 3.10.1944.

²⁵ KALJO-OLEV VESKIMÄGI: *Kuidas valitseti Eesti NSV-d. Eestimaa Kommunistliku Partei Keskkomitee büroo 162 etteastumist 1944–1956 vahemängude ja sissejuhatusega* [Wie die Estnische SSR regiert wurde. 162 Auftritte des Büros des ZK der Kommunistischen Partei Estlands in den Jahren 1944–1956 mit Intermezzi und einer Ouvertüre], Tallinn 2005, S. 93f.

²⁶ LAURI VAHTRE: *Sada aastat valgust ja varju. Miina Härma Gümnaasiumi ajalugu* [Hundert Jahre Licht und Schatten. Die Geschichte des Miina-Härma-Gymnasiums], in: *Sajandi kool. Sada aastat Miina Härma Gümnaasiumi. Mälestused*. Lood. Fotod, hrsg. von ENE TANNBERG, Tartu 2006, S. 19-154, hier S. 58f. Im Herbst des darauf folgenden Jahres war die Frage der Hymnen gelöst, es wurden sowohl die Hymne der UdSSR wie auch diejenige der Estnischen SSR vorgetragen. Ebenda, S. 69.

die Eröffnungsveranstaltung des Pärnuer Theaters „Endla“ am 8. Oktober 1944, bei der neben der Hymne der UdSSR „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ als Hymne der Estnischen SSR erklang.²⁷

All dies konnte nur mit Zustimmung der damaligen Führung der Estnischen SSR geschehen. Aus Nikolai Karotamms Bemerkungen aus dem Jahr 1944 wird ersichtlich, dass die Verwendung von „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ auch als Hymne der Estnischen SSR zumindest hinsichtlich der Musik nicht ausgeschlossen war.²⁸ Kaljo-Olev Veskimägi stellte fest, dass noch 1945 in den Protokollen des Kollegiums des Volkskommissariats für Volksbildung der Estnischen SSR als Liedgut der allgemeinbildenden Schulen nach der Hymne der UdSSR die estnische Nationalhymne „Mu isamaa, mu õnn ja rõõm“ fungierte. Erst im Protokoll vom 28. Juli wurde sie durchgestrichen und durch die folgende Angabe ersetzt: „Die Hymne der Estnischen SSR. Bleib bestehen, du starkes Volk der Kalevs“.²⁹

Somit war die Phase des mit dem Machtwechsel einhergehenden merkwürdigen ideologischen Interregnums nicht so eindeutig schwarz-weiß, wie man es auf den ersten Blick annehmen könnte. Zugleich liegt es auf der Hand, dass dieses Phänomen „Post-Estlands“ nach Ende 1944, als der Kampf gegen den „bürgerlichen Nationalismus“ aufgenommen wurde, in dessen Verlauf auch die „nationalen“ Flügel in der Führung der Estnischen SSR gestutzt wurden³⁰, nicht mehr allzu lange andauern konnte.³¹

Interessanterweise gelang es der Führung der Litauischen SSR demgegenüber, in Moskau die Erlaubnis für die Verwendung der Nationalhymne aus der Vorkriegszeit „Lietuva, tėvyne mūsų“ („Litauen, unser Vaterland“) einzuholen. Man wies auf die Möglichkeit hin, die alte Hymne zur Stärkung der Sowjetmacht zu verwenden, die ja „die einzige Macht“ sei, die sich die in der Hymne ausgedrückten progressiven Bestrebungen auf die Fahne geschrieben habe.³² Indes gab das Büro des ZK der K(b)P Litauens

²⁷ ELSBET PAREK: ... ja põlvest põlveni kajab. Mälestused [... und erschallt von Generation zu Generation. Erinnerungen], Tallinn 2010, S. 358.

²⁸ Verstreute Bemerkungen von Nikolai Karotamm, April 1944, in: ERAF, 9607-1-91.

²⁹ „Eesti NSV hümn. Jää kestma, Kalevite kange rahvas.“ Zit. n. VESKIMÄGI, Kuidas valitseti Eesti NSV-d (wie Anm. 25), S. 94, Anm. 1.

³⁰ Vgl. TÕNU TANNBERG: Wie bekämpft man die Waldbrüder? Die baltische Frage im Kreml Ende 1944, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 4 (2009), S. 190-209.

³¹ Siehe näher zum Phänomen „Post-Estlands“: MADIS KÕIV, JUHAN JAIK: Vihmatar ja luudermikk [*Vihmatar* und *Luudermikk*], in: Looming 1999, Nr. 2, S. 261-281; MAIE KALDA: Vana kaader Järel-Eesti ajal võimalusi proovimas [Der alte Kader bei der Erprobung der Möglichkeiten in der Periode Post-Estlands], in: Keel ja Kirjandus 2001, Nr. 8, S. 572-578; REIN VEIDEMANN: Eesti kultuuri tähendusmudelid 20. sajandil [Über das Bedeutungsmodell der estnischen Kultur im 20. Jahrhundert], in: DERS.: Eksistentsiaalne Eesti. Käsitlusi eesti kirjandusest ja kultuurist 2005–2010, Tallinn S. 47f.

³² НИКОЛАЙ ЖУКОВ: Сколько гимнов Литовской ССР? [Wie viele Hymnen der Litauischen SSR?], in: Литовский курьер 26 (696), 26.6.2010.

bereits Ende September 1945 einen Erlass heraus, in dem es hieß, dass die „alte litauische Nationalhymne“ die mit der Einführung der Sowjetmacht einhergegangenen historischen und sozial-ökonomischen Umwälzungen nicht widerspiegele. Somit wurde auch in Litauen damit begonnen, eine neue sowjetische Hymne zu schreiben, in der sowohl Lenin als auch Stalin einen gebührenden Platz einnahmen.³³ Dies geschah jedoch erst 1950.

Die endgültige Lösung: die parteiliche Zustimmung und die Legalisierung der Hymne

Für die Estnische SSR wurde seit dem Sommer 1944 das Projekt der neuen Hymne einstweilen nicht mehr verfolgt. Auch Moskau bestand nicht mehr auf der schnellen Realisierung des Projekts. Seit Herbst 1944 nahm die außenpolitische Position der UdSSR in Bezug auf die Struktur der Nachkriegswelt immer deutlichere Umrisse an. Es war mittlerweile klar geworden, dass sich die Alliierten nicht bereit erklären würden, alle 16 Sowjetrepubliken³⁴ in die UNO aufzunehmen. Da den Gründungsmitgliedern der Organisation ohnehin ein Vetorecht zugesprochen wurde, konnte es Moskau nicht mehr darauf ankommen, die „Selbstständigkeit“ der Sowjetrepubliken zu signalisieren. Daher büßte auch die Frage nach deren staatlicher Symbolik einiges an Aktualität ein.

In der Estnischen SSR gab indessen Johannes Semper im Frühling und Sommer 1945 seiner Version des Textes den letzten Schliff. Am 30. Juni leitete er Karotamm seine Vorschläge bezüglich der dritten Strophe zu. Er habe die zwei ersten Strophen unverändert gelassen, schrieb er, da sie ihm bereits so „fest abgelagert“ erschienen, dass ihm Änderungen schwer fielen. Die Zeile „et päikene su päevadesse paista saaks“ (Damit die Sonne deine Tage bescheine) hielten auch Kollegen für gelungen. Er habe jedoch an der dritten Strophe viel gearbeitet, wobei es ihm schwer gefallen sei, „darin alle relevanten Themen unterzubringen – die Feste, den roten Stern, Lenin, Stalin, die Bolschewiki, das russische Volk – und dabei noch die poetische Substanz“ zu erhalten.³⁵ Karotamm wählte aus den drei Varianten der dritten Strophe, die Semper ihm zugeleitet hatte, schließlich die endgültige Fassung aus.³⁶ Auf der Sitzung des Büros des ZK der EK(b)P am 2. Juli 1945 erhielt der Text dann schließlich seine kollektive Bestäti-

³³ VYTATUTAS TĪNINIS: *Komunistinio režimo įtvirtinimas Lietuvoje ir įjonusikaltimai*. The Establishment of the Communist Regime in Lithuania and its Crimes. The Second Soviet Occupation, Vilnius 2009, S. 324f.

³⁴ Die 16. Unionsrepublik der UdSSR war damals die Karelo-Finnische SSR, die später den niedrigeren Status einer autonomen Sowjetrepublik erhielt.

³⁵ Semper an Karotamm, 30.6.1945, in: ERAF, 1-8a-1, Bl. 1.

³⁶ Ebenda, Bl. 2, 7.

gung.³⁷ Bei der Schallplattenaufnahme wurde die Hymne vom gemischten Chor „Raudam“ unter der Leitung von Gustav Ernesaks gesungen. Für das sowjetische Publikum wurde die Hymne in der Darbietung desselben Chors in Moskau aufgenommen.³⁸

Die neue Hymne dürfte bei der Bevölkerung keine einhellige Begeisterung hervorgerufen haben. So hielt der aufmerksame Beobachter und Dokumentarist der damaligen Situation Jaan Roos seine Reaktion auf die Publikation des Textes der neuen Hymne der Estnischen SSR in der Zeitung „Rahva Hääl“ vom 21. Juli 1945 in seinem Tagebuch fest: Er könne nicht sagen, welcher Wert der Melodie beizumessen ist, schrieb er, aber „der Text ist eine elende Stümperei. So tief ist nun Semper mit seiner dichterischen Begabung gefallen. Die neue Hymne entbehrt der poetischen Kraft, der formalen Schönheit und Frische, ganz zu schweigen von der inhaltlichen Neuheit und Volkstümlichkeit. Dem Inhalt nach ist es nichts anderes als eine Kriecherei vor Lenin und Stalin“.³⁹

Aber diese Hymne war eines der wichtigsten Symbole der Sowjetrepublik, welches auf Moskaus Anordnung in der Nachkriegszeit geschaffen worden war. Mit den nach Stalins Tod vorgenommenen textlichen Änderungen wurde sie in der Estnischen SSR bis zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit im Jahre 1991 als dekoratives Element eingesetzt.

– **Anhang.** *Der Text der Hymne der Estnischen SSR (Johannes Semper, 1945)*⁴⁰

Jää kestma, Kalevite kange rahvas	Bleib bestehen, du starkes Volk der Kalevs,
Ja seisa kaljuna, me kodumaa!	Und stehe wie ein Felsen, unser Heimatland!
Ei vaibund kannatustes sinu vahvus,	Dein Mut ist während der Leiden nicht erlahmt,
End läbi sajanditest murdsid sa.	Durch die Jahrhunderte hast Du Dich hindurch geschlagen.
Ja tõusid töötajate vabaks maaks,	Und erhobest Dich zu einem freien Land der Werktätigen,
Et päikene su päevadesse paista saaks.	Damit die Sonne deine Tage bescheine.

³⁷ Sitzungsstenogramm des Büros des ZK der EK(b)P, 2.7.1945, in: ERAF, 1-4-231, Bl. 50.

³⁸ Eesti NSV teeneline segakoor „Raudam“. 1922–1972. Juubelikogumik [Der verdiente gemischte Chor „Raudam“ der Estnischen SSR. 1922–1972. Jubiläumssammelband], hrsg. von G. ZAHAROV, Tallinn 1972, S. 9.

³⁹ JAAN ROOS: Läbi punase öö [Durch die rote Nacht], Bd. 1: 1944. ja 1945. aasta päevik [Tagebuch der Jahre 1944 und 1945], S. 189.

⁴⁰ Übersetzung der post-stalinistischen Version der Hymne von CARSTEN WILMS unter der URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Hymne_der_Estnischen_Sozialistischen_Sowjetrepublik (letzter Zugriff 18.4.2011), bearbeitet und ergänzt von TEA VASSILJEVA & KARSTEN BRÜGGEMANN.

Nüüd huuga, tehas, vili, nurmel vooga,	Jetzt tose, Fabrik, Getreide, woge auf dem Feld,
Sirp, lõika, alasile, haamer, lõõ!	Schneide, Sichel, schlag auf den Amboss, Hammer!
Nõukogu elu, tuksu võimsa hooga,	Sowjetisches Leben, pulsiere mit mächtigem Schwunge,
Too õnne rahvale, me tubli töö!	Bringe dem Volke Glück, unsere tüchtige Arbeit!
Me Liidu rahvaste ja riike seas	Unter den Völkern und Staaten unserer Union
Sa, Eesti, sammu esimeste kindlas reas!	schreite du, Estland, in der standhaften Reihe der Ersten!
Kui kants sa seisad vastu loodepiiri	Wie eine Feste stehst Du gegen die Nordwestgrenze
Ja toeks sul Vene rahva tugev hõim.	Und Dich stützt der starke Stamm des russischen Volkes.
Ei suuda punatähe võimsaid kiiri	Des Roten Sterns mächtige Strahlen kann
Me rannalt kustutada ükski võim.	Von unserer Küste keine Macht zum Verlöschen bringen.
Lipp lenin-stalinlik, meil lehvi eel	Wehe uns voran, Banner Lenins und Stalins,
ja juhi sa meid õitsengu ja õnne teel.	Und führe uns auf dem Wege der Blüte und des Glücks.

SUMMARY

A Miserable Bungling? The Creation of the Estonian SSR Anthem 1944/45

In the 1930s, Joseph Stalin led an internal revolution in domestic policy of the Soviet Union reclaiming the Russian heritage for the socialist state. In the years of World War II, the world revolution idea was largely discarded. All this required legitimisation in the form of new symbols. Therefore, the *International*, regarded as the state anthem, was replaced in 1943 by a new lyrical symbol, the Soviet anthem, which was both acceptable for the Kremlin and highlighted the unity of the USSR. Whereas the *International* used

to be the anthem of the Union, now all Soviet Republics had to compose their own “national” anthem, with strongest emphasis on main motifs, like the special role of the Russian people, their old-established friendship with the republican titular nation, and needless to say, the personal importance of Lenin and Stalin in world history.

In early 1944, Soviet relations with Western allies as well as other foreign policy factors and domestic policy needs urged the creation of anthems of the Union Republics. One main reason was that since the founding of the United Nations was on the agenda, Moscow planned to force through the membership of all Soviet Republics. Therefore it was deemed necessary to expand their “sovereignty”: the creation of a “national” anthem for every single Union Republic served the purpose of demonstrating to the rest of the world that their “sovereignty” had increased.

The Estonian SSR anthem committee began their work in February/March of 1944 in Leningrad, led by Johannes Vares-Barbarus. All poets and composers residing in the Soviet rear at that time were involved in composing the anthem. The new anthem „Jää kestma, Kalevite kange rahvas“ (Endure, heroic people of Kalevs) was written by Johannes Semper and composed by Gustav Ernesaks, and approved by Estonian SSR Party leader Nikolai Karotamm. The anthem was officially enforced in the summer of 1945.

It is remarkable that, until the enforcement of the official anthem of the Estonian SSR, the anthem of the Republic of Estonia, effective between the two World Wars, was not condemned, and in fact even used in late autumn of 1945 and afterwards at several public events. The creation of the anthem of the Estonian SSR coincided with the so-called transition period, when the struggle against “bourgeois nationalism” was taking its first steps and the period of independence had not yet been completely disapproved. The anthem, as a Soviet symbol, remained in place in the Estonian SSR until the restoration of Estonia’s independence.

MITTEILUNGEN

Die baltischen Kapitulationen von 1710: Kontext, Wirkung, Interpretation. Ein Tagungsbericht

VON MARJU LUTS-SOOTAK

Die schwedischen Garnisonen in Riga, Reval, Pernau und Dünamünde, die größeren Städte sowie die estländische, livländische und öselsche Ritterschaft kapitulierten 1710 vor dem russischen Oberkommando und schlossen Unterwerfungsverträge ab, die später durch Peter I. bestätigt wurden. Mit dem Friedensvertrag von Nystad wurden 1721 die Kapitulationsvereinbarungen auch für die Zeit nach dem Krieg bestätigt, womit sie eine historisch epochale Bedeutung bekamen: Sie ersetzen nicht nur die schwedische Herrschaft durch die russische, sondern bildeten zugleich die Grundlage für die mehr oder weniger autonome Sonderstellung der Ostseeprovinzen innerhalb des russischen Imperiums. Auch heute, 300 Jahre nach den Ereignissen von 1710, ist das Interesse der Historiker und Rechtshistoriker für diese Dokumente noch nicht erloschen. Die zeitliche Distanz und die nicht mehr vorhandene politische Bedeutung lassen es zu, die traditionellen Interpretationen kritisch zu überprüfen, alte Debatten mit neuen Fragestellungen aufzufrischen und das bisher außer Betracht Gelassene ans Licht zu bringen. Dies bestätigte auch die diesem Bericht zugrunde liegende Konferenz, die am 24./25. September 2010 in Tartu stattfand. Organisiert wurde sie vom Institut für Geschichte und Archäologie und dem Lehrstuhl für Rechtsgeschichte der Universität Tartu, dem Historischen Institut der Universität Tallinn und der Baltischen Historischen Kommission.

In seiner Eröffnungsrede stellte Jürgen von Ungern-Sternberg (Basel) die Kapitulationen von 1710 in den vergleichenden Kontext des zeitgenössischen Europa und zeigte, dass es sich dabei weder um einen besonderen Gnadenakt Peters noch um ein lokales Spezifikum gehandelt hat. Derartige Kapitulationsvereinbarungen stellten im Falle eines Machtwechsels eine allgemeine europäische Praxis dar, deren Wurzeln schon in der Antike zu suchen seien. Ungern-Sternberg zufolge war solch eine

vertraglich abgeschlossene Kapitulationspraxis auch den russischen Herrschern lange vor Peters I. Europäisierungsmaßnahmen bekannt. Die bisherige Geschichtsschreibung, die vor allem die singulären Bedingungen und Möglichkeiten von „1710“ behandelt hat, verlange daher nach Ergänzungen.

Anti Selart (Tartu) verglich die russischen Argumente, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts während des Livländischen Krieges zugunsten der Auffassung vorgebracht wurden, bei den Ostseeprovinzen handle es sich um ein „urrussisches Gebiet“, mit denen, die Anfang des 18. Jahrhunderts zur Zeit des Nordischen Krieges in Gebrauch waren. Während es sich während des Livländischen Krieges um eine ernsthaft gemeinte Begründung für politische und militärische Ziele handelte, die in offiziellen und diplomatischen Dokumenten vorgetragen wurde, finde sie sich anderthalb Jahrhunderte später vor allem in künstlerischen Texten und nicht mehr in offiziellen Dokumenten. Wenn derartige Behauptungen über historisch russische Gebiete zur Zeit Peters I. überhaupt in politischen Traktaten Verwendung fanden, dann höchstens als ein Argument unter vielen anderen. Demgegenüber dominierte sowohl in politischen als auch in belletristischen Texten das Bild Peters, der die Ostseegebiete von der Schreckensherrschaft des lutherischen Drachens befreit und ihnen den Weg zum wahren Glauben bahnt. Allerdings bedeutete dies nicht, dass der Nordische Krieg auf russischer Seite zu einem Glaubenskrieg hochstilisiert worden wäre. Gemäß der üblichen europäischen Praxis dekretierte eine der ersten Bedingungen der Kapitulationen von 1710 die Bewahrung des lokalen Glaubens; in diesem Fall handelte es sich um die auf dem Augsburger Bekenntnis beruhende evangelisch-lutherische Konfession, die russischerseits widerspruchlos bestätigt wurde. Freilich genoss von nun an neben der lutherischen auch die orthodoxe Kirche volle Handlungsfreiheit in der Region.

In einigen Punkten gingen die Versprechungen Peters sogar über die übliche Bewahrung des Status quo hinaus und verliehen den örtlichen Machtorganen umfangreichere Privilegien als je zuvor. Pärtel Piirimäe (Tartu) untersuchte die Hintergründe dieser Großmütigkeit, wobei er die Baltikumpolitik Peters in den Kontext der allgemeinen außenpolitischen Ziele des Zaren stellte. Dabei wird deutlich, wie als Resultat der militärischen Erfolge, besonders des Sieges bei Poltava, zuvor ungehörte, selbstbewusste Töne in die Formulierung von Peters Zielen gelangten. In Verbindung mit diesen militärischen Erfolgen stand auch die gerechtfertigte Hoffnung, dass Liv- und Estland nach dem Krieg zu Russland gehören würden und nicht mit August II. geteilt werden müssten. Das neue Selbstbewusstsein Peters zeigte sich auch sehr deutlich darin, dass er 1710 begann, in seiner diplomatischen Korrespondenz den Titel „Imperator“ zu führen. Zur selben Zeit geprägte Münzen mit dem Porträt des Zaren sowie einer lateinischen Devise hatten eine ebenso klare außenpolitische Bedeutung – Ovid konnten zu Peters Zeiten nur wenige Repräsentanten der russischen Gesellschaft lesen.

Sowohl die russische, deutschbaltische und sowjetische als auch die estnische und lettische Geschichtsschreibung haben die Kapitulationen von 1710 aus dem Blickwinkel der östlichen Küste der Ostsee betrachtet. Ralph Tuchtenhagen (Berlin) versuchte, die damaligen Ereignisse durch die Perspektive der schwedischen Provinzialpolitik zu betrachten und fragte danach, inwieweit die Politik der schwedischen Regierung im baltischen Raum dazu beigetragen hat, dass die Ritterschaften und Städte 1710 in die Arme der russischen Militärverwaltung getrieben wurden. Tuchtenhagens Ansicht zufolge unterschätzte die schwedische Krone die Gefahr aus Russland oder ignorierte sie sogar und hielt fälschlicherweise Dänemark für ihren größten militärischen Rivalen. Tuchtenhagen stellte fest, dass Schweden als eine Großmacht nur dann erfolgreich war, wenn seine Ambitionen durch Subsidien aus Frankreich unterstützt wurden. Die von Zeit zu Zeit durchgeführten Reduktionen, von denen in erster Linie Staats- und Donationsgüter betroffen waren, konnten die drohenden roten Zahlen in der Staatskasse nur kurzfristig schönen.

Die Reduktion am Ende des 17. Jahrhunderts, von der in den Ostseeprovinzen vor allem Livland betroffen war, spielte Peter eine Karte in die Hände, dank derer er sich als gütiger Herrscher präsentieren konnte, der die „große Ungerechtigkeit“ Schwedens wiedergutmachte und die reduzierten Güter zurückgab. Märt Uustalu (Tartu) legte seine ersten Forschungsergebnisse über den Restitutionsprozess im Kreis Dorpat nach dem Ende des Nordischen Krieges vor. Dieser Prozess wurde zwar größtenteils schon in den ersten fünf Nachkriegsjahren beendet, doch konnte er in Einzelfällen sogar ein halbes Jahrhundert dauern. Obwohl man im Allgemeinen davon ausgeht, dass die Güter dem deutschbaltischen Adel zurückgegeben wurden, war der größte Gewinner des Restitutionsprozesses der niedere schwedische Adel, der allerdings seine zurück gewonnenen Güter schnell wieder verkaufte. Ähnlich handelte der russische Adel mit seinen baltischen Donationsgütern. Somit blieben die Möglichkeiten, die sowohl die Restitution als auch die neuen Donationen der Zentralregierung boten, um die soziale und ethnische Struktur der Ostseeprovinzen zu ändern, ungenutzt.

Auch in der Schulbildung für die Bauernkinder änderte sich nach dem Nordischen Krieg im Vergleich zur Zeit davor nichts. Dies trifft wenigstens für vier südestnische Kirchspiele zu, wie dem Vortrag von Ilje Piir (Tartu) zu entnehmen war. Die Küster und Schulmeister setzten ihre Arbeit in den Schulen fort, obwohl die Pastoren nach Russland deportiert worden waren. Für die Universität Dorpat wurde der Krieg allerdings zum Verhängnis, wie Sirje Tamul (Tartu) in ihrem Vortrag resümierte. Punkt 4 der Kapitulation der livländischen Ritterschaft von 1710, der das Weiterbestehen der Universität verlangte, wurde zwar vom russischen Oberkommando und später auch von Peter I. gebilligt; die Universität jedoch bestand von 1710 bis 1802 nur als eine bloße Idee.

Die in den Kapitulationen vereinbarten Bedingungen seien schon fünf Jahre nach ihrem Abschluss nicht mehr eingehalten worden, behauptete Andres Andresen (Tartu) in seinem Vortrag über die Privilegien der estländischen Geistlichen. Das schwedische Kirchenrecht von 1686, das auch in den baltischen Provinzen galt und dessen Fortbestehen in den Kapitulationen festgehalten wurde, sah ein so genanntes reines Konsistorium vor, das nur aus Geistlichen bestand und direkt dem König unterstellt war. 1715 ernannte das Landratskollegium der estländischen Ritterschaft einen der Landräte zum Präsidenten des Konsistoriums, was in eindeutigen Widerspruch nicht nur zu den Prinzipien des schwedischen Kirchenrechts stand, sondern auch zum dem, was 1710 gefordert und bestätigt worden war. Allerdings stimmte es völlig mit den Bestrebungen der Ritterschaft überein, die ihren Einfluss auch über die Verwaltung der lokalen Territorialkirche auszuweiten bestrebt war. Im Unterschied zu Livland konnte dabei in Estland von einer Wiedergutmachung der schwedischen „Ungechtigkeit“ nicht die Rede sein, weil dort ein rein geistliches Konsistorium schon vor der Einführung des schwedischen Kirchenrechts existiert hatte. Wie alle Rechtsnormen konnten auch die Bestimmungen der Kapitulationen übertreten werden – in diesem Falle von der estländischen Ritterschaft.

Der Vortrag von Mati Laur (Tartu) behandelte die Vorgänge, die in späteren Würdigungen als radikalste Abkehr von den Kapitulationsvereinbarungen gedeutet worden sind – die baltische Politik Katharinas II. Dabei standen vor allem die Beziehungen zwischen den livländischen Landespolitikern und der Herrscherin im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Auch hier bemühte sich der Vortragende um einen Perspektivwechsel, indem er die Provinzialpolitik, die in die Statthalterschaft mündete, in erster Linie aus der Perspektive der Zentralmacht betrachtete. Weil die deutschbaltische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts die Reformen Katharinas zu einem unerhörten Angriff auf die lokale Ständeautonomie hochstilisiert hat, blieb z.B. die Tatsache außer Betracht, dass viele lokale Ämter auch während der Statthalterschaftszeit von den Mitgliedern der Ritterschaft und des Stadtpatriziats ausgeübt worden sind. In der anschließenden Diskussion wurde betont, dass die Allodifizierung der Güter juristisch gesehen einen großen Durchbruch bedeutete, weshalb man die Einführung der Statthalterschaft auch als Gewinn für den livländischen Adel ansehen könnte.

Gert von Pistohlkors (Göttingen) nahm die praktische politische Tätigkeit der deutschbaltischen Eliten in den Jahren 1841 bis 1885 unter die Lupe und konzentrierte sich auf die Bedeutung der Kapitulationen in diesem Kontext. Der größte „Kapitulationsstreit“ brach 1869 nicht in Kreis der Mächtigen und Politiker aus, sondern zwischen russischen und deutschbaltischen Literaten auf den Seiten der Presse. Die neue moderne russische Öffentlichkeit, die von gebildeten Kreisen unter den Deutschbalten zunächst begrüßt worden war, wollte bei der Herausformung eines modernen russischen Nationalstaats ihren Beitrag leisten, was wiederum

in den Ostseeprovinzen als Alarmsignal wirkte. Eine eigenständige Frage wäre es zu untersuchen, inwieweit dieses empfindliche Reagieren die Politik der Zentralregierung tatsächlich beeinflussen konnte. Auf die Frage Gert von Pistohlkors', wie stark sich die führenden Provinzialpolitiker auf die Zusagen von 1710/12 bezogen und wie sehr ihnen an einer Verrechtlichung ihres politischen Tuns gelegen war, bot Marju Luts-Sootak (Tartu) eine mögliche Antwort, indem sie die Beziehung zwischen den Kapitulationen und den Rechtskodifikationen des 19. Jahrhunderts thematisierte. Weil in Russland im Laufe dieser Kodifizierungen alle schon vorhandenen Gesetze zusammengeführt und systematisiert werden mussten, gab es in den damaligen Gesetzbüchern bei jedem Artikel einen Hinweis auf die jeweilige Quelle, darunter auch auf die Kapitulationen. Als Beispiel einer offensichtlichen Abweichung von den Kapitulationen kann das Rekrutierungsprinzip der Justizstellen gelten. Während 1710 vereinbart wurde, die Positionen teils mit Adligen, teils mit Nichtadligen zu besetzen, wurde im Ständerecht von 1845 erstmals gesetzlich festgelegt, dass die Stellen im Justizapparat allein dem immatrikulierten Adel vorbehalten waren. Für die einmalig starke Position der Ritterschaftsmitglieder im Bereich der Justiz und in Bezug auf das Eigentum an den Rittergütern haben erst die Gesetzbücher des 19. Jahrhunderts die rechtliche Grundlage geschaffen. Die inhaltliche Substanz der Kapitulationen wurde durch diese neuen Gesetzbücher neu reguliert und hatte damit ihre vertragliche Geltungsgrundlage verloren. Die nunmehr kaiserlich bestätigten Gesetze konnten von nun an durch die höchste Autorität und ohne jegliche Verhandlungen mit der anderen Vertragspartei aus den Kapitulationen verändert werden.

Lars Björne (Turku) betrachtete die Geschichte der finnischen Rechtsordnung nach den Kapitulationsverträgen von Borgå 1809, mit denen ebenfalls das Fortbestehen der bisherigen Rechts- und Verwaltungsordnung bestätigt wurde. Die schwedische Regierungsform sah vor, dass die Stände nicht nur in der Vorbereitungsphase in den Prozess der Gesetzgebung eingebunden werden mussten (wie z.B. im Falle des Ostseekomitees), sondern auch bei der Verabschiedung neuer Gesetze. Weil nach dem Landtag von Borgå die Stände nicht mehr zusammengerufen wurden, blieb die in Finnland geltende Gesetzgebung für ein halbes Jahrhundert unangetastet. Als der Landtag 1863 seine Tätigkeit wieder aufnahm, entpuppte er sich als eine sehr fruchtbare Legislative, der es gelang, viele Rechtsgebiete zu modernisieren. Als Vorbild diente dabei immer noch das schwedische, und nicht das russische oder deutschbaltische Recht. Die von Deutschland ausgehenden neuen rechtswissenschaftlichen Strömungen und Methoden dagegen fanden in Finnland sogar stärkeren Widerhall als anderswo in Skandinavien.

Robert Schweitzer (Lübeck) fragte in seinem Vortrag, ob die Kapitulationen der baltischen Provinzen und die darauf beruhende Autonomie für Finnland als ein erstrebenswertes oder eher abschreckendes Beispiel dienten. In Finnland schaute man nicht so sehr auf die Erfahrungen in

Est- und Livland, sondern eher auf diejenigen im so genannten Altfinnland, d. h. in Ingermanland und im Gebiet Kexholm. Auch in Bezug auf die Autonomie konnte Finnland von seinen südlichen Nachbarn nicht viel lernen, war doch die finnische Autonomie viel stärker und weit reichender. Auch wenn die Kapitulationen von 1710 eine aus der Antike stammende gesamteuropäische Tradition weitergetragen haben könnten, dienten sie hundert Jahre später eher als Auslaufmodell denn als Vorbild. Noch mehr trifft dies auf die streng ständische Verfassung der baltischen Provinzen zu. Für Finnland, das die „weiche“ schwedische Ständeordnung gewohnt war und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine moderne Gesellschaft europäischen Typs anstrebte, bot sich südlich des Finnischen Meerbusens nichts Nachahmenswertes an.

Die an dieser Stelle nur kurz angezeigten Beiträge sollen demnächst als Tagungsband in einer der Reihen der Baltischen Historischen Kommission erscheinen. Damit steht zu hoffen, dass die auf der Tagung zur Sprache gekommenen neuen Perspektiven zu weiteren Diskussionen und Untersuchungen zu Kontext, Wirkung und Interpretation der baltischen Kapitulationen anregen werden.

Zur akademischen Ausbildung der Mediziner Est-, Liv- und Kurlands im 18. Jahrhundert

VON ARVO TERING

Der vorliegende Aufsatz stellt eine Zusammenfassung einer umfangreichen Studie dar, die sich mit der Rezeption medizinischer Ideen in den Ostseeprovinzen in der Frühen Neuzeit auseinandersetzt und zu ermitteln versucht, an welchen Universitäten die akademisch ausgebildeten Ärzte, die in Est-, Liv- und Kurland im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts tätig waren, studiert haben.¹ Während die medizinische Ausbildung von Ärzten in der Regel an einer Landesuniversität erfolgte, an der Landeskinder eine gewisse Zeit studierten, um sicherzustellen, dass ihnen ein Stipendium gewährt und eine Stelle vergeben wurde, gab es in den Jahren 1710 bis 1802 in den Ostseeprovinzen keine Universität. Bekanntlich waren in den Jahren 1711 bis 1800 an den medizinischen Fakultäten verschiedener Universitäten Europas 250 Balten immatrikuliert: 173 Est- und Livländer sowie 77 Kurländer.² Von ihnen nahm fast die Hälfte (120) nach dem Studium eine Tätigkeit in der Heimat auf; die übrigen traten vorwiegend in den Binnengouvernements Russlands (in erster Linie als Militärärzte), in geringerem Maße auch in deutschen und anderen Ländern den Dienst an.

Während im 17. Jahrhundert und zu Beginn des 18. Jahrhunderts insgesamt 50 studierte Ärzte in Est-, Liv- und Kurland tätig waren, belief sich ihre Zahl in den Jahren 1711 bis 1810 bereits auf mindestens 215. Vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts vergrößerte sich die

¹ Erschienen ist bereits ein Aufsatz über das Studium der gelehrten Ärzte des 17. Jahrhunderts, der einen Teil der Untersuchung „Euroopa ülikoolid Eesti-, Liivi- ja Kuramaa arstide koolitajaina ning uute loodus- ja arstiteaduslike ideede vahendajaina varasel uusajal“ [Die europäischen Universitäten als Lehrstätten der Ärzte Est-, Liv- und Kurlands und als Vermittler neuer natur- und medizinwissenschaftlicher Ideen in der Frühen Neuzeit] bildet: ARVO TERING: Baltimaade õpetatud arste koolitanud ülikoolid 17. sajandil ja 18. sajandi algul [Universitäten, an denen studierte Ärzte der baltischen Länder im 17. Jahrhundert und zu Beginn des 18. Jahrhunderts ausgebildet wurden], in: Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suuriisig 16./17. sajandil, Bd. 3, hrsg. von ENN KÜNG, Tartu 2009 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 17 [24]), S. 280-314. Die Anfertigung des vorliegenden Aufsatzes wurde unterstützt durch das stiftungsfinanzierte Projekt SF018004s08 und den *Eesti Teadusfond* (Nr. 7144). Ohne die Unterstützung durch Sulo Lembinen und Maria Luštšik (Universitätsbibliothek Tartu) bei der Beschaffung der notwendigen Literatur sowie die Hilfe von Anti Lääts wäre dieser Aufsatz nicht publikationsreif geworden.

² ARVO TERING: Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561–1800 [Est-, Liv- und Kurländer an den Universitäten Europas 1561–1800], Tartu 2008, S. 657.

Zahl der studierten Mediziner. Ein großer Zuwachs erfolgte durch 40 studierte Kreisärzte und auf Gutshöfen angestellte Ärzte. Von den gelehrten Medizinern, die von 1711 bis 1810 in den Ostseeprovinzen wirkten, waren 82 als Ärzte in Livland, 35 in Estland und 74 in Kurland tätig.³ In Narva gab es sieben und auf Ösel vier Ärzte. Diese Zahlen standen in Proportion zur Ausdehnung des Hinterlandes der jeweiligen Gebiete. In den Ostseeprovinzen übertraf der Anteil der Mediziner örtlicher Herkunft denjenigen der aus dem Ausland eingewanderten Ärzte.⁴

In welche Ämter wurden studierte Mediziner damals eingesetzt? Die größte Last der Verantwortung war einem Stadtphysikus aufgebürdet. Nach dem Nordischen Krieg und der Pest des Jahres 1710 erholten sich die Städte nur sehr langsam. Lediglich Riga vermochte es, bereits unmittelbar nach 1710 eigene Ärzte zu beschäftigen, derer es wie auch schon im 17. Jahrhundert zwei gab. Reval verfügte seit 1716 über einen Stadtphysikus, Dorpat und Riga seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. In Narva gab es seit 1726 einen, nach 1733 wie in Riga sogar zwei städtische Mediziner. Die anderen Städte des Baltikums besaßen im 18. Jahrhundert keinen ständigen Arzt im Stadtdienst. Ein Stadtphysikus war gehalten, die Tätigkeit der Chirurgen und Hebammen zu überwachen, sich an der Arbeit der Revisionskommissionen der Apotheken zu beteiligen sowie im Falle einer ansteckenden Massenerkrankung geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um deren Ausbreitung zu verhindern. Zusätzlich waren in den Ostseeprovinzen auch Gouvernements- und Ritterschaftsärzte tätig. Gelehrte Mediziner, die den Doktorgrad erlangt hatten, waren auch in den Marine- und Landtruppenhospitälern mit Sitz in Riga und Reval als leitende Ärzte angestellt. In Kurland bildeten herzogliche Leib- und Hofärzte den Kern der studierten Ärzteschaft.

³ Die persönlichen Angaben zu den studierten Medizinern beruhen auf folgenden Nachschlagewerken: Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960, hrsg. von WILHELM LENZ, (Nachdruck) Wedemark 1998; JOHANN FRIEDRICH KARL VON RECKE, EDUARD NAPIERSKY: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland I-IV, Mitau 1827–1832; ISIDORUS BRENNISOHN: Die Ärzte Estlands von Beginn der historischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein biographisches Lexikon, Riga 1922 (Biographien baltischer Aerzte, 3); DERS.: Die Ärzte Kurlands vom Beginn der herzoglichen Zeit bis zur Gegenwart. Ein biographisches Lexikon nebst einer historischen Einleitung über das Medizinalwesen Kurlands, Riga 1929; DERS.: Die Ärzte Livlands vom Beginn der historischen Zeit bis zur Gegenwart, Riga 1905; Lief- und Ehstländischer Staats- und Adreß-Calender auf das Jahr Christi 1785, Marienwerder 1784; Adreßbuch der Revalischen Statthaltschaft vom Jahre 1790, Reval 1790; Adreßbuch der Revalischen Statthaltschaft vom Jahre 1796, Reval 1796; KARL FRIEDRICH WATSON: Adreß-Buch für die Kurländische Statthaltschaft. Nebst einigen Tabellen über die Vermessungen der Hauptstrassen dieser Statthaltschaft, Mitau 1796.

⁴ Von den 1711–1810 angestellten gelehrten Medizinern, die im 18. Jahrhundert studiert hatten, waren von 35 Medizinern in Estland 11 (31,4%), von 82 Medizinern in Livland 30 (36,6%), von 74 Medizinern Kurlands sogar 35 (47,2%), von sieben Ärzten in Narva fünf und von vier Ärzten auf Ösel einer eingewandert.

Infolge der Ausdehnung der russischen Gouvernementsreform des Jahres 1775 auf Liv- und Estland wurden 1783 in allen Kreisstädten u.a. auch Stellen für Kreisärzte und -chirurgen geschaffen. In diesem Zusammenhang wurden 14 studierte Ärzte eingestellt, die 1795 durch acht Kreisärzte in Kurland, das unlängst der russischen Herrschaft unterworfen worden war, ergänzt wurden. In den Städten, die eine Ratsordnung erlassen hatten, gab es zudem stets studierte Ärzte, die eine eigene Praxis hatten; ihre Zahl hing von der Größe der zahlungsfähigen Klientel ab. Studierte Mediziner erwiesen sich in den Städten als unentbehrlich, zumal weder die Chirurgen noch die Barbieri zur Behandlung innerer Krankheiten berechtigt waren.⁵ Nach der Einführung der Statthalterschaft im Jahre 1783 büßte der Stadtphysikus das Recht ein, die Ärzte und Apotheker zu examinieren, da diese Befugnis dem Reichsmedizinalkollegium in St. Petersburg übertragen wurde. 1797 wurde das Recht, den Ärzten der Ostseeprovinzen die Approbation zu erteilen, an die Obermedizinalverwaltungen, die in allen Gouvernements gegründet worden waren, delegiert.

Seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wurden junge Doktoren der Medizin auch auf Gutshöfen in Dienst genommen. Während sich die Hauslehrer bereits im 17. Jahrhundert in ihrer Position behauptet hatten, so liegen Angaben über die Anstellung studierter Ärzte auf baltischen Gutshöfen erst aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vor.⁶ Nicht selten benutzten junge Doktoren die Stelle eines Gutsarztes als Sprungbrett für den Posten eines Kreisarztes, ähnlich wie die Stelle eines Hauslehrers als Sprungbrett für eine Pastorenstelle diente.⁷

An welchen Universitäten hatten die in der untersuchten Periode in den Ostseeprovinzen tätigen Ärzte studiert, welche wurden bevorzugt? Man kann eine Art „Hitliste“ dieser Universitäten erstellen, an deren Spitze wir die vier beliebtesten finden: Mit Abstand die wichtigste war die Universität Jena mit 56 Immatrikulierten und 34 dort verteidigten Dissertationen, gefolgt von Halle (46/28), Königsberg (37/25) und Göttingen (32/24). Wiederum mit einigem Abstand folgen Leiden (17/14), Leipzig (17/8), Erfurt (16/15) und Straßburg (16/2). An den übrigen Universitäten studierten weniger als zehn Personen der uns interessierenden Kategorie.⁸ Viele Doktoranden besuchten vor der Fertigstellung ihrer Dissertationen auch das *Collegium*

⁵ Zur Kompetenz der gelehrten Ärzte und Chirurgen siehe BRENNISOHN, Die Ärzte Kurlands (wie Anm. 3), S. 22.

⁶ Von den namhaftesten Gutsärzten sei hierbei der aus Jena gebürtige Gelehrte und Universitätslehrer Adolph Albrecht Hamberger (1737–um 1788) hervorgehoben, der in Estland als Gutsarzt in Arrokküll tätig war. SUSANNE ZIMMERMANN, HORST NEUPER: Professoren und Dozenten der Medizinischen Fakultät Jena und ihre Lehrveranstaltungen 1770–1820, Golmsdorf b. Jena 2008, S. 179ff.

⁷ So wurde Georg Friedrich Dumpf, der auf Gut Euseküll als Arzt gewirkt hatte, zum Felliner Kreisarzt bestellt; Ludwig Cossart, der bei der Familie Plater als Gutsarzt tätig gewesen war, wurde Dorpater Kreisarzt.

⁸ Erlangen (8/6), Frankfurt an der Oder (5/3), Rostock (4/4), Utrecht (3/2), Uppsala (3/1), Greifswald (3/1), Helmstedt (3/0), Wittenberg (2/2), Harderwijk (2/2),

medico-chirurgicum in Berlin, um praktische Kenntnisse zu erwerben und Material für ihre Doktorarbeiten zu sammeln. Von den später in den Ostseeprovinzen tätigen Medizinern hatten sich 65 Personen in Berlin eingeschrieben, davon 34 studierte Ärzte und 31 Chirurgen. Von den Chirurgen erlangten sechs Personen später an einer Universität den Doktorgrad.⁹

Durch eine Vielfalt von medizinischen Konzepten, die an verschiedenen Universitäten vertreten waren, und aufgrund unterschiedlicher Möglichkeiten, Theorie und Praxis einander anzunähern, fanden diverse medizinische Ideen der Zeit unmittelbaren Eingang in die Ostseeprovinzen des Russischen Reichs. Im 18. Jahrhundert erfolgten im deutschen Sprachraum drei miteinander verflochtene Prozesse, die für die Entwicklung der Medizin des 19. Jahrhunderts von überaus großer Bedeutung waren. Erstens wurde auch an den deutschen Universitäten damit begonnen, den Studenten klinischen Unterricht zu erteilen.¹⁰ Diese Unterrichtsform war zu dieser Zeit zwar nicht mehr neu; sie war bereits im 16. Jahrhundert an der Universität Padua und im 17. Jahrhundert in Leiden eingeführt worden. Der klinische Unterricht bedeutete einen grundlegenden Wandel im Medizinstudium, da die Studenten die Möglichkeit erhielten, direkt am Krankenbett zu praktizieren. Somit waren die Studenten besser imstande, ihre soziale Rolle als künftige Ärzte kennen zu lernen. Während in Leiden klinischer Unterricht in einem Hospital erteilt wurde, herrschte in Deutschland die Meinung vor, dass dafür eher eine Poliklinik, nicht ein Krankenhaus geeignet sei. Während der Kranke im Krankenhaus von seiner alltäglichen Umgebung vollkommen isoliert war, verfolgte der in einer Poliklinik erteilte Unterricht das Ziel, den Studenten an den Umgang mit einem Patienten in einer Umgebung heranzuführen, an welche Letzterer in sozialer und physischer Hinsicht gewöhnt war: im Familienkreis und bei täglichen Verrichtungen.¹¹ Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es lediglich in Halle und Straßburg möglich, eine klinische Praxis zu absolvieren; um 1800 wurde in deutschen Ländern an mindestens 12 Universitäten klinischer Unterricht erteilt.¹² Auch an der 1802 wiedereröffneten Universität Dorpat wurde bereits 1808 eine moderne Klinik eröffnet.

Kiel (2/1), Würzburg (2/0), Freiburg (1/1), Marburg (1/1), Gießen (1/1), Tübingen (1/1) und Wien (1/0).

⁹ Über das Studium am Berliner *Collegium medico-chirurgicum* siehe PAUL DIEPGEN, EDITH HEISCHKEL: Die Medizin an der Berliner Charité bis zur Gründung der Universität, Berlin 1935; ERIK AMBURGER: Collegium medico-chirurgicum in Berlin als medizinische Lehrstätte für Osteuropa, in: Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen, Gießen 1961 (Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des Europäischen Ostens, 14), S. 233-251; Die Matrikel des preußischen Collegium medico-chirurgicum in Berlin 1730-1797, hrsg. von ALEXANDER VON LYNCKER, in: Archiv für Sippenforschung und alle verwandte Gebiete 11 (1934), S. 129-159; 12 (1935), S. 97-135.

¹⁰ AXEL KARENBERG: Lernen am Bett der Kranken. Die frühen Universitätskliniken in Deutschland (1760-1840), Hürtgenwald 1997.

¹¹ THOMAS H. BROMAN: The Transformation of German Academic Medicine 1750-1820, Cambridge 1996, S. 104.

¹² Ebenda, S. 59.

Zweitens wurde im 18. Jahrhundert die chirurgische Ausbildung reformiert. Bislang hatte der Beruf eines Chirurgen als typisch handwerkliches Gewerbe gegolten, bei dem man für den Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten eines Meisters die Jahre als Lehrling und Geselle durchlaufen musste. Angesichts des zunehmenden Bedarfs an Militärärzten wurden im 18. Jahrhundert die ersten chirurgischen Akademien gegründet, an denen die künftigen Militärfeldscher außer in der Chirurgie auch in theoretischen medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtet wurden, die bislang nur an Universitäten angeboten worden waren. An diesen Lehranstalten mit praktischer Ausrichtung wurden beinahe dem Universitätsstudium gleichwertige medizintheoretische Kenntnisse vermittelt. Jedoch erhielten die Absolventen kein Arztdiplom, das sie mit rechtlichen Privilegien ausgestattet hätte.¹³ Viele Chirurgen verteidigten daher ihre Dissertationen zur Erlangung des Doktorgrades in Medizin und Chirurgie an den medizinischen Fakultäten der Universitäten, was zu Klagen der studierten Mediziner führte, die um die Gefährdung ihrer Positionen bangten. Es hat jedoch den Anschein, dass die Chirurgen, die an medizinisch-chirurgischen Kollegien studiert hatten, häufiger imstande waren, sich Kenntnisse auf dem Gebiet der inneren Medizin anzueignen, als sich gelehrte Mediziner im praktischen Bereich der Chirurgie und Geburtshilfe behaupten konnten. So verteidigten auch Chirurgen, die sich um Stellen für studierte Ärzte bewarben, ihre Dissertation an einer Universität, wodurch ihre Qualifikation der ihrer studierten Medizinerkollegen entsprach. Dies war auch bei den in den Ostseeprovinzen angestellten Ärzten der Fall, die eine chirurgische Ausbildung absolviert hatten.

Ein drittes Novum war die Medikalisierung der Geburtshilfe.¹⁴ Man begann, systematische Ausbildungskurse für Hebammen zu veranstalten, und an den Universitäten entwickelte sich die Schwangerschafts- und Geburtspathologie, die bislang Teil der Chirurgie gewesen war, allmählich zu einem selbstständigen Fachgebiet. An einigen Universitäten wurden Geburtskliniken errichtet, wo außer den Hebammen auch den Studierenden praktischer Unterricht erteilt wurde.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die wichtigste Lehranstalt, an der die späteren Ärzte der Ostseeprovinzen ausgebildet wurden, die Universität in Halle, die als eines der bedeutendsten medizinischen Zentren im damaligen Europa galt. Ihr hohes Niveau konnte durch synergetische Zusammenarbeit zwischen der medizinischen Fakultät und den Institutionen der Waisenanstalt insbesondere im Bereich der klinischen Praxis gehalten werden.¹⁵ Im Untersuchungszeitraum hatte die Hälfte der

¹³ Ebenda, S. 53ff.

¹⁴ HANS-CHRISTOPH SEIDEL: Eine neue Kultur des Gebärens. Die Medikalisierung von Geburt in 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, Stuttgart 1998.

¹⁵ Zusammenfassend zur medizinischen Fakultät der Universität Halle im 18. Jahrhundert siehe JÜRGEN HELM: Hallesche Medizin zwischen Pietismus und Frühaufklärung, in: Universitäten und Aufklärung, hrsg. von NOTKER HAMMERSTEIN,

als Stadtphysikus tätigen Ärzte Est- und Livlands die Universität Halle absolviert. Zwar blieb Halle auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts attraktiv, doch spielte sie für die Ostseeprovinzen lediglich eine Rolle als Lehrstätte der Ärzte Kurlands, von denen viele das Studium an der Academia Petrina in Mitau abgeschlossen hatten. Eine bemerkenswert große Anzahl der Kreisärzte Kurlands hatte in Halle studiert.

Die Universität Jena¹⁶ war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Halle die zweitwichtigste Ausbildungsstätte für spätere baltische Ärzte; im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, als sie unter der Leitung Johann Wolfgang Goethes, eines Ministers des jungen Weimarer Herzogs Carl August, eine Blüte erreichte, wurde sie jedoch für Studenten aus Est-, Liv- und Kurland zum wichtigsten Studienort. Von den studierten Medizinern, die im Untersuchungszeitraum in den Ostseeprovinzen tätig waren, hatten 56, also jeder vierte von ihnen, in Jena studiert. Die erste Generation studierter Ärzte, die die Universität Jena absolviert hatte, nahm ihre Tätigkeit in den Ostseeprovinzen in den 1750er Jahren auf. Diese Ärzte hatten bei den Medizinprofessoren Georg Erhard Hamberger (1697–1755) und Karl Friedrich Kaltschmied (1706–1769) gelernt.¹⁷ Von denjenigen, die in dieser Zeit in Jena studierten, sei der aus Danzig stammende Anton Truhart genannt, der von 1768 bis 1784 als Rigaer Stadtphysikus wirkte. Nach seinem Studium war er zunächst als Stadtarzt in Jena tätig gewesen, bevor er 1764 zum außerordentlichen Medizinprofessor der Universität ernannt wurde und Vorlesungen über viele medizinische Bereiche hielt.¹⁸ Hätte Truhart die Stelle des Rigaer Stadtphysikus nicht angenommen, so wäre er möglicherweise Nachfolger des 1769 verstorbenen Kaltschmied geworden. Von 1778 bis 1798 studierten insgesamt 40 Personen in Jena, die anschließend als studierte Ärzte in den Ostseeprovinzen wirkten (37 von ihnen stammten von dort). Somit studierten in dieser Periode in Jena durchschnittlich zwei künftige baltische Ärzte pro Jahr; diese Quantität wurde an keiner anderen Universität im 18. Jahrhundert auch nur annähernd erreicht. Damit waren in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in erster Linie solche Mediziner in den Ostseeprovinzen tätig, die in Jena studiert hatten.

Göttingen 1995, S. 63–96; JÜRGEN HELM: Krankheit, Bekehrung und Reform. Medizin und Krankenfürsorge im Halleschen Pietismus, Tübingen 2006.

¹⁶ Über die Universität Jena siehe Die Universität Jena in der Frühen Neuzeit, hrsg. von JOACHIM BAUER, ANDREAS KLINGER, ALEXANDER SCHMIDT und GEORG SCHMIDT, Heidelberg 2008.

¹⁷ Karl Friedrich Kaltschmied war ab 1738 außerordentlicher und ab 1746 ordentlicher Professor für Chirurgie und Anatomie. In den Jahren 1742 bis 1743 weilte er an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften und hielt sich u.a. auch in Riga und Reval auf. Kaltschmied wurde im Jahre 1744 sogar auf eine vakante Stelle des Stadtphysikus in Reval berufen. Wäre er im Jahre 1746 in Jena nicht zum ordentlichen Professor ernannt worden, kann man annehmen, dass er möglicherweise die Revaler Stelle angenommen hätte.

¹⁸ Das Vorlesungsangebot an der Universität Jena von 1749 bis 1854, hrsg. von HORST NEUPER, Weimar 2003, S. 57f., 61f., 66, 70f., 74f.

Inbesondere trifft dies für die Kreisärzte zu: Von den 30 studierten Kreisärzten, die in den Jahren 1783 bis 1820 in Est- und Livland wirkten, hatte mehr als die Hälfte (17) in Jena studiert, 12 Personen hatten dort auch promoviert; von den zehn akademisch ausgebildeten Kreisärzten, die in den Jahren 1795 bis 1820 in Kurland tätig waren, hatten vier Personen in Jena studiert und zwei dort ihre Dissertationen verteidigt.

Warum kam gerade der Universität Jena eine derartige Bedeutung als Lehrstätte baltischer Mediziner zu? Ein Grund für Jena als Studienort war zweifelsohne das Charisma des Landsmannes Justus Christian Loder (1753–1832), der von 1777 bis 1803 als Professor für Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe dort tätig war.¹⁹ Sein Vater Johann Loder, ein Organisator der Wiedereröffnung des kaiserlichen Lyzeums in Riga und dessen Rektor, hatte für mehrere Generationen livländischer Bildungsbürger eine Karriere gewährleistet. So ist es durchaus verständlich, dass die Eltern ihre Söhne der Obhut von Loder junior anvertrauten. Allerdings lehrte Loder lediglich Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe; die Mehrzahl derjenigen, die als Ärzte in die Ostseeprovinzen zurückkehrten, sah als ihre Lehrer eher Loders Kollegen Ernst Anton Nicolai (1726–1802) und Christian Gottfried Grüner (1744–1815) an, deren Beitrag zur Medizingeschichte allerdings nicht allzu hoch eingeschätzt worden ist.²⁰ Die Anziehungskraft der Universität Jena lässt sich jedoch nicht nur mit Loders Person erklären. Sicherlich wird dazu die allgemeine geistige Atmosphäre der Universität Jena zu Goethes Zeit beigetragen haben.

Hätten die Eltern bei der Wahl der Universität für ihre Söhne ihre Entscheidung unter Berücksichtigung des wissenschaftlichen Niveaus der Professoren getroffen, so hätten sie sich wohl eher für Göttingen entschieden. Die Universität Göttingen hatte sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem der renommiertesten medizinischen Zentren Europas entwickelt.²¹ Im Gegensatz zu Jena war Göttingen für die baltischen Studenten jedoch bei weitem nicht das erste Reiseziel. Man kann vermuten, dass das Studium in Göttingen für zu kostspielig gehalten wurde. Von positiven Äußerungen der Kommilitonen angeregt, reiste man jedoch auch dorthin. Unter den baltischen Ärzten, die in Göttingen studiert hatten, gab es sowohl Deutschbalten (in den 1780er Jahren vorwiegend Kurländer) als auch Untertanen des Kurfürstentums Hannover, die sich nach dem Studium aufgrund des Überangebots an Studierenden in die Fremde, darunter auch in die Ostseeprovinzen begeben hatten, um eine Stelle als Arzt zu finden. Erfurt, eine der kleinsten Universitäten Europas, wurde in erster

¹⁹ Zu Loder siehe VERENA DOTZAUER, ALEXANDER IMPRIS: *Zur Biographie Justus Christian von Loders (1753–1832)*, Berlin 1987.

²⁰ Zu den Professoren Grüner und Nicolai siehe ZIMMERMANN, NEUPER, *Professoren und Dozenten (wie Anm. 6)*, S. 176–181, 209f.

²¹ Zur medizinischen Fakultät der Universität Göttingen siehe GÜNTHER MEINHARDT: *Die Universität Göttingen: ihre Entwicklung und Geschichte von 1737–1977*, Zürich 1977, S. 36–41.

Linie von Studenten besucht, die zuvor bereits an anderen Universitäten studiert hatten; in Thüringen suchten sie unter günstigeren Bedingungen als anderswo ihre Dissertationen zu verteidigen.

Die Universität Leiden, deren medizinische Fakultät im 17. Jahrhundert in ganz Europa eine starke Anziehungskraft ausgeübt hatte, bewahrte ihr hohes Renommee durchgehend bis zum letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Auch im 18. Jahrhundert reiste man aus den Ostseeprovinzen nach Leiden, um dort gründliche Kenntnisse zu erwerben und den Doktorgrad zu erlangen. Erst in den 1770er Jahren büßte Leiden seine Bedeutung als Ausbildungsstätte für baltische Ärzte ein.

Die französische Universität in Straßburg, an der deutsche Professoren tätig waren, war für Studenten attraktiv, die bereits anderswo studiert hatten und noch eine Ausbildung in der klinischen Geburtshilfe absolvieren wollten, welche dort ein gutes Niveau aufwies. Ambrosius Bergmann, der aus Livland nach Straßburg gereist war, um dort Anatomie zu studieren, wurde durch den dort erteilten Unterricht in Geburtshilfe derart angeregt, dass er gegen den Willen seines Vaters 1761 das Studium bei Andre Levret, einem der besten Spezialisten auf diesem Gebiet, aufnahm. Bergmanns Vater, ein Pastor, drückte wohl die in Livland damals allgemein verbreitete Meinung aus, als er erklärte, dass die Geburtshilfe nicht dazu geeignet sei, sich damit sein tägliches Brot zu verdienen.²²

Der Kreis studierter Ärzte wurde durch die Wiedereröffnung der Universität Dorpat im Jahre 1802 wesentlich erweitert. Die Dorpater medizinische Fakultät mit sechs Professuren erwies sich bald als ein entwicklungsfähiges medizinisches Zentrum.²³ Mit ihr eng verbunden waren die Professuren für Chemie und Naturwissenschaften. Die gewichtigste Rolle als Ausbildungsstätte der Dorpater Professoren kam der Universität Erlangen zu, wo drei Medizinprofessoren – Heinrich Friedrich Isenflamm, Christian Friedrich Deutsch und Michael Ehrenreich Kauzmann – eine gediegene Ausbildung genossen hatten. Isenflamm war vor der Ankunft in Dorpat seit 1795 in Erlangen als außerordentlicher Professor tätig gewesen. Auch Deutsch, der als Professor für Geburtshilfe nach Dorpat berufen wurde, hatte von 1796 bis 1804 in Erlangen als außerordentlicher Professor gewirkt. Vier Professoren der acht, die auf den Gebieten der Medizin und der Naturwissenschaften tätig waren, hatten in Jena studiert und dem dortigen Naturwissenschaftlichen Verein angehört.²⁴ Auch Alex-

²² TERING, Eesti-, liivi- ja kuramaalased (wie Anm. 2), S. 482.

²³ ILO KÄBIN: Die medizinische Forschung und Lehre an der Universität Dorpat/Tartu 1802–1940. Ergebnisse und Bedeutung für die Entwicklung der Medizin, Lüneburg 1986 (Sydsvenska medicinhistoriska sällskapetets årsskrift, Supplementum 6/1986), passim.

²⁴ Über das Studium von Scherer, Grindel und Germann in Jena sowie insbesondere über deren Aktivitäten im Naturwissenschaftlichen Verein siehe TERING, Eesti-, liivi- ja kuramaalased (wie Anm. 2), S. 375–378; ZIMMERMANN, NEUPER, Professoren und Dozenten (wie Anm. 6), S. 221ff.

ander Nicolaus Scherer, der für kurze Zeit (1803) in Dorpat als Chemieprofessor tätig war, hatte in Jena studiert. Sowohl sein Nachfolger, David Hieronymus Grindel, als auch sein Kollege von den Naturwissenschaften, Gottfried Albrecht Germann, hatten in Jena studiert. Die Doktorwürde hatten die genannten Dorpater Professoren an fünf Universitäten erlangt: zwei in Erlangen, zwei in Jena, je einer in Halle, Kiel und Königsberg.²⁵

Der Anteil der Ärzte, die in Dorpat Medizin studiert hatten, nahm ständig zu: Von den 13 Kreisärzten Est- und Livlands des Jahres 1815 hatten drei dort studiert; bis 1820 war der Anteil der Dorpater Absolventen an den Kreisärzten bereits auf sechs angewachsen.

* * *

In der Frühen Neuzeit gab es mehr universitär ausgebildete Ärzte als Stellen für sie. Bei der scharfen Konkurrenz um eine Stelle galt als selbstverständliche Voraussetzung, dass der Bewerber einen Dokortitel vorzuweisen hatte. Das Vertrauen in den Kandidaten, dem die Doktorwürde verliehen worden war, wurde noch durch die Vorstellung ergänzt, dass derjenige, der es vermocht hatte, die äußerst kostspielige Promotion zu durchlaufen, entweder aus einer vermögenden Familie stammte oder aber fähig gewesen war, das Vertrauen eines freigebigen Mäzens zu gewinnen. So verhielt es sich auch in den Ostseeprovinzen. Von den 209 Medizinern, die im 18. Jahrhundert und im frühen 19. Jahrhundert dort tätig waren, hatten mindestens 156, d.h. drei Viertel, eine Doktorarbeit verteidigt. Betrachtet man die Zahl der *doctores* in ihrer zeitlichen Folge, zeichnen sich gewisse Perioden ab, in denen besonders viele Promotionen stattfanden: das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, als die Universitäten in den Niederlanden als Promotionsstätten hervortraten; die 1750er Jahre, in denen es durchschnittlich zwei Promotionen jährlich gab, sowie die 1780er und 1790er Jahre, als durchschnittlich vier Ärzte pro Jahr promoviert wurden.

Unter den Promotionsstätten zeichnete sich die Universität Halle aus, wo von den 1730er Jahren bis in die 1770er Jahre hinein in jedem Jahrzehnt durchschnittlich drei bis vier Mediziner, die später in den Ostseeprovinzen tätig waren, ihre Dissertationen verteidigten. In den zwei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts traten bezüglich der Promotionen die Universitäten Göttingen und Jena hervor: An beiden Universitäten wurde pro Jahr im Durchschnitt einem Mediziner die Doktorwürde verliehen. Dies entspricht der Gesamtzahl der in den vorigen Jahrzehnten durchschnittlich an allen Universitäten insgesamt jährlich Promovierten. Insgesamt wurden in Göttingen in den Jahren 1780 bis 1799 369 Personen, d.h. durchschnittlich

²⁵ Der Themenkreis ihrer Dissertationen war breit – ein neuartiger Trepan (Kauzmann), die krankhafte Absorption (Isenflamm), die Extrateringravidität (Deutsch), die Derivans (Balk), die Beziehungen der kalten und warmen Luft zu Krankheiten (Germann). Die professionellen Kenntnisse eines jeden Einzelnen flossen zu einer bemerkenswert breiten Fachkompetenz zusammen.

19 Personen jährlich zum Doktor der Medizin promoviert; in Jena legten zur gleichen Zeit 362 Personen bzw. durchschnittlich 18 Personen jährlich ihre Doktorprüfung ab. Da nun von den Ärzten, die in den Ostseeprovinzen tätig waren, in den Jahren 1781 bis 1798 je 20 Personen in Göttingen und Jena promoviert worden sind, stellten sie ca. 5% aller dort Promovierten. Angesichts der Tatsache, dass diese beiden Universitäten damals sowohl im deutschen Sprachraum als auch außerhalb eine überaus große Anziehungskraft ausgeübt haben, ist der Anteil der promovierten Studenten, die einen Bezug zu den Ostseeprovinzen aufwiesen, durchaus beachtlich.

Vermutlich hat die Tatsache, dass die klinische Ausbildung sowohl bei den inneren Krankheiten und der Chirurgie als auch bei der Geburtshilfe immer wichtiger wurde, dazu beigetragen, dass die medizinischen Doktorarbeiten zunehmend keine Referate mehr darstellten, sondern zu Untersuchungen wurden, die auf Beobachtungen der Promotionskandidaten beruhten. Dafür stellten sowohl stationäre wie auch ambulante Kliniken reichhaltiges empirisches Material zur Verfügung. Der Themenkreis der Dissertationen war breit; alle Bereiche der Medizin und des Gesundheitswesens wurden erfasst. Hinsichtlich der baltischen Geschichte zählten zu den spannenderen Themen etwa der Skorbut, der im Sommer und Herbst 1701 in Dünamünde im von den Schweden eingekesselten sächsischen Truppenteil ausgebrochen war; weitere Arbeiten behandelten die Krankheiten und den Gesundheitszustand der livländischen Landbevölkerung oder die Saunakultur in den nördlichen Ländern und in Livland. Es ist jedoch überraschend, dass sich mehr als ein Zehntel der verteidigten Doktorarbeiten mit den Problemen der Geburtshilfe und der Pathologie von Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett auseinandersetzte, obgleich dies in den Ostseeprovinzen noch ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich der Hebammen fiel. Somit gab es ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter den studierten Medizinern der Region Ärzte, die über die notwendige Beratungskompetenz in Geburtsfällen verfügten, die schnelle Eingriffe verlangten.

Die Ermittlung der Universitäten, an denen die in den Ostseeprovinzen tätigen Ärzte ausgebildet worden waren, bietet die Grundlage für die weitere Arbeit mit einer überaus wichtigen Quellengruppe: die Doktorarbeiten und Übungsdisputationen, mit deren Hilfe die Rolle der Universitäten als Vermittlerinnen neuer Ideen in die Ostseeprovinzen aufgezeigt werden kann.²⁶

²⁶ Der Online-Katalog des Vereins Deutscher Bibliothekare (www.vdb-online.org) hat es ermöglicht, die Mehrzahl der Dissertationen und deren Aufbewahrungsorte zu ermitteln. Sie werden verstreut in vielen Bibliotheken Europas aufbewahrt, darunter auch in der reichhaltigen Dissertationensammlung der Universitätsbibliothek Tartu.

Gedächtnis und Identität der Russen im Baltikum: Zur Konstruktion der Geschichte einer nationalen Minderheit

VON KARSTEN BRÜGGEMANN

Weitgehend unbemerkt vom internationalen geschichtswissenschaftlichen Diskurs haben seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion vor allem Literaturwissenschaftler aus den baltischen Staaten ein imponierendes Detailwissen über Geschehnisse und Schicksale von im weitesten Sinne russischen Menschen auf dem Gebiet Estlands, Lettlands und Litauens vornehmlich im 19. und 20. Jahrhundert zusammengetragen.¹ Der vorliegende Beitrag

Die Abfassung dieses Beitrages wurde ermöglicht durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland (Projekte SF 0130038s09 und ETF 8625).

¹ Zu den im Rahmen dieser Mitteilung genutzten Studien gehören СЕРГЕЙ Г. ИСАКОВ: Путь длиною в тысячу лет. Русские в Эстонии. История культуры [Ein tausendjähriger Weg. Russen in Estland. Geschichte der Kultur], Teil I, Tallinn 2008; DERS., ТАТЬЯНА К. ШОР: Властители Российской Империи на эстонской земле [Die Herrscher des Russländischen Imperiums auf estnischem Boden], Tallinn 2009; The Dacha Kingdom: Summer Dwellers and Dwellings in the Baltic Area, hrsg. von NATALIA BASCHMAKOFF und MARI RISTOLAINEN, Helsinki 2009 (Aleksanteri Series 3/2009). – Weitere Veröffentlichungen zum Thema: ВЛАДИМИР ИЛЛЯШЕВИЧ: Русские судьбы Эстонии [Russische Schicksale Estlands], Tallinn 2007; ГАЛИНА М. ПОНОМАРЕВА, ТАТЬЯНА К. ШОР: Русская печать и культура в Эстонии во время Второй мировой войны (1939–1945) / Vene trükisõna ja kultuur Eestis II Maailmasõja ajal (1939–1945) [Die russische Presse und Kultur in Estland während des Zweiten Weltkriegs (1939–1945)], Tallinn 2009; „Таллинский текст“ в русской культуре. Сборник в честь проф. И. З. Белобровцевой – к 60-летию со дня рождения [Der „Tallinner Text“ in der russischen Kultur. Sammelband zu Ehren von Prof. I. Z. Belobrovceva zum 60. Geburtstag], Tallinn 2006 (Балтийский архив. Русская культура в Прибалтике, 11); 220 лет русско-славянской филологии в Тарту [200 Jahre russisch-slavische Philologie in Tartu], hrsg. von АЛЕКСАНДР Д. ДУЛИЧЕНКО, Tartu 2003 (Slavica Tartuensia, 5). Zur Geschichte der Russen in Lettland vgl. das als Schulbuch konzipierte Werk ОЛЕГ ПУХЛЯК, ДМИТРИЙ БОРИСОВ: Русские в Латвии со средневековья до конца XIX века [Russen in Lettland vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts], [Rīga] 2003. Sehr zu empfehlen ist die Internetressource unter der URL: <http://www.russianresources.lt/archive/> (letzter Zugriff 20.3.2011). Eine ganze Reihe von Sammelbänden beschäftigt sich mit dem Teilaspekt der russischen Emigration (u.a. auch in den baltischen Staaten der Zwischenkriegszeit): Русские вне России. История

setzt sich zum Ziel, ohne Anspruch auf Vollständigkeit einen Analyseversuch zu unternehmen, aber zugleich auch ein Plädoyer dafür zu formulieren, endlich zu einer ethnisch übergreifenden Geschichte der Region zu gelangen. Gerade die russischsprachige Forschung ist aus sehr einleuchtenden Gründen, die zu schildern sein werden, noch weit davon entfernt, diesem Anspruch gerecht zu werden – ob freilich die estnisch-, lettisch- und litauischsprachigen Wissenschaftskulturen bereits so weit sind, ihre ethnischen Prioritäten aufzugeben, muss an dieser Stelle dahingestellt bleiben.

Was wissen wir von Russen und russischer Kultur im Baltikum? Sie waren – und es ist bezeichnend, dass dieser Umstand heutzutage betont werden muss – schon lange da², sei es als ostslawischer Kaufmann, Handwerker oder orthodoxer Priester, sei es als Religionsflüchtling: Erst mit den Altgläubigen, die seit dem späten 17. Jahrhundert vor der orthodoxen Reformkirche in die damals schwedischen Ostseeprovinzen flüchteten, entwickelte sich eine ständige russische Einwohnergruppe sowohl im ruralen als auch im urbanen baltischen Kontext (die engen slawisch-baltischen Kontakte im Rahmen des Großfürstentums Litauen bleiben in dieser Perspektive freilich außen vor). Erst nach dem Anschluss der Ostseeküste an das Russische Imperium im 18. Jahrhundert unter Peter I. und Katharina II. verstärkte sich die Präsenz von Russen, wenn es auch ein bleibendes Merkmal war, dass Beamte, Soldaten und Offiziere ihren Standort wechselten; kein Zweifel kann jedoch daran bestehen, dass russische Offiziere gern gesehene Gäste in den (deutschbaltischen) Salons der urbanen Zentren waren. Der Ständegesellschaft waren ethnische Vorurteile noch weitgehend fremd und die Elitensolidarität selbstverständlich. Im Falle der russischen Ostseeprovinzen verschärfte sich die Situation erst mit dem Aufkommen des Nationalismus, wobei andererseits der wirtschaftliche Aufschwung des Zarenreiches zum Ende des 19. Jahrhunderts den Wirtschaftseliten der Ostseeprovinzen manchen Profit bescherte. Der demografische Anteil der Russen blieb 1897 mit gut 5% (inkl. derjenigen, die Weißrussisch oder Ukrainisch als Muttersprache angaben) unter den knapp 7% der Deutschen. Nach der Revolution von 1905/06 änderte sich dies Verhältnis zugunsten der Reichsnation. In den Städten stellten die Russen kurz vor dem Ersten Weltkrieg aufgrund der Industrialisierung und Militarisierung bereits einen höheren Anteil als die Deutschen.

пути [Russen außerhalb Russlands. Geschichte des Weges], hrsg. von ИРИНА БЕЛОБРОВЦЕВА, Таллин 2008; Русские в Прибалтике [Russen im Baltikum], hrsg. von Ирина Белобровцева, Москва 2010; Мемуары в культуре русского зарубежья. Сборник статей [Memoiren in der Kultur der russischen Emigration. Artikelsammlung], hrsg. von АЛЕКСАНДР А. ДАНИЛЕВСКИЙ, Москва 2010. Vgl. auch den älteren Band Культура русской диаспоры. Эмиграция и мемуары. Сборник статей [Kultur der russischen Diaspora. Emigration und Memoiren. Sammelband], hrsg. von СЕРГЕЙ ДОЦЕНКО, Таллинн 1999.

² ВИКТОРИЯ ЛАДОНСКАЯ: Sergei Issakov: „Venelased olid siin juba ammu“ [Sergej Isakov: „Russen waren schon lange hier“], in: Eesti Ekspress, Nr. 10, 5.3.2009, A 1f.

Nachbarn sind stets potentiell Partner *und* Gegner; es nimmt nicht wunder und braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, dass die Zeitläufte des 20. Jahrhunderts, dank derer der Unterschied von „Migrant“ und „Okkupant“ in Bezug auf die heutige russischsprachige Einwohnerschaft der drei baltischen Staaten fließend geworden sind, die Mehrheitsbevölkerung tendenziell dazu verleiten, den Einfluss des „großen Nachbarn im Osten“ als generell negativ zu veranschlagen. Genau diese Tendenz ist eine der Inspirationsquellen für die russischsprachige Forschung, der es darauf ankommt, den Spagat zu vollbringen, positive Kontakte in den Mittelpunkt zu stellen, ohne zugleich einem veralteten Konzept des „Kulturträgertums“ aus dem Osten zu huldigen.³

* * *

Es ist das große Verdienst des in Narva gebürtigen emeritierten Tartuer Literaturwissenschaftlers Sergej G. Isa kov, die Geschichte der Russen in Estland in populärer Form aufgearbeitet zu haben: Sein Ende 2008 erschie- nener erster Teil des „Tausendjährigen Wegs“⁴ ist der erste monografische Versuch der Erstellung eines umfassenden Narrativs für die spezifisch estländische Erfahrung der Russen auf wissenschaftlicher Grundlage.⁵ Es ist dabei nur aus rein wissenschaftlicher Perspektive zu beklagen, dass der Autor auf einen Anmerkungsapparat verzichtet hat (der partiell von einem umfangreichen Literaturverzeichnis ersetzt wird). Nun verhindert dieser Umstand zwar, dass dieses Werk als komplementäre Studie in eine

³ Ein Konzept, das in der Russischen Föderation zuweilen noch genutzt wird: ЭЛЬМИРА П. ФЕДОСОВА: Россия и Прибалтика: Культурный диалог. Вторая половина XIX – начало XX века [Russland und das Baltikum. Kultureller Dialog. Zweite Hälfte des 19. – Anfang des 20. Jahrhunderts], Москва 1999. Vgl. meinen Literaturbericht KARSTEN BRÜGGEMANN: Russia and the Baltic Countries: Recent Russian-language literature (Review Essay), in: Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History 10 (2009), S. 935–956. Siehe aber Anm. 5.

⁴ ИСАКОВ, Путь длиною в тысячу лет (wie Anm. 1).

⁵ ИЛЛЯШЕВИЧ: Русские судьбы Эстонии (wie Anm. 1), bietet zwar interessante Details und einen willkommenen Kulturführer über die Friedhöfe Tallinns, doch ist das Buch im Großen und Ganzen ein recht zusammenhangloses Kompendium voller Geschichtchen und Anekdoten, angereichert mit einer Spur slawophiler Historiosophie. Die Aussage, „russische Menschen“ hätten eine „unschätzbare zivilisatorische Spur“ hinterlassen, ohne die die heutigen Kulturen und Wirtschaften Estlands, Lettlands und Litauens (!) „undenkbar“ wären, lässt aufhorchen (S. 3). Nur das Russische Reich habe die Esten als Volk bewahrt und letztlich gerettet, heißt es hier im Zuge einer Auseinandersetzung mit Huntingtons *Clash of Civilizations*; wären die Esten von Beginn an Teil der westlichen Zivilisation gewesen, hätten sie nicht überlebt (S. 70). Vom selben Autor stammen übrigens auch folgende Bücher DERS.: Прибалтийцы на российской государственной службе [Balten im russländischen Staatsdienst], Таллинн 2009; DERS., МАРАТ ГАЙНУЛИН: Прибалтийцы на российской дипломатической службе [Balten im russländischen diplomatischen Dienst], Таллинн 2005.

Reihe mit den Standardwerken zur deutschbaltischen⁶ und estnischen⁷ Vergangenheit gestellt werden könnte, doch erscheint es höchst willkommen zu sein als kleiner Parallelband zur Reihe *Eesti ajalugu* (Estnische Geschichte)⁸, die ja bekanntlich auch auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet und bei allem Willen zur Ausgewogenheit sich doch auf die Vergangenheit der Bevölkerungsmehrheit konzentriert.

In erster Linie aber fungiert die russische Minderheit der Republik selbst als Adressat von Isakovs Buch. Denn was der Autor in diesem Band präsentiert, ist für Esten und auch für Deutschbalten bereits seit dem späten 19. Jahrhundert selbstverständlich: die Erzählung der eigenen ethnischen Kontinuität und kulturellen Leistung auf dem von ihnen bewohnten Gebiet. In einem Interview gab Isakov zu verstehen, dass ihn zwei Dinge zur Abfassung des Buches verleitet hätten. Zum einen der Umstand, dass estnische Kulturgeschichten in der Regel auf den Beitrag der Russen verzichten. Zum anderen aber die allgemein vorherrschende Ansicht, die estländischen Russen hätten keine lokalen Wurzeln und somit keine Geschichte.⁹ Isakovs Arbeit macht demgegenüber deutlich, dass gerade die 1918 gegründete Republik von der Aufbauhilfe ihrer russischen Mitbürger im kulturellen Bereich (Musik, Ballett), aber auch und gerade in der Militärausbildung profitiert hat. Zugleich sieht der Autor in der Umorientierung des russischen Bevölkerungsanteils auf die Existenz als nationale Minderheit in der Republik Estland einen wesentlichen Anhaltspunkt für die eigenen ethnokulturellen Traditionen. Denn erst dieser mentale Prozess habe es ermöglicht, sich auf die eigene Kultur zu besinnen und sich ihrer Pflege zu widmen. Es waren die estnischen Russen, die der postrevolutionären russischen Emigration in Europa die Idee schenkten, alljährliche Tage der russischen Kultur zu feiern. Es war aber auch Estland, wo die Russen die einmaligen Möglichkeiten, die das Gesetz über die Kulturautonomie der nationalen Minderheit bot, nicht nutzten. Zugleich war das Estland der Zwischenkriegszeit (wie auch sein südlicher Nachbar) ein einmaliger kulturhistorischer Ort, wo – nicht nur im Pečory/Petseri-Gebiet – kulturelle Traditionen der Zarenzeit lebendig geblieben waren. Russische Emigranten

⁶ Baltische Länder, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, Berlin 1992 (Deutsche Geschichte im Osten Europas).

⁷ TOIVO U. RAUN: *Estonia and the Estonians*, Stanford 2001.

⁸ Bislang sind drei Bände erschienen: *Eesti ajalugu*, Bd. IV: Põhjasõjast pärisorjuse kaotamiseni [Vom Nordischen Krieg bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft], hrsg. von SULEV VAHTRE, verantwortlich für diesen Band MATI LAUR, Tartu 2003; *Eesti ajalugu*, Bd. V: Pärisorjuse kaotamisest Vabadussõjani [Von der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zum Freiheitskrieg], hrsg. von SULEV VAHTRE (†), verantwortlich für diesen Band TOOMAS KARJAHÄRM und TIIT ROSENBERG, Tartu 2010 (siehe hierzu auch die Besprechung von TOIVO U. RAUN in diesem Band); *Eesti ajalugu*, Bd. VI: Vabadussõjast taasiseseisvumiseni [Vom Freiheitskrieg bis zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit], hrsg. von SULEV VAHTRE, verantwortlich für diesen Band AGO PAJUR und Tõnu TANNBERG, Tartu 2005.

⁹ LADÕNSKAJA, Sergei Issakov (wie Anm. 2).

kamen aus Europa nach Riga, um nach Russland zurückzukehren, wie z.B. Andrej Sedych (1902–1994), der als Sekretär des Nobelpreisträgers Ivan Bunin und als Journalist für die Pariser „Poslednye novosti“ und das Rigaer „Segodnja“ bekannt geworden war. Er kam 1929 nach Riga, wo er sich in historischer Analogie zu den Altgläubigen auf die Suche nach dem wahren Russland machte – und im Osten Lettlands sogar für wenige Minuten auf sowjetisches Gebiet trat, um eine Handvoll russische Erde aufzusammeln.¹⁰ Neben der lebendigen orthodoxen Kirche verfügte im Gegensatz zu allen anderen Ländern der russischen Emigration die Region bis 1940 auch über ein – freilich zunehmend ausgedünntes – russischsprachiges Schulwesen. Damit macht Isakov aber nicht zuletzt überzeugend deutlich, dass die eigentliche Zäsur im Leben der russischen Bevölkerungsgruppe nicht die Gründung der Republik 1918 darstellte, sondern die sowjetischen Annexion 1940/44. Denn erst mit dem Einmarsch der Roten Armee und des NKVD endete die Jahrhunderte lange kulturelle Tradition russischen Alltags in Estland (und Lettland). Damit teilen sie, und das ist wesentlich zu betonen, das Schicksal ihrer estnischen und deutschen Mitbürger. Mit dem Jahre 1940 endet auch Isakovs Darstellung.

So sehr diese Zäsur auch überzeugt, kann sich auch Isakov nicht vor dem Unterschied verschließen, der die Zeit vor und nach 1918 trennt. Eine Besinnung auf das Eigene, auf das Erbe der russischen Kultur, ist erst unter den Bedingungen der demokratischen Republik erfolgt. Dem russischen Bevölkerungsteil hatte zuvor im Bewusstsein, der imperialen Nation anzugehören, jegliche Notwendigkeit dafür gefehlt. Zwar hatten sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach Vorbild der Deutschbalten, Esten und Letten auch russische kulturelle Vereine formiert, doch waren sie für die seit Mitte der 1880er Jahre an sie herangetragene nationalpolitische Programmatik weniger empfänglich als die russischen Beamten und Offiziere, die nun in größeren Zahlen für einige Jahre in die Provinzhauptstädte kamen.¹¹ Daher gehört ein Großteil in Isakovs Beschreibung der Zarenzeit den Spuren, die die Ostseeprovinzen im Leben und Werk russischer kultureller Größen wie Puškin, Dostoevskij, Leskov oder Čajkovskij hinterlassen haben. Hier kann der Autor auf eine Reihe eigener Arbeiten zurückgreifen, die sich ausführlich diesen Kulturkontakten gewidmet haben.¹²

¹⁰ АНДРЕЙ СЕДЫХ [ЯКОВ ЦВИБАК]: Там, где была Россия [Dort, wo Russland war], Париж 1930, S. 27, 88.

¹¹ Vgl. hierzu ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN: Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860–1914, Göttingen 2006 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 172), S. 243–259; BRADLEY D. WOODWORTH: Civil Society and Nationality in the Multiethnic Russian Empire: Tallinn/Reval, 1860–1914, Ph.D. University of Bloomington, 2003, Kap. 3. Vgl. KARSTEN BRÜGGEMANN, RALPH TUCHTENHAGEN: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln u.a. 2011, S. 200ff.

¹² СЕРГЕЙ Г. ИСАКОВ: О ливонской теме в русской литературе 1820–1830-х годов, [Über das livländische Thema in der russischen Literatur von 1820 bis zu den 1830er Jahren], in: Труды по русской и славянской филологии, Bd. III, Тарту

Wenn hier im Folgenden einige Kritik an Isakovs Buch geäußert wird, soll die grundsätzliche Leistung des Autors nicht in Frage gestellt werden. Es geht eher darum, welche Fragen in der Zukunft an die russischen Erfahrung im baltischen Raum gestellt werden sollten; Fragen, denen sich Isakov in seinem für einen weiten Lesekreis verfassten Buch nicht unbedingt stellen musste. Ein grundsätzliches Problem gilt dabei für die gesamte historisch ausgerichtete Forschung vor allem in Estland und Lettland. Warum werden heutige Nationalstaatsgrenzen in die Vergangenheit exportiert, in der es noch keine Nationalstaaten gab? So sehr Isakovs tagespolitischer Ansatz – die Schaffung einer kulturellen Identität für die russischen Menschen, die heute in den Grenzen der estnischen Republik leben – diesen Anachronismus auch erklären hilft, so fragwürdig ist er doch in Bezug auf sein Thema. Hatten Dorpater Russen im 19. Jahrhundert nicht viel eher mit Riga als mit Reval zu tun? Die Frage ob, und wenn ja, welche Rolle die ethnographische estnisch-lettische Grenze tatsächlich für russische Balten gespielt hat, wäre in der Tat einer Untersuchung wert. Muss der Leser des Abschnittes über russische Gelehrte in Estland nicht zwangsläufig annehmen, dass die Brüder Charuzin, später anerkannte Ethnologen, die unter dem estländischen Gouverneur Sergej V. Šachovskoj in Reval arbeiteten,¹³ mit ihren Kollegen von der Universität Dorpat bzw. Jur'ev verbunden waren (S. 196)? Aber wie sah diese Verbindung über die Gouvernementsgrenzen hinweg aus? Sergej Gennadievich wird mir sicher zustimmen, wenn ich die Geschichte der Russen in den Ostseeprovinzen von 1710/21 bis 1918/20 weiterhin als ein Desiderat der Forschung bezeichne. Die heutigen Grenzen machen eigentlich erst seit 1918 Sinn; für ein Buch, das „tausend Jahre“ im Titel trägt, wäre das freilich zu wenig.

Isakov trägt in vielen Details Fakten über russische Menschen und ihre Leistungen im kulturellen Leben der baltischen Region zusammen. Ihre Kontextualisierung im Rahmen der multikulturellen Realität der Region

1960 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised, 98), S. 143-193; DERS.: Прибалтика в русской литературе второй половины 1830-х–1850-х годов [Das Baltikum in der russischen Literatur von der zweiten Hälfte der 1830er bis zu den 1850er Jahren], in: ebenda, Bd. V, Tartu 1962 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised, 119), S. 133-194; DERS.: Остзейский вопрос в русской печати 1860-х годов [Die baltische Frage in der russischen Presse der 1860er Jahre], Tartu 1961 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised, 107); DERS.: Русские в Эстонии. 1918–1940. Историко-культурные очерки [Russen in Estland. 1918–1940. Historisch-kulturelle Beiträge], Tartu 1996; DERS.: Русские писатели и Эстония [Russische Schriftsteller und Estland], in: Эстония в произведениях русских писателей XVIII – начала XX века. Антология, hrsg. von DEMS., Таллинн 2001, S. 3-38. Zu einer Sammlung von Isakovs Arbeiten (DERS.: Очерки русской культуры в Эстонии [Beiträge zur russischen Kultur in Estland], Таллинн 2005) siehe auch die Besprechung von CSABA JÁNOS KENÉZ in: Forschungen zur baltischen Geschichte 2 (2006), S. 261-263.

¹³ Zu einem von ihnen vgl. NATHANIEL KNIGHT: Nikolai Kharuzin and the Quest for a Universal Human Science. Anthropological Evolutionism and the Russian Ethnographic Tradition, 1885–1900, in: Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History 9 (2008), S. 83-111.

bleibt jedoch aus. Hier und da lesen wir vom Interesse für die „Anderen“ – Tatiščev und Lomonosov sollen einige Brocken Estnisch gelernt haben, Žukovskij übersetzt Hupel, Severjanin Marie Under –, aber das Bild, das wir gewinnen, bleibt doch recht isoliert. Aus verschiedenen Details über einzelne Persönlichkeiten ergibt sich kein schlüssiges Gesamtbild. Nehmen wir das Beispiel der Universitätsstadt. Professor Glinka, der von 1803 bis 1810 Professor für russische Sprache und Literatur war, hätten Spannungen mit den deutschen Professoren aus dem Amt vertrieben. Dorpat als Keimzelle russisch-deutscher Konflikte? Professor Voejkov wiederum, der diesen Posten von 1815 bis 1820 innehatte, habe mit seinem skandalträchtigen und unmoralischen Verhalten „die Russen und die russische Kultur in Dorpat diskreditiert“ (S. 103). Dorpat als Keimzelle lokaler Verachtung für alles Russische? Über den Dichter Sollogub schließlich wird erzählt, er habe behauptet, Russisch erst in Dorpat gelernt zu haben, als er in den Jahren Nikolajs I. dort studierte und in einen Kreis junger russischer Poeten geriet. Dorpat als Keimzelle russischer Kultur? Unabhängig von den geschilderten individuellen Erfahrungen wären übergreifende Abschnitte zu den diversen Orten der Begegnung sehr willkommen gewesen, ohne gleich notwendigerweise den Code des „Erinnerungsortes“ aufnehmen zu müssen. Etwas enttäuscht liest man auch die lapidare Bemerkung Isakovs, dass die seit den 1870er Jahren in immer größeren Zahlen in die Häfen und Industriestandorte der Region strömenden russischen Arbeiter „keinen besonderen Anteil am kulturellen Leben des Landes“ gehabt hätten (S. 148). Tatsächlich geht es dem Autor um den Bereich der so genannten Hochkultur. Aber mit dem Alltag vieler Russen in der Region hatte dieses Konzept nichts zu tun. Ein Abschnitt zur zweifellos von der damaligen Gesellschaft isolierten Arbeiterkultur und den damit aber möglicherweise verbundenen Kontakten zu estnischen Kollegen oder gar Genossen hätten einen Aspekt angesprochen, der bislang, freilich auch dank des sowjetischen Erbes, sträflich vernachlässigt worden ist.

Zwar verfügt dieser Band über ein ausführliches Personenregister, doch vermisst man jegliches Bildmaterial. Illustrationen sowie ein ansprechenderes Äußeres hätten diesem Buch sicherlich ein größeres Publikum beschert. Umso schöner und prachtvoller präsentiert sich dagegen ein Werk, das Isakov gemeinsam mit Tat'jana Šor vom Estnischen Historischen Archiv über die Reisen russischer gekrönter Häupter nach Estland publiziert hat.¹⁴ Zwar geht auch diese Arbeit inhaltlich über die Sammlung von Informationen zu den Besuchen und ihrer Beschreibung nicht hinaus; mit ihrem ausführlichen Anmerkungsapparat leistet sie aber wertvolle

¹⁴ ИСАКОВ, ШОР, Властители Российской Империи (wie Anm. 1). Vgl. den dreisprachigen Aufsatz SERGEI ISSAKOV und ТАТ'ЈАНА ŠOR: Vene keisrite ja keisrinnade külaskäigud Eestimaale. О посещении Российскими императорами я императрицами Эстонии. On visits of the Russian Emperors and Empresses to Estonia, in: Vene valitsejad. Valitsejaportreed Eesti kunstikogudest, hrsg. von MAI LEVIN und ALEKSANDRA MURRE, Tallinn 2006, S. 82-124.

Grundlagenarbeit für die weitere Untersuchung dieser spezifisch baltischen „Scenarios of Power“ (Richard Wortman). Erneut mag sich der an der Frage der Repräsentation zarischer Macht interessierte Kulturhistoriker höchstens darüber ärgern, dass auch in diesem Fall die heutigen Staatsgrenzen ahistorisch in die Zarenzeit übertragen werden und es unverständlich bleibt, warum die Autoren nicht auch zumindest Riga in ihre Schilderungen einbezogen haben. Ein Besuch in Dorpat war für die Zaren ein Besuch in einer livländischen Provinzstadt, durch die der übliche Weg nach Europa führte und in der sich seit dem Beginn des 19. Jahrhundert eine Kaiserliche Universität befand. Mit der Provinz Estland hatte dies nichts zu tun. Warum nicht zumindest der Verlag darauf gedrängt hat, schon um eine größere Käuferschicht in Lettland anzusprechen, ein Buch über die Zarenbesuche in allen drei Ostseeprovinzen zu publizieren, bleibt unerfindlich. Man wüsste gern, welche Rolle eigentlich die kurländische Hauptstadt Mitau in den Reisen der Zaren gespielt hat. Immerhin erfahren wir, dass Katharina II. 1764 bei ihrem Besuch in Riga womöglich noch prachtvoller empfangen worden sei als in Reval (S. 71). Das damit geweckte Interesse wird leider nicht befriedigt. Dafür wird neben Reval, Dorpat und Baltischport auch Narva berücksichtigt, dass ja bekanntlich bis 1917 im Gouvernement St. Petersburg lag.

Positiv hervorzuheben ist allemal, dass auch kleinere Details in die Beschreibungen der Besuche aufgenommen worden sind und wir auch mit Fragen der Reiseorganisation vor dem Dampfschiff- oder Eisenbahnzeitalter konfrontiert werden. Dabei mag es vorgekommen sein, dass die Gestellung von Pferden an den Poststationen von einem Offizier der Feldjäger, der am Ende der zarischen Entourage reiste, „doppelt bezahlt“ wurde (S. 105f.), doch handelte es sich dabei im Grunde um eine Ehrenpflicht, der der lokale Adel nachzukommen hatte. Der Anekdoten bei diesen Reisen gibt es viele. Und Details des Zeremoniells sagen manchmal mehr als alles andere: So erhielt Nikolaj II. 1908, als er den britischen König Edward VII. in Reval empfing, von estnischen Vertretern anstelle des traditionellen (dunklen) Brotes mit Salz ein estnisches Graubrot überreicht, und seine Gemahlin Aleksandra erhielt einen Strauß Feldblumen (S. 177). Das estnische Element, das im 19. Jahrhundert vor allem der gleichsam exotischen, wenn nicht gar kolonialistischen Unterhaltung der hohen Gäste aus der Hauptstadt mit Folkloredarbietungen gedient hatte, war mittlerweile in den Rang der offiziellen Repräsentation des Gouvernements erhoben worden. Leider halten sich die Autoren auch bei diesen viel sagenden Details mit weitergehenden Interpretationen zurück. Dass sie zur Beschreibung der russischen Außenpolitik meist auf Publikationen der Sowjetzeit zurückgreifen, ist ein deutlicher Ausdruck dafür, dass der politische Kontext der Besuche meist nur recht schematisch abgehandelt wird.

Ein weiteres, heute weithin wissenschaftlich anerkanntes Thema der Kulturgeschichte hat Isakov bereits in seiner bei Jurij Lotman verfassten

Dissertation in den frühen 1960er Jahren behandelt: russische Reiseberichte über die Ostseeprovinzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals, als vor allem Reval in den 1820er und 1830er Jahren Besucher aus der Hauptstadt zur Sommerfrische an der Ostsee empfing,¹⁵ entwickelten sich die Küstenstädte der Ostseeprovinzen zu einschlägigen Touristenzielen. Für einen in Finnland herausgegebenen Sammelband zur Datschenkultur an der Ostseeküste beschäftigte er sich nun mit seiner Geburtsstadt Narva und ihrem Seebad Hungerburg zur Zarenzeit, das 1914 immerhin über 10 000 Sommergäste verzeichnen konnte. Aus der Hauptstadt führen während der Saison bis zu sieben Züge nach Narva, das in schnellstens dreidreiviertel Stunden erreicht wurde. Nur wegen des Krieges wurde die Abzweigung direkt nach Hungerburg nicht mehr verlegt. Isakovs Text, wie auch Sõrs im selben Band publizierte Arbeit zum sommerlichen Theaterleben in Hungerburg in der Zwischenkriegszeit, sind Fundgruben an Informationen darüber, wer alles die Narvaer Küste besucht und darüber geschrieben hat – Schriftsteller, Maler, Schauspieler.¹⁶ Mehr über die alltägliche Praxis der Sommerfrische erfährt man aus diesen Arbeiten nicht, auch bleibt der Kontakt der Gäste zu den Einheimischen außerhalb der Aufmerksamkeit (bzw. der Quellen) der Autoren. Etwas stärker auf den Alltag des russischen Datschenlebens in Estland und ihren Kontakt oder Nicht-Kontakt zu ihren meist estnischen Gastgebern während der Sowjetzeit gehen Irina Belobrovceva und Ljubov' Kiseleva ein, ohne dass ihre interessanten Einzelbeispiele sich zu einem allgemeinen Bild zusammenfügen.¹⁷

* * *

¹⁵ СЕРГЕЙ Г. ИСАКОВ: Прибалтика в русской литературе 1820–х–1860–х годов [Das Baltikum in der russischen Literatur der 1820er bis 1860er Jahre], Philologische Kandidatendiss., 2 Bde., Тарту und Ленинград 1962, hier Bd. 1; vgl. DERS.: Русский культурный очаг «на ревальских водах» [Die „Revaler Sommerfrische“ als Ort russischer Kultur], in: DERS., Очерки русской культуры (wie Anm. 12), S. 98–123; vgl. BRÜGGEMANN, TUCHTENHAGEN, Tallinn (wie Anm. 11), S. 167–171.

¹⁶ SERGEI ISSAKOV: Дачные места на Нарвском взморье (конец XIX – начало XX в.): отражение в литературе и искусстве [Datschenorte an der Narvaer Küste [Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts]: Spiegelung in der Literatur und der Kunst], in: The Dacha Kingdom (wie Anm. 1), S. 299–322; ТАТИАНА ШОХ: Театр и театральность в жизни Гунгербурга-Усть-Нарвы, 1918–1944 [Theater und Theatralität im Leben Hungerburgs bzw. Ust-Narvas, 1918–1944], in: ebenda, S. 219–236.

¹⁷ ИРИНА БЕЛОВБРОВЦЕВА: Русские дачники в Эстонии – могли ли они „разглядеть самое жизнь“? [Russische *dačniki* in Estland – konnten sie „das wahre Leben erkennen“?], in: ebenda, S. 323–338; ЛЮБОВ КИСЕЛОВА: Эльва как дачный локус [Elva als Datschenort], in: ebenda, S. 339–348. Vgl. auch АУРИКА МЕЙМРЕ: Места отдыха на Северо-востоке Эстонии в 1920–1930–е годы [Erholungsorte in Nordostestland in den 1920er und 1930er Jahren], in: ebenda, S. 363–374; ГАЛИНА РОНОМАРЕВА: Дачная жизнь русских в Эстонии во время Второй Мировой войны [Datschenleben von Russen in Estland zurzeit des Zweiten Weltkriegs], in: ebenda, S. 375–389.

Die genannten Autorinnen und Autoren verstehen sich zumeist in erster Linie als Literaturwissenschaftler. Das sowjetische Wissenschaftssystem, das die Geschichte der einzelnen Republiken jeweils lokalen Historikern überließ, hatte offensichtlich kein Interesse an der Ausbildung von Spezialisten in Fragen der Vergangenheit nationaler Minderheiten, weshalb es Sache einer jüngeren Generation von russischstämmigen Spezialisten im Baltikum sein wird, die Geschichte ihrer Minderheit aufzuarbeiten. Aber vielleicht erklärt die Dominanz an Literaturwissenschaftlern die Tendenz der bisherigen Forschung, die Geschichte eines Kollektivs mithilfe von individuellen Erzählungen verdeutlichen zu wollen; der internationale Forschungsstand zu Fragen nationaler Minderheiten und ihrer Anpassung an die Bedingungen in Nationalstaaten wird nicht beachtet. Hier wäre ein komparatistisch orientierter sozial- und kulturhistorischer Ansatz viel versprechend. Über das multiethnische Mit- oder Gegeneinander in den großen Städten Reval und Riga im 19. und frühen 20. Jahrhundert sind erste Arbeiten auf Deutsch und Englisch veröffentlicht worden,¹⁸ die aber gerade in Bezug auf die Vertreter der diversen russischen Milieus, schon aufgrund der wenigen bislang bekannten Ego-Dokumente,¹⁹ noch viele Fragen offen lassen mussten. Gerade für das späte Russische Reich wäre eine Aufarbeitung des „Rižskij vestnik“ (Rigaer Bote), vielleicht sogar in einer Internetausgabe nach Vorbild der estnischen Zeitungen,²⁰ zentral.

Aber was würde aus einem intensiven Akten- und Quellenstudium herauskommen? Zunächst einmal würde sich der Kreis der Menschen, um die es geht, erheblich erweitern. Dank der Arbeiten Isakovs und seiner

¹⁸ HIRSCHHAUSEN, Die Grenzen der Gemeinsamkeit (wie Anm. 11); WOODWORTH, Civil Society and Nationality (wie Anm. 11).

¹⁹ Einige wenige sind publiziert in der Reihe Балтийский архив: Русская культура в Прибалтике [Baltisches Archiv. Russische Kultur im Baltikum], 1996ff., bislang 11 Bände, oder in den sehr empfehlenswerten, aber unkommentierten Anthologien От Лифляндии – к Латвии. Прибалтика русскими глазами [Von Livland nach Lettland. Das Baltikum mit russischen Augen], hrsg. von ЮРИЙ АБЫЗОВ, Bd. 1, Москва 1993, Bd. 2, Рига 1999. Vgl. den Essay DERS.: Прибалтика – глазами россиянина [Das Baltikum mit den Augen eines Russländers], in: Страны Балтии и Россия: Общества и государства, hrsg. von ДМИТРИЙ Е. ФУРМАН und ЭЛЛА Г. ЗАДОРОЖНИК, Москва 2002 (Публикация Музея и общественного центра имени Андрея Сахарова, 5), S. 419–438. Zu Estland vgl. die leider auf Texte von Poeten und Schriftstellern begrenzten, sich zum Teil überschneidenden Sammlungen Postitõllaga läbi Eestimaa. Eestimaa vene kirjanike kujutuses (XVIII sajandi lõpp – sajandi algus) [Mit der Postkutsche durch Estland. Estland in der Beschreibung russischer Schriftsteller (Ende des 18. – Anfang des Jahrhunderts)], hrsg. von SERGEI G. ISSAKOV, Tallinn 1971; Эстония в произведениях русских писателей XVIII – начала XX века. Антология [Estland in den Werken russischer Schriftsteller des 18. – Anfang des 20. Jahrhunderts. Anthologie], hrsg. von СЕРГЕЙ Г. ИСАКОВ, Таллинн 2001; Русская эмиграция и русские писатели Эстонии 1918–1940 гг. Антология [Die russische Emigration und russische Schriftsteller in Estland 1918–1940. Anthologie], hrsg. von ДЕМС., Таллинн 2002.

²⁰ Vgl. die Homepage des Projekts Digiteeritud eesti ajalehed [Digitalisierte estnische Zeitungen], URL: <http://dea.nlib.ee/> (letzter Zugriff 18.3.2011).

wenigen Mitstreiterinnen wissen wir viel darüber, wie mehr oder weniger prominente Vertreter des russischen Kulturlebens die baltischen Region imaginiert haben, wir verstehen die Baltikum-Bilder, die sie in ihren Werken produziert haben, und wir sind zum Teil auch über ihre Ansichten und Kontakte zu Kollegen unter den Esten und Letten unterrichtet.²¹ Trotzdem bleibt dies ein elitärer Zugriff auf die Vergangenheit, gerade wenn man sich mit der Absicht trägt, ein russisches historisches Narrativ zu erstellen, an dem sich heutzutage zu orientieren wäre. Was bedeutete es denn, z.B. 1820 als Russe in Riga zu leben (die Jahreszahl und der Ort wären zu variieren)? Was wäre über die Geschichte russischer Arbeiter, Handwerker, Priester, Kaufleute, was über Frauen und Männer, was über Kinder zu sagen? Wie lebte ein Soldat der Zarenarmee aus Tambov in der Revaler Garnison? Wie unterschied sich ein russischstämmiger Soldat der estnischen bzw. lettischen Armee in den 1930er Jahren von seinen estnischen/lettischen Kameraden? Wie wären die Altgläubigen in ein solches Narrativ zu integrieren? Welche Rolle spielte die Orthodoxie für das Verhältnis zu Esten und Letten und welche spielte das Luthertum für die Russen? Interessant wäre auch eine Studie zur russisch-deutsch-jüdischen Symbiose in den Milieus der Städte vor dem Zweiten Weltkrieg. Es gibt so viele Fragen zur Vergangenheit dieser ethnischen Gruppe, die noch nicht einmal gestellt worden sind (und die zum Teil noch nicht einmal für die estnische bzw. lettische Mehrheitsbevölkerung beantwortet sind). Nicht alles wird sich freilich durch akribisches Studium der erhaltenen Zeugnisse klären lassen. Die bislang durch den Zugriff auf das im weitesten Sinne kulturell tätige Individuum erreichten Ergebnisse wissenschaftlich zu synthetisieren wäre ein Anfang. Eine Schlüsselfrage könnte aber sein, wie sich russische Menschen an der Ostseeküste auf politischen und sozialen Wandel eingestellt haben. Hierunter wäre sowohl die Adaption der bereits hier Geborenen auf Veränderungen (Industrialisierung, „Russifizierung“, Revolution und Krieg etc.) zu verstehen als auch die diversen Möglichkeiten, denen sich Zuwanderer im Laufe der Zeit bedient haben, um in der lokalen Gesellschaft anzukommen bzw. sich zu isolieren. Der

²¹ Eher die Ausnahme von der Regel stellt die Beschäftigung mit dem Gouverneur der Provinz Estland Aleksej Valer'janovič Bel'gard (1902–1905) dar, dessen Memoiren kurioserweise 1937 zunächst in estnischer Übersetzung erschienen waren (ALEKSEI VALERIANOVITS BELLEGARDE: *Minu mälestusi Eestimaa kubernerina* [Meine Erinnerungen als Estländischer Gouverneur], Tartu 1937, Tallinn 2010). Mit Kommentaren u.a. von Tat'jana Šor und Galina Ponomareva sind sie nun auch auf Russisch erschienen: АЛЕКСЕЙ В. БЕЛЬГАРД: *Воспоминания* [Erinnerungen], Москва 2009. Vgl. Татьяна Шор: *Воспоминания бывшего эстляндского губернатора* [Erinnerungen des ehemaligen Estländischen Gouverneurs], in: Балтийский архив. Русская культура в Прибалтике, Bd. 3, hrsg. von Ирина Белобровцева, Таллинн 1997, S. 110–117; Галина М. Пономарева, Татьяна К. Шор: *Эстляндский губернатор А. В. Бельгард и эстонские общественные деятели* [Der Estländische Gouverneur A. V. Bel'gard und estnische öffentliche Aktivisten], in: Мемуары в культуре русского зарубежья (wie Anm. 1), S. 180–192.

letzte Komplex bietet schließlich auch die Möglichkeit, die Migration unter sowjetischer Herrschaft historisierend zu untersuchen. Im Kontext der Geschichte der Russen im Baltikum ist diese Phase noch immer mit vielen Vorbehalten versehen.

Es wäre aus diesem Grunde nur wünschenswert, wenn Sergej Isakov den zweiten Teil seines „Tausendjährigen Wegs“ fertig stellt. Damit wäre ein höchst willkommener Ausgangspunkt für die weitere Erforschung der vielschichtigen und reichen Geschichte einer ethnischen Gruppe in den baltischen Ländern geschaffen.²² Auch wenn das Jahr der ersten sowjetischen Besatzung 1940/41, an dessen Ende ja nicht nur Esten und Letten aus ihren jeweiligen Staaten deportiert wurden, viele Traditionen und Kontinuitäten gewaltsam unterbrochen hat, ging die Geschichte der russischen Bevölkerung weiter. Allerdings handelte es sich bei ihr zumeist um – im wahrsten Sinne – neue Menschen. Die Frage bleibt, ob es bei der Geschichte dieser Gruppe bleiben muss oder ob nicht viel eher im Interesse der nachfolgenden Generationen eine komplexe Kommunikationsgeschichte der diversen auf estnisch/lettischem Territorium lebenden bzw. gelebt habenden (ethnischen, sozialen etc.) Gruppen auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte. Die Konzentration auf die „Russen“ als nach ethnischen Kriterien fixiertes Kollektiv – ein Kriterium, das in vielerlei Hinsicht in die vornationale Vergangenheit projiziert werden muss – isoliert sie von den übrigen Einwohnern der Region. Im Interesse der gegenwärtigen russischsprachigen Bevölkerungsgruppen dürfte dies schwerlich sein. Zudem stellt sich die Frage, wer denn nun als „Russe“ gilt. Nicht immer kann der Name als Kriterium herhalten. Was macht man z.B. mit Generalleutnant Nikolai Reek (1890–1942), dem Stabschef des estnischen Freiheitskrieges und späteren estnischen Verteidigungsminister, der als Nikolaj Bazykov geboren wurde? Faddej Bulgarin (1789–1859) wiederum, St. Petersburger Journalist, Informant der III. Abteilung der kaiserlichen Kanzlei und Gutsbesitzer bei Dorpat, der als Jan Tadeusz Bułharyn in ein polnisches Adelsgeschlecht hineingeboren wurde und in seinem Leben mehrere Camouflagen überstand, wird heutzutage selbstverständlich als Vertreter der russischen Kultur angesehen.²³ Es ist ein schwieriges Feld. Aber wer sich mit dem Gedanken an die Schaffung einer historischen Erzählung von den Russen im Baltikum trägt, muss über seine/ihre Methode in dieser Frage Rechenschaft ablegen.

²² Einige wichtige Anhaltspunkte liefert der Band „Таллинский текст“ в русский культуре (wie Anm. 1); vgl. ВЕЛОВРОВА, Русские дачники в Эстонии (wie Anm. 18) und КИСЕЛОВА, Эльва (wie Anm. 17).

²³ ЛЮБОВЬ Н. КИСЕЛОВА: История Ливонии под пером Ф. В. Булгарина [Die Geschichte Livlands aus der Feder F. V. Bulgarins], in: „Век нынешний и век минувший“: культурная рефлексия прошедшей эпохи, Teil 1, Тарту 2006 (Studia Russica Helsingensia et Tartuensia, 10), S. 114–127; МАЛЛЕ САЛУПЕРЕ: Ф. В. Булгарин как историк. (К вопросу об авторстве „России“) [F. V. Bulgarin als Historiker. (Zur Frage der Autorenschaft von „Rossija“)], in: Новое литературное обозрение 1999, Nr. 40, S. 142–155.

Sergej Isakov hat das Problem mit der Konzentration auf kulturelle Leistungen in russischer Sprache übergangen und ist nicht der Versuchung (die für ihn sicher so nicht bestand) erlegen, die Idee eines ethnisch motivierten Zusammengehörigkeitsgefühls über das 19. Jahrhundert hinaus in die Vergangenheit projizieren zu wollen. Sein „Tausendjähriger Weg“ ist damit als längst überfällige Ergänzung der Historiografie Estlands anzusehen, als *missing link* zwischen den vorhandenen estnischen und deutschen Erzählungen regionaler Vergangenheit.

Somit bleibt festzuhalten, dass die produktive Arbeit der letzten Jahre zahlreiche Anknüpfungspunkte für ein dezidiert russisches regionales historisches Gedächtnis erbracht hat. Zahlreiche Namen sind aus den Archiven und Bibliotheken in die Gegenwart zurückgeholt worden, die mit dem russischen Wort in der Vergangenheit der baltischen Region verbunden waren. Ob dies aber das heutige russischsprachige Publikum in nennenswerter Weise beeinflusst, sei dahingestellt. Ob eine Verbindung der heutigen Minderheit mit den kulturellen russischen Leistungen in der Zwischenkriegszeit über die (auch und gerade personelle) Zäsur von 1940/41 hinweg zu errichten ist, wird sich zeigen. Nur so wäre indes einer lokalen Identität die historische Tiefe gegeben. Es bleibt aber auch die Frage, ob diese zwangsläufig auf kulturethnischem Fundament errichtete Brücke in die Vergangenheit tragfähig und zeitgemäß ist. Ob diese Kreation einer eigenen Geschichte in den Mehrheitsgesellschaften ankommt, bleibt ohnehin zweifelhaft – schon aufgrund der Tatsache, dass all diese Expeditionen in ein spezifisch russisches historisches Gedächtnis nur für diejenigen nachvollziehbar sind, die des Russischen mächtig sind.

BESPRECHUNGEN

ANDRES KASEKAMP: *A History of the Baltic States* (Palgrave Essential Histories). Verlag Palgrave Macmillan. Basingstoke 2010. 251 S. ISBN 978023001940.

Die vorliegende Geschichte der baltischen Staaten von Andres Kasekamp, der als Professor für baltische Politik an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tartu und zugleich als Direktor des Estnischen Außenpolitischen Instituts in Tallinn tätig ist, erscheint in der soliden Buchreihe *Palgrave Essential Histories*. Es handelt sich um die aktuellste Ergänzung einer Reihe von historischen Gesamtdarstellungen über das Baltikum als eigenständige Geschichtsregion. Die selbst gestellte Aufgabe, eine integrierte Narration der Vergangenheit dieser Nachbarländer zu schreiben, die zwar oberflächlich gesehen als eine Einheit betrachtet werden können, bei näherem Hinsehen jedoch erhebliche kulturelle Unterschiede aufweisen, hat Vf. nach Ansicht des Rezensenten im Vergleich zu früheren Versuchen auf demselben Feld auf eine weitaus gelungenere Weise gelöst. Herausgekommen ist eine neue und zuverlässige vergleichende Darstellung, in der die drei Länder mit ihrer Vergangenheit gut miteinander verwoben worden sind. Wie es vor allem in der angloamerikanischen Geschichtsschreibung in vergleichbaren Fällen üblich ist, beschäftigt sich das Buch in erster Linie mit der politischen Geschichte und mit der jüngeren Vergangenheit.

Gleich zu Beginn erläutert Kasekamp dem Leser die Bedeutung und die Grenzen der Begriffe *Baltic* und *Baltics* sowohl in Bezug auf die Region als auch in Hinblick auf die Staaten und Nationalitäten. Der Leser, dem diese Thematik fremd ist, erfährt, dass die gerne als Kleinstaaten bezeichneten baltischen Staaten territorial gesehen größer sind als einige altbekannte europäische Länder wie Dänemark, die Schweiz oder die Niederlande, und sie nur ihrer Bevölkerungsdichte nach tatsächlich zu den kleineren Staaten zählen. Vf. betont, dass Estland das kleinste Land auf dem europäischen Kontinent sei, das über ein Verwaltungs- und Bildungssystem in der eigenen Sprache verfügt – wahrscheinlich muss man „smallest continental European country“ hier (S. VIII) tatsächlich als klein an Bevölkerung verstehen.

Eine ernsthafte Herausforderung für den Verfasser stellt der Anspruch dar, nicht parallel über die einzelnen Geschichten der drei Länder zu schreiben, sondern ein integriertes, vergleichendes Bild der Region zu präsentieren. Diese Aufgabe ist nicht leicht zu lösen, weil besonders die litauische Geschichte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein im Vergleich

zu den nördlichen Nachbarn auf recht unterschiedlichen Wegen verlaufen ist. Trotzdem ist dies dem Verfasser besser gelungen als allen früheren Autoren, die sich vorgenommen hatten, eine vollständige Geschichte des Baltikums vom Anbeginn der Zeiten bis zur Gegenwart zu schreiben.

Das erste Kapitel des Buches gibt einen sehr konzentrierten Überblick über die Herausbildung der eigenständigen Geschichtsregion des Baltikums, des letzten heidnischen Winkels Europas, von den ersten Bevölkerungsspuren während der Eiszeit über die Herausbildung klar abgegrenzter Stammesverbände bis hin zu den ersten schriftlichen Quellen. Letztere stammen aus der Zeit der Auseinandersetzungen mit den christlichen Nachbarn und ihren Missionsversuchen, die zu den nordischen Kreuzzügen führten. Nur die litauischen Stämme unter König Mindaugas konnten sich dieser Herausforderung stellen und antworteten mit der Gründung eines eigenen Staates. Alle anderen Stämme der Region hatten sich einer gewaltsamen Christianisierung zu unterwerfen, was den alten Prußen bekanntlich ihre Existenz als eigenständige Ethnie kostete. Bei der Behandlung der Frühgeschichte nutzte Vf. vor allem das Lehrbuch über die Bronze- und Eisenzeit im Baltikum von Valter Lang, das erstmals die kulturelle, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung der Region während der ganzen Metallzeit (ca. 1800 v. Ch. bis ca. 1200 n. Ch.) zusammenfasst.¹

Das zweite Kapitel wirft zunächst einen Blick auf Litauens Aufstieg zu einem einflussreichen Machtfaktor in Mittel- und Osteuropa. Durch Eroberungen und Einwanderung zu einem Staat multiethnischen, -kulturellen und -religiösen Charakters geworden, erlebte Litauen unter den jagiellonischen Herrschern im 15. und 16. Jahrhundert einen kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung, der jedoch von einer territorialen Zerbröselung im Osten begleitet wurde. Politisch fiel Litauen nach und nach in den Schatten Polens, seine Eliten polonisierten sich und übernahmen die polnische Regierungsweise. Im Vergleich zum sich lange Zeit konsolidierenden und expandierenden Litauen zeigt Vf. im Falle des politisch zersplitterten Livland dessen kolonialen Charakter, der in erster Linie durch das dichte Netzwerk der das Land während der ersten Jahrhunderte der Fremdherrschaft überziehenden steinernen Burgen illustriert wird. Letztere dienten nicht nur der Verteidigung gegen den äußeren Feind, sondern auch als Schutz gegen die unterworfenen einheimische Bevölkerung. Während in Livland im 13. und 14. Jahrhundert über 150 Burgen errichtet wurden, waren es in Litauen bis Ende des 16. Jahrhunderts nur 20.

Der größte Unterschied zwischen Litauen und Livland freilich, das macht auch Kasekamp klar, lag in der litauischen Rückständigkeit in Bezug auf die urbane und ökonomische Entwicklung des Landes. Hierin äußerte sich die mehr als hundert Jahre später erfolgte Anbindung an den europäisch-christlichen Kultur- und Wirtschaftsraum. Zwar verfügten auch die litauischen

¹ VALTER LANG: *Baltimaade pronksi- ja rauaaeg* [Die Bronze- und Eisenzeit im Baltikum], Tartu 2007.

Städte über eine ähnliche rechtliche Grundordnung wie ihre norddeutschen Pendanten, doch wurde keine von ihnen Mitglied der Hanse. Der litauische Ostseehandel wurde über Riga und Königsberg abgewickelt. Besonders bemerkenswert ist dabei der kulturelle Einfluss Königsbergs auf die litauischen Entwicklungen. Von dort aus erreichte die Reformation das Land, die zwar nur kurze Zeit andauerte und oberflächlich blieb, jedoch von spürbar stärkerem Einfluss war, als es für das katholische Litauen bis heute wahrgenommen wird.

Die Schwerpunkte des dritten Kapitels sind rasch aufgezählt: die Entstehung der polnisch-litauischen Realunion, die Kämpfe um Livland mit Moskau und später mit Schweden, der Aufstieg Schwedens und der Große Nordische Krieg, die Ostseeprovinzen als Russlands Fenster nach Europa und deren Erweiterung um Kurland in Folge der dritten Teilung Polens. Wie in den früheren Kapiteln analysiert Vf. nicht nur die politischen Entwicklungen, sondern widmet sich auch den kulturellen, sozialökonomischen und demografischen Aspekten. Auf diese Weise finden auch Juden oder russische Altgläubige ihren Platz in der baltischen Geschichte.

Im vierten Kapitel befasst sich Vf. mit dem 19. sowie dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Gleich zu Beginn betont er, dass die baltischen Provinzen sowie die litauischen Gebiete sich innerhalb des russischen Imperiums vom übrigen Land, aber auch untereinander stark unterschieden. Dies bezog sich insbesondere auch auf die Oberschichten: Während der litauische und polnische Adel zu einem der rebellischsten des Imperiums zählte und vom Zarenregime entsprechend behandelt wurde, genoss der überaus loyale deutschbaltische Adel seine Privilegien einer weit reichenden Autonomie. Das Zeitalter wurde dominiert durch die Agrarfrage, weil ein großer Teil der Bauern auch nach der Abschaffung der Leibeigenschaft – die in Litauen, wie im Reich insgesamt, um ein halbes Jahrhundert später erfolgte als in den Ostseeprovinzen – landlos blieb. Allerdings behauptet Vf. bei der Schilderung der baltischen Bauerngesetze aus dem frühen 19. Jahrhundert irrtümlich, dass diese dem Adel die Eigentumsrechte über das ganze Land zusicherten und den Bauern das Recht verweigert wurde, Land zu erwerben (S. 70). Demgegenüber war das bäuerliche Recht, Gehöfte zu erwerben, bereits in der livländischen Bauernverordnung von 1804 fixiert worden.

Zum Komplex der Modernisierung, Industrialisierung und Urbanisierung der Gesellschaften sowie zum Aspekt der Emigration liefert Vf. nur die wichtigsten Fakten und Tendenzen. Er beschreibt zwar den raschen Aufschwung Rigas zur größten Stadt der Region und zum drittgrößten Industriestandort des Imperiums, doch schweigt er über den Bevölkerungszuwachs der anderen lettischen Städte, der dazu führte, dass das lettisch besiedelte Gebiet mit einem Urbanisierungsgrad von 40% – die Hälfte davon allein in Riga – die vor dem Ersten Weltkrieg am stärksten urbanisierte Region im ganzen Imperium wurde. In den estnischen und litauischen Gebieten hingegen stellten die Stadtbewohner 20% bzw. knapp über 10% der Gesamtbevölkerung. Dabei war der Anteil der Agrarbevölkerung unter

den Litauern der höchste des Reiches; sie stellten auch nur ein Drittel der urbanen Bevölkerung der litauisch besiedelten Gebiete. Unterstützt durch den für ein katholisches Land charakteristischen schnelleren Bevölkerungszuwachs und anderen geografischen und politischen Faktoren, ergab sich daraus eine agrarische Überbevölkerung, die in eine umfangreiche Emigrationswelle mündete. Im Falle der Letten absorbierten Industrialisierung und Urbanisierung den Großteil der „überflüssigen“ Landbevölkerung, weshalb dort die Auswanderung um die Hälfte kleiner war als z.B. bei den Esten.

Die Zeit der Unabhängigkeit von 1917 bis 1939, die im fünften Kapitel behandelt wird, erhält im Vergleich zu den vorangegangenen Perioden nicht nur mehr Raum, sondern auch eine tiefer gehende Analyse. Der Leser erhält einen detaillierten Überblick über die Russische Revolution und ihre Folgen für die baltischen Gouvernements sowie über die Phase der deutschen Besatzung. Geschildert werden die darauf folgenden Befreiungskämpfe, die politische Struktur der Staaten sowie der Druck des Autoritarismus, der die jungen Demokratien plagte; auch die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung der drei Länder und ihre gescheiterten Bemühungen, ein Sicherheitssystem zu schaffen, werden behandelt. Überzeugend hebt der Autor die Entschlossenheit der nationalen Führer hervor, die während des Ersten Weltkrieges und der Revolution entstandenen günstigen Möglichkeiten auszunutzen, um die staatliche Unabhängigkeit zu erlangen und die Agrarfrage zu lösen. Im Hinblick auf die autoritären Regime, von denen die liberalen Demokratien abgelöst wurden, betont Vf. nicht nur, dass sie von ihren Bevölkerungen in bemerkenswerter Weise unterstützt wurden, sondern auch ihren eher zurückhaltenden Charakter im Vergleich zu anderen ähnlich regierten Staaten der Zeit.

Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit den tragischen Jahren von 1939 bis 1953, als den baltischen Staaten ihre Unabhängigkeit geraubt wurde. Wichtig ist hierbei die Erläuterung, wie und warum die sowjetische Annexion und die deutsche Besatzung die baltischen Völker dazu brachten, in fremder Uniform für den eigenen Staat zu kämpfen und noch viele Jahre nach Kriegsende militärischen Widerstand zu leisten, der erst unter dem Druck von Massenrepressionen und Zwangskollektivierung verklang.

Das siebte Kapitel erzählt von Anpassung und Widerstand, von der Verteidigung der eigenen Kultur gegen schnelle demografische Veränderungen und die Russifizierungspolitik im Kontext der allgemeinen Urbanisierung der Gesellschaft und den damit verbundenen soziokulturellen Prozessen in den Jahren der Sowjetherrschaft von 1953 bis 1991. In vielen Details werden die nationalen Bewegungen und die „singende Revolution“ behandelt, die der Wiedererlangung der Unabhängigkeit den Weg bereiteten und erheblich zum Zerfall des sowjetischen Imperiums beitrugen.

Im letzten Kapitel des Buches bekommt der Leser einen Überblick über die heutigen baltischen Staaten, wie sie ihren Weg zu Demokratie und Marktwirtschaft gegangen sind und ihren Platz im System der

internationalen Beziehungen des 21. Jahrhunderts eingenommen haben. Zudem wird geschildert, welche sozialen, wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Probleme in der Transformationsperiode gelöst werden mussten.

Der Buch wird im Anhang ergänzt durch einen Anmerkungsapparat, eine Chronologie (11 000 v. Ch. bis 2009 n. Ch.), eine Ortsnamenskordanz und kommentierte Literaturempfehlungen zu den verschiedenen historischen Epochen, in die leider nur englischsprachige Titel Aufnahme fanden, sowie ein umfangreiches Register.

Der Text ist gut lesbar. Zu den Mängeln des Buches zählt sicher, dass die russische und polnische Historiografie unberücksichtigt blieb und auch die deutschsprachige Literatur nicht gebührend vertreten ist. Es wäre vermutlich von einem Autor zu viel verlangt, alle drei Landessprachen der behandelten Region zu beherrschen; dieses Manko wird ja mittlerweile durch die immer länger werdende Liste englischsprachiger Veröffentlichungen von Historikern aus Estland, Lettland und Litauen ausgeglichen. Insgesamt kann Andres Kasekamps Gesamtdarstellung baltischer Geschichte somit nicht nur für das englischsprachige Publikum als die neueste und beste Arbeit ihrer Art empfohlen werden.

TIIT ROSENBERG

Baltisch-europäische Rechtsgeschichte und Lexikographie (Akademiekonferenzen, 3). Hrsg. von ULRICH KRONAUER und THOMAS TATERKA. Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2009. 287 S. ISBN 9783825356200.

Der Band enthält insgesamt 14 Aufsätze, die ursprünglich als Tagungsbeiträge präsentiert wurden und nun in überarbeiteter Form Fachleuten und allen Interessenten zugänglich gemacht worden sind. Dass ein solches Projekt zustande gekommen ist, ist vor allem einem der Herausgeber, dem Honorarprofessor am Karlsruher Institut für Technologie Dr. Ulrich Kronauer zu verdanken. Seine beachtlichen Verdienste bestehen vor allem darin, die Aufmerksamkeit der deutschen rechtshistorischen und kulturgeschichtlichen Forschung auf das Baltikum gelenkt zu haben. Der Band stellt somit eine Zwischenbilanz seiner wissenschaftlichen Aktivitäten dar; Letztere jedoch gehen heute bereits weit über das im vorliegenden Band Diskutierte hinaus.

Damit ist schon das zentrale Manko der Veröffentlichung zur Sprache gebracht. Die Tagung in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, veranstaltet vom Deutschen Rechtswörterbuch, einer Forschungsstelle der Akademie, fand im April 2002 statt. Sieben oder acht Jahre von der Tagung bis zur Publikation der Beiträge sind freilich keine kurze Wartezeit für die

fortschreitende Wissenschaft. Zwar ist diese unerwünschte Tatsache nicht dem Willen der Herausgeber anzulasten, doch hat sie ihre Spuren hinterlassen, besonders weil die Mehrzahl der Autoren ihre Texte nicht aktualisieren wollte oder konnte. So vermisst man im Überblicksvortrag von Heiner Lück „Zur Verbreitung des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts in den baltischen Ländern“, der eigentlich gerade wegen seiner reichhaltigen und gut zusammengestellten Bibliographie beachtenswert ist, neuere Veröffentlichungen zum Thema. Peeter Järvelaid wiederum ging wohl die Geduld aus, weshalb er ohne das Erscheinen des Buches abzuwarten seinen Aufsatz parallel anderswo publizieren ließ,¹ in seinem hier präsentierten Beitrag weist er auch nur auf die Bunge-Tagung in Tartu im Jahre 2002 hin, aber nicht auf den daraus hervorgegangenen Vortragsband.² Der Artikel von Ralph Tuchtenhagen ist inzwischen ergänzt worden und als ein Kapitel in seiner umfangreichen Monographie³ veröffentlicht worden.

Insgesamt aber findet der Historiker im Bande reichlich Lesenswertes. Tiina Kala fragt in ihrer Auflistung der mittelalterlichen Revaler Kodizes des Lübischen Rechts: „Wofür braucht man einen Rechtskodex“? Sie stellt fest, dass man im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit die älteren Rechtsverhältnisse keineswegs als obsolet betrachtete und die entsprechenden Quellen in Benutzung blieben; dabei wurden aber die verschiedenen Funktionen eines Rechtstextes – Beleg für Privilegien, tägliche Rechtsprechung, Quelle für Präzedenzfälle – nicht mit ein und demselben Kodex abgedeckt. Die erhaltenen Manuskripte stellen eher eine Art Reserveexemplare dar, während die eventuell ständig gebrauchten Texte mit der Zeit verdarben und nicht mehr erhalten sind. Bemerkenswert ist der vorsichtige Sprachgebrauch von Kala, die viele Fragen offen lässt, öfters ohne auch eine nur hypothetische Antwort zu skizzieren. Als eine kleine Korrektur sei hier nur bemerkt, dass die Chronik Heinrichs von Lettland den Tag der Schlacht von Reval 1219 nicht erwähnt und das Datum 15. Juni aus der frühneuzeitlichen dänischen Chronik von Petrus Olai stammt. Um der eventuellen Langweile der Leser zu begegnen, beginnt Kala ein kleines Spiel in den Fußnoten. So leitet Anm. 54 den Leser zur Anm. 29, diese wiederum zu den Anmerkungen 42 und 43. Nr. 42 jedoch lautet: „Siehe oben Anm. 27“; die Nr. 43 aber verweist auf Nr. 30. Hier endet diese Kette, obwohl der Aufsatz insgesamt 74 Fußnoten hat.

¹ Auf Estnisch: PEETER JÄRVELAID: Sissejuhatus kultuuripiiri teooriasse: Friedrich Georg von Bunge ja Leo Leesment [Einführung in die Theorie der Kulturgrenze: Friedrich Georg von Bunge und Leo Leesment], Tallinn 2004 (Akadeemia Nord Toimetised, 22); auf Deutsch: DERS.: Baltische Rechtswissenschaftsgeschichte. Zwei grenzüberschreitende Rechtshistoriker Friedrich von Bunge und Leo Leesment, in: Latvijas Universitātes raksti 703 (2006). Juridiskā zinātne, S. 99-138.

² Tundmatu Friedrich Georg von Bunge [Unbekannter Friedrich Georg von Bunge], hrsg. von TIT ROSENBERG und MARJU LUTS, Tartu 2006 (Õpetatud Eesti Seltsi Toimetised, 35).

³ RALPH TUCHTENHAGEN: Zentralstaat und Provinz im frühneuzeitlichen Nordosteuropa, Wiesbaden 2008 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 5).

Die leidenschaftlich und mit einem Hang zum Pathos präsentierte Grundthese im Artikel des Daugavpilsler Historikers Kaspars Klaviņš „Der Rechtszustand der Eingeborenen im lettischen Distrikt Altivlands: Mythos und Realität“, die Leibeigenschaft in Lettland sei keine unmittelbare Folge der „deutschen“ Eroberung im 12.-13. Jahrhundert gewesen, ist in der wissenschaftlichen Literatur schon seit einem guten Jahrhundert keine Neuheit mehr. Die zweifellos wichtige Betonung der Bedeutung des deutschbaltischen Erbes in der Geschichte der baltischen Länder steht zudem in einem gewissen Widerspruch zur scharfen Kritik Klaviņš‘ am angeblichen Urheber des Mythos von der „siebenhundertjährigen Sklaverei“ Garlieb Merkel, den man ja auch zu den Deutschbalten zählen kann. Ob die lettischen Wissenschaftler in der Zwischenkriegszeit tatsächlich in Bezug auf das mittelalterliche Livland „ein mehr oder weniger objektives Geschichtsbild“ geschaffen haben (S. 89), sei hier nur dahingestellt.

Einen homogenen Block bilden die Aufsätze der lettischen Germanisten Dzintra Lele-Rozentāle, Kristīne Pavlovska und Igor Košķin zur Rechtslexik der baltischen mittelniederdeutschen Texte. Ineta Balode behandelt mit Stichproben die Rechtslexik der deutsch-lettischen Wörterbücher des 18. Jahrhunderts, die erkennen lässt, dass ungeachtet der Leibeigenschaft die lettische Sprache damals durchaus einen eigenen Rechtswortschatz besaß. Mehrere Aufsätze präsentieren die Möglichkeiten der Verwendung des Deutschen Rechtswörterbuches in der Forschung der baltischen Geschichte und Literatur (Katharina Falkson, Ingrid Lemberg, Thomas Taterka und Peter König).

Die dritte Abteilung des Bandes bilden „biographische Zugänge“. Hier werden die Beziehungen zur Aufklärung von einigen Mitgliedern der kurländischen adligen Familie Brüggem im 18. Jahrhundert (Anuschka Tischer) thematisiert, eine Einführung in die Lebensgeschichte des in Pernau gebürtigen spätaufklärerischen Juristen und kulturphilosophischen Schriftstellers Carl Gustav Jochmann (Ulrich Kronauer) geboten und einige Gedanken zu den Rechtshistorikern Friedrich Georg von Bunge und Leo Leesment (Peeter Järveld) formuliert. Der Autor denkt dabei in großen Zügen und mit weiten Ausschweifungen, und es dürfte angesichts seiner Kritik des „übertriebenen systematischen Ansatzes“ einiger jüngerer Autoren (S. 245) doch gerechtfertigt sein, von einem erfahrenen Verfasser eine einigermaßen systematische Darbietung der eigenen Gedankengänge zu erwarten.

Der Band stellt einen Beweis dar, wie isoliert man in den Nachbarfächern wie Geschichte, Rechtsgeschichte und Mittelalterphilologie doch arbeitet. So bedauert der Rechtswissenschaftler Heiner Lück die Desiderata bei der Erforschung der Beziehungen zwischen dem Elbe-Saale-Gebiet und dem Baltikum (S. 18 f.), während einem Mediävisten die Rolle Magdeburgs und des östlichen Harzvorlandes in den baltischen Kreuzzügen im 13. Jahrhundert doch recht gut bekannt sein sollte. Die Germanistin Kristīne Pavlovska beschreibt die Anfänge des christlichen Livlands aufgrund einiger Werke aus

den 1930er Jahren (S. 110 f.), die auch in dieser Zeit schon eher veraltet waren; ebenso ist ihre Behauptung revisionsbedürftig, der „livonische“ Zweig des Deutschen Ordens habe sich zum 14. Jahrhundert „vom bürgerlichen Leben abgesondert“ (S. 112). Der älteste vorhandene Vertrag zwischen Novgorod und dem gotländischen und deutschen Kaufmann wird heute auf 1191–1192 statt auf 1189–1199 datiert (S. 128) – sprachhistorisch hat ein so kleiner Unterschied keine Bedeutung, zeigt aber doch den Grad der Vertrautheit des Philologen Igor Koškin mit der relevanten Geschichtsliteratur. Ebenso wird wohl kein Historiker behaupten, dass die *Доньская земля* der Novgoroder Chronik „das Land am Don“ (S. 135) anstelle von Dänemark meint. Thomas Taterka erwähnt die Frage, wie groß der livländische mittelalterliche und frühneuzeitliche „Haken“ war, kennt aber die spezielle Monographie Enn Tarvels⁴ nicht. Die Kritik Taterkas am Deutschen Rechtswörterbuch, „eine *Hoflage* als ‚Vorwerk‘ oder ‚Nebenhof‘ anzusprechen“, bedeute „eine ganz entscheidende Verharmlosung der Dinge“ (S. 188) ist bestimmt grundlos, da zu stark auf die Werke Merckels konzentriert; die Definition im Rechtswörterbuch ist korrekt und sachlich. Der Einheitlichkeit wegen wäre es wohl auch vernünftig gewesen, den Anmerkungsapparat der Aufsätze formal zu vereinheitlichen.

Aber letztlich wird gerade hier das Hauptverdienst der Tagungsorganisatoren und Herausgeber ersichtlich. Den Vertretern der nebeneinander arbeitenden Fächer wurde die Möglichkeit geboten, die starken und die schwachen Seiten in den Forschungsarbeiten der Kollegen kennen zu lernen. Der Band ist interdisziplinär nicht aufgrund des schönen ‚Terminus‘ an sich, sondern bewahrt seinen thematischen Schwerpunkt und die notwendige Dichte der Darstellung. Die Nachbarfächer ergänzen einander und geben Anreiz für weiterführende Kritik und Forschung.

ANTI SELART

Zeme, vara un reliģija viduslaikos un jaunajos laikos Baltijas jūras reģionā [Land, Herrschaft und Religion im Mittelalter und in der Neuzeit in der Ostseeregion] (Latvijas Universitātes raksti / Acta Universitatis Latviensis, 725). Hrsg. von ANDRIS ŠNĒ. Verlag Latvijas Universitātes Akadēmiskais apgāds. [Rīga] 2009. 94 S. ISBN 9789984450896.

Dieses Sammelbändchen von 94 Seiten stellt einen qualitativ sehr wichtigen Beitrag auf einem Gebiet dar, in dem die lettische Geschichtswissenschaft

⁴ ENN TARVEL: *Der Haken. Die Grundlagen der Landnutzung und der Besteuerung in Estland im 13.-19. Jahrhundert*, Tallinn 1983.

relativ passiv ist – die Erforschung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bemerkenswert ist das Format, in dem die hier anzuzeigenden Aufsätze präsentiert werden, da es sich dabei um eine nicht näher zu bestimmende Schriftenreihe der Lettischen Universität handelt (*Scientific Papers University of Latvia*), die zur Klärung immerhin den Begriff *Vēsture/History* auf dem Umschlag trägt. Ähnlich wie die meisten lettischen Geisteswissenschaften (abgesehen von der baltischen Philologie) verfügt auch die Geschichtswissenschaft über keine ausgebildete Infrastruktur von rezensions- bzw. zitierfähigen Periodika: Es gibt nur zwei Zeitschriften, in denen – wenn auch eher selten – Themen der mittelalterlichen und (früh-)neuzeitlichen Geschichte behandelt werden, und es gibt keine einzige Monografienreihe für die Publikation von Studien über diese Epochen. Leider erklärt uns keine Einleitung das Anliegen dieser Veröffentlichung; in einer Art Vorwort gibt der Herausgeber indes seiner Hoffnung Ausdruck, dass dieses Heft nicht das letzte seiner Art sein und es gewiss noch ein zweites zum Mittelalter geben werde.

Die hier versammelten Beiträge verbindet mehr als nur ein gemeinsamer Einband. Fast alle Autoren, der eine mehr, der andere weniger, gehören zu einer gemeinsamen historiografischen „Schule“ – der deutschen historischen Tradition. Trotz aller Einwände besteht sie in ihrem lettischen Zweig auch heute noch fort. Dieser traditionelle Ansatz der nationalen Historiographie zeichnet sich durch ein beinahe „klassisches“ Interesse für die Strukturen der territorialen Herrschaft und sozialen Gruppen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit aus. Aber weil dieses Interesse in der lettischen historischen Forschung nun einmal dominiert, entwickeln die Autoren der anzuzeigenden Publikation kaum einen Sinn für die Untersuchung von kultur- und ideengeschichtlichen mittelalterlichen Paradigmen. Die einzige Ausnahme ist Gustavs Strenga, der sich mit dem Phänomen der Erinnerung im Mittelalter befasst. In gewisser Weise gehört jedoch auch diese Thematik zum *mainstream* der modernen deutschen Mediävistik und der Geschichtsforschung allgemein. In fast allen Aufsätzen wird das Interesse der Autoren an der weiteren internationalen historischen Forschung spürbar, doch wurde die Wahl des Forschungsgegenstandes und Fragestellung davon kaum beeinflusst.

Es ist sicherlich unzureichend, die Aufnahme von Texten in ein Sammelwerk mit ihrer Zugehörigkeit zu einer historischen „Schule“ oder zu einem geografischen Raum zu begründen. Der Titel der Publikation verweist auf ein sehr weit, vielleicht sogar etwas zu weit gefasstes gemeinsames Thema. Dennoch rechtfertigt er es nicht, diverse Darstellungen zu einem Ganzen zu verbinden. Man vermisst einen gemeinsamen theoretischen Rahmen, welcher die in jedem einzelnen Aufsatz artikulierten Vermutungen und Erkenntnisse verbinden könnte. Einen solchen Rahmen herzustellen, wäre die Funktion einer überlegten Einleitung gewesen.

Doch kommen wir zu den Texten. Schon der Titel des Aufsatzes von Eva Eihmane – „Die Christianisierung der einheimischen Bewohner Livlands:

Kultivierung des Weinbergs des Herrn oder brutale Unterwerfung unter dem Schutz der Religion?“ – weist auf die Gegenüberstellung zweier unterschiedlicher Interpretationen der Christianisierung hin, mit deren Modi die Autorin die Chronik Heinrichs von Lettland und andere schriftliche Quellen analysiert. Dieser Ansatz ist schon an sich problematisch, denn die Autorin vermittelt den Eindruck, sie wolle die „wahren Motive“ der Akteure der Christianisierung – des Bischofs, der Schwertbrüder und der Priester – ermitteln. Dies aber kann leicht zu Fehlinterpretationen führen, es sei denn, man möchte die Motive eines Chronisten oder Autoren entschlüsseln, der explizit persönlich dazu Stellung genommen hat. Da dies hier nicht der Fall ist, können Eihmanes Schlussfolgerungen über die Ansichten der Zeitgenossen vom eigenen Verhalten nicht überzeugen. Ob die historischen Akteure tatsächlich stets die Grundsätze einer perfekten christlichen Mission im Sinn hatten, ist fraglich. Belege dafür, dass solche Ideale ihr Verhalten bestimmt hätten, kann Eihmane nicht anführen. Nur bedingt gelungen scheint auch der Versuch, die Ereignisse der Christianisierung im mittelalterlichen Livland in einen breiteren kulturhistorischen Kontext zu stellen. Eihmane bezieht fast alle diesbezüglichen Informationen aus einer Monografie von Richard Fletcher.¹ Der ideologische Hintergrund des westeuropäischen Christentums in seinem Verhältnis zur territorialen Expansion und seine Rolle für die politischen und sozialen Transformationen in Osteuropa sowie in Livland werden nur sehr knapp berücksichtigt. Aus dem Text geht zudem nicht deutlich hervor, wie denn zu Beginn des 13. Jahrhunderts die „weitere Stärkung des Glaubens und der Bildung in Religionsfragen“ bei den livischen oder letgallischen Konvertiten hätte aussehen sollen, von der die Autorin oft spricht. Hier will sie die ihrer Meinung nach sehr unzureichende und oberflächliche Christianisierung der Autochthonen Livlands bloßstellen, womit sie aber nur die Position der lettischen nationalen Historiografie der 1930er Jahre bezieht. Der Versuch, bei den in Livland missionierenden Priestern um 1200 eine Vielfalt in Fragen der religiösen Praxis und der Lehre zu erkennen, die wenigstens mit der Hingabe vergleichbar wäre, wie sie für Hildegard von Bingen (1098–1179) typisch war, ist methodologisch gewagt und verfehlt sein Ziel. Die Autorin zitiert ja selbst solche Quellen, in denen die Schwierigkeiten bei der Bekehrung klar hervortreten. Die Synode der Rigaer Kirchenprovinz verabschiedete um 1226 eine Ordnung, der zufolge ein Undeutscher seine Kinder binnen eines Monats nach der Geburt zur Taufe bringen und jeder Erwachsene mindestens einmal im Jahr seine Sünden beichten musste. Offensichtlich findet Vf. tatsächlich in den durchaus ernst zu nehmenden Absichten der katholischen Priester und Kreuzfahrer „die fortschreitende Arbeit im Glaubensunterricht“ (S. 16) bestätigt. Doch dieser Glaube einer Historikerin resultiert aus einer anachronistischen Auffassung von christlichen Manifestationen und Praktiken,

¹ RICHARD FLETCHER: *The Barbarian Conversion. From Paganism to Christianity*, Los Angeles 1999.

wobei möglicherweise unbewusst protestantische Axiome in Glaubensfragen etwa aus der Reformationszeit auf das Mittelalter des 13. Jahrhundert übertragen werden.

Viel differenzierter ist der Blick von Andris Šnē auf die Erscheinungen der christlichen Mission in seinem Aufsatz „Glaube, Herrschaft und Handel: Die Rolle des Christentums in den einheimischen Gesellschaften auf dem Territorium Lettlands im 11.-13. Jahrhundert“. Vf. benutzt nicht nur schriftliche Quellen, sondern zieht auch archäologische Fundstücke heran, wobei er diese unterschiedlichen Informationen gekonnt aufeinander bezieht. Seine Aussagen stützen sich auf zahlreiche Quellenbelege, seine Interpretationen sind kritisch und überzeugend. Allerdings verheißt der Titel des Aufsatzes durchaus irreführend, der Autor werde sich ausschließlich mit dem „Territorium Lettlands“ beschäftigen. Erneut zeigt dieses Detail die immer noch starke Abhängigkeit lettischer Historiker von der im 20. Jahrhundert begründeten Tradition, den eigenen Blick künstlich auf einen Teil des mittelalterlichen Livlands einzuschränken. Gerade im Fall der mittelalterlichen Geschichte fehlt es jedoch an einer rationalen Erklärung für eine derartige Beschränkung auf ein gewisses „Lettland“, da diese Zeit ein solches territoriales Gebilde nicht kannte. So wird das Verhältnis zwischen dem zu erforschenden Problem und dem Raum, in dem sich die Ereignisse abspielten, unnötig verkompliziert. Dass diese Konstruktion – das „Territorium Lettlands“ – für die historische Interpretation zu eng ist, zeigt die häufige Heranziehung von archäologischen Quellen aus dem Gebiet des heutigen Estland, die es Šnē ermöglicht, die sakrale livländische Kultur besser zu erfassen. Insgesamt schält sich bei ihm eine Vorstellung von zwei verschiedenen Räumen sakraler Kultur heraus – die der christlichen Städte und die der heidnischen ruralen Siedlungen. Dies war sicherlich eine typische Erscheinung nicht nur für Livland im Mittelalter.

Im Aufsatz von Ilgvars Mišāns „Die Hanse: Wirtschaftsmacht der Ostseeregion im Mittelalter“ werden unter Heranziehung von in erster Linie deutscher Forschungsliteratur die Gründe angeführt, warum die hansischen Kaufleute und Städte die gut ausgebildete Infrastruktur ihrer Verträge und Rechte nicht dafür eingesetzt haben, um wirtschaftliche Macht in territoriale umzuwandeln. Das Ausmaß der hier zitierten Literatur und die Anzahl der daraus gewonnenen Beispiele ist beachtlich und die Logik der Argumentation gut nachvollziehbar. Mišāns' Aufgabe wäre möglicherweise leichter gewesen, wenn er zu Beginn seines Texts das Verhältnis von Herrschaft, Recht und Territorium im Mittelalter kurz skizziert hätte. Der exterritoriale Charakter der Hanse als eine die Ostsee umspannende Handelsvereinigung und ihr besonderes Rechtssystem hätten sich gut zur Prüfung der Theorien vom komplizierten Verhältnis zwischen Territorium und Macht in vormodernen Gesellschaften geeignet. Die Frage nach dem exterritorialen Charakter der Bewegung hansischen Handelsguts und Kapitals sowie nach der rechtlichen Infrastruktur ist keinesfalls nur eine territoriale, war

doch die Konsolidierung des wirtschaftlichen Potenzials der Hanse im 14. Jahrhundert eine gesamthansische Entwicklung. So stellt sich in diesem historischen Kontext gerade am Beispiel von Riga die Frage, welche Rolle die Hanse im Prozess der Integration von nicht-deutschen Stadtbewohnern im System der Zünfte im 14. Jahrhundert gespielt hat. Diese und auch andere wichtige Fragen bleiben in diesem Text zwar unbeantwortet. Das Problem, wie die wirtschaftliche Macht der Hanse im 14. und 15. Jahrhundert die lokalen Machtverhältnisse im Livland beeinflusst hat, ist als Thema der mittelalterlichen Sozialgeschichte aber noch lange nicht ausgeschöpft.

Der Aufsatz von Gustavs Strenga „Gedächtnis und Erinnerung: Zwei Erscheinungen im religiösen und profanen Leben im spätmittelalterlichen Livland“ ist ohne Zweifel die originellste Abhandlung der Publikation. Der Text bietet hauptsächlich eigene Forschungsergebnisse, wobei es nicht an Verweisen auf methodologische und theoretische Grundlagen der Quellenarbeit fehlt. Quellenanalyse und -interpretation sind tadellos und überzeugend. Auch das Spektrum der bearbeiteten Quellentexte ist sehr breit. Die Erforschung der Praktiken der Erinnerung ist ein weites Feld der Kulturgeschichte und die Quellenlage zur mittelalterlichen Geschichte Livlands bietet eine solide Basis dafür. Daher haben die Historiker der Region eine gute Ausgangsposition, von der aus sie die livländische Erinnerungskultur in einen gesamteuropäischen Kontext stellen können, um überregionale Zusammenhänge zu erkennen. Es überrascht nicht, dass die von Strenga beschriebenen Praktiken der Erinnerungsarbeit und die von ihm benannten Vorstellungen von sozialen Funktionen des Gedächtnisses verwandte Züge mit ähnlichen Phänomenen auch außerhalb des deutschsprachigen Raums aufweisen. So ähneln die zeittypischen Auffassungen des Propstes des Rigaer Domkapitels Dietrich Nagel (ca. 1400–1468/69) über die Bedeutung des Gedenkens an einen Verstorbenen für die Rettung der eigenen Seele denjenigen, die zur selben Zeit in Burgund Jean de Lannoy (1410–1493) in Form von erzieherischen Ratschlägen für seinen Sohn dargelegt hat.²

Wahrscheinlich kann man von einer gemeinsamen Gedächtnis- und Erinnerungskultur für das nordeuropäische Spätmittelalter sprechen. Und es wäre sehr erfreulich, eines Tages eine solche Forschungsarbeit in monografischer Form – vielleicht sogar von Strenga verfasst –, in den Händen zu halten, in welcher der gesamte Raum von Livland bis zu den burgundischen Niederlanden behandelt werden würde. Ein solches Werk würde unsere Vorstellung von der geistigen Kultur dieses Raumes, die bis zur Unkenntlichkeit durch die Reformation verändert wurde, sicherlich vertiefen.

Mit dem Zeitalter der Reformation befasst sich Valda Kļava in ihrem Aufsatz „Die norddeutschen Fürsten während der Reformation. Ziele

² BERNHARD STERCHI: The Importance of Reputation in the Theory and Practice of Burgundian Chivalry: Jean de Lannoy, the Croÿs, and the Order of the Golden Fleece, in: *The Ideology of Burgundy: The Promotion of National Consciousness, 1364–1565*, hrsg. von D'ARCY J. DACRE BOULTON und JAN R. VEENSTRA, Leuven 2006 (Brill's Studies in Intellectual History, 145), S. 99–116.

und Chancen (das Beispiel Mecklenburg)“. Die Autorin stützt ihre Ausführungen – in Übereinstimmung mit der deutschen geschichtswissenschaftlichen Tradition – auf das Paradigma der Konfessionalisierung und stellt sehr ausführlich den Ablauf der Ereignisse dar, die zur Entstehung der mecklenburgischen Landeskirche geführt haben. Sie zeigt dabei ein viel größeres Interesse für den Einfluss der herzoglichen Außenpolitik auf die Ereignisse als für die Ursachen und Gründe, die dazu führten, dass unterschiedliche soziale Gruppen in Mecklenburg der neuen Lehre anhängen. Dem Leser wird so die politische Entwicklung vor Augen geführt – weg von der Orientierung auf das Imperium und die katholische Kirche und hin zur Bildung eines „territorium clausum“. Dies war eine Tendenz, die einen wichtigen Aspekt der Veränderungen in der Konfiguration von Herrschaft, Territorium und Recht in der Ostseeregion dargestellt hat.

Das Heft schließt mit einem Beitrag von Guido Straube zum Thema „Eine profitable Stelle. Der ökonomische Status des Pastors in Livland im 18. Jahrhundert“. Im Mittelpunkt seiner Abhandlung steht der „Vollblutintellektuelle“, der protestantische Geistliche, und es wird der Frage nachgegangen, wie dieser Typus seine materielle und soziale Stellung zu sichern wusste. Der Text ist ein Beispiel für eine empirische Arbeit, die fast ausschließlich auf Quellenstudien beruht. Die Schlüsse, die Straube aus seinen Beobachtungen zieht, sind sorgfältig durchdacht, doch ganz im Geist des Positivismus formuliert, ohne dabei irgendwelche weitergehende Schlussfolgerungen über die soziale Rolle der Geistlichen im Allgemeinen in der livländischen ländlichen Gesellschaft zu wagen.

Zum Schluss sei ein theoretischer Rahmen vorgeschlagen, der seinen Platz in der Einleitung hätte haben können: Das Modell des Verhältnisses von Territorium, Macht und Recht, entwickelt von Saskia Sassen, einer Soziologin aus Princeton.³ Sassen betrachtet die mittelalterliche europäische Geschichte als Prolog der modernen Welt und der Globalisierung. Sie behauptet, dass das neue Modell des Territorialstaats die von den vorherigen Organisations- und Selbstorganisationsformen – Feudalismus, Kirche, Imperium und Stadt – erschaffenen Strukturen in sich absorbiert habe, statt sie zu unterdrücken, um sie schließlich für die eigenen Bedürfnisse umzugestalten. Es habe sich dabei auf die Selbstorganisationstraditionen von Städten und Ständen gestützt, die das Verhältnis von Territorium, Macht und Recht in mittelalterlichen Gesellschaften erfolgreich strukturiert hatten.⁴ Sassens Theorie steht in Widerspruch zur bisher etablierten Auffassung, dass die alten gesellschaftlichen Strukturen unterdrückt oder zum Teil demontiert wurden, als sich der Territorialstaat herauszubilden begann. Zwar kann zu der Zeit, mit der sich die Autoren der hier anzusehenden Publikation beschäftigen, von einem Territorialstaat in Livland

³ SASKIA SASSEN: *Territory, Authority, Rights: From Medieval to Global Assemblages*, Princeton 2006.

⁴ Ebenda, S. 32.

noch keine Rede sein, doch haben sich auch hier im 14. und 15. Jahrhundert solche fortgeschrittenen „Fähigkeiten und Fertigkeiten“ (*capabilities*) herausgebildet, die sich aus der Wechselbeziehung zwischen der Kirche, dem Deutschen Orden und den Städten entwickelt hatten. Sie passten sich nun den neuen Verhältnissen an; einige von ihnen – die Traditionen der städtischen Selbstorganisation und die kirchlichen Gesetze aus der post-reformatorischen Zeit – haben sich bis in das beginnende moderne Zeitalter erhalten. In einem derartigen theoretischen Rahmen wären die in den Aufsätzen untersuchten gesellschaftlichen Transformationen, die auch für das komplizierte Verhältnis von Land, Macht und Religion in der Ostseeregion verantwortlich waren, verständlicher geworden.

MARIJA GOLUBEVA

Границы Литвы. Тысячелетняя история [Die Grenzen Litauens. Eine tausendjährige Geschichte]. Hrsg. von LORETA DAUKŠYTE. Verlag Baltos lankos. Vilnius 2010. 178 S. ISBN 9789955233459.

Im Jahre 2009 feierte Litauen die tausendste Wiederkehr seiner ersten Erwähnung in schriftlichen Quellen. Aus diesem Anlass erschien eine Reihe von Werken, darunter auch der hier anzuzeigende Sammelband zu den Grenzen des Landes.¹ Das im Auftrag des litauischen Außenministeriums herausgegebene Werk ist visuell attraktiv und lenkt allein schon mit seinem albumähnlichen Format die Aufmerksamkeit auf sich. Erklärtes Ziel dieser Arbeit ist es, unter Heranziehung aktueller Forschungsarbeiten eine einheitliche litauische Grenzlandschaft mit allen ihren historischen und geografischen Veränderungen anschaulich zu machen (S. 6). In Anbetracht der Aktualität des Themas kann man dieses Projekt nur begrüßen, lenkt doch die Grenzproblematik bereits seit mehreren Jahrzehnten das Interesse auch der Historiker aus den litauischen Nachbarländern auf sich. Zudem hat die territoriale Entwicklung Litauens im Laufe der Zeit etliche Veränderungen erlebt.²

¹ Eine englischsprachige Ausgabe gleichen Inhalts liegt ebenfalls vor: *The Borders of Lithuania. The History of a Millennium*, hrsg. von LORETA DAUKŠYTE, Vilnius 2010 (Anm. d. Red.).

² Das Thema der Geschichte von Grenzen, allerdings in Bezug auf die historische Herausformung des lettischen Staatsgebietes, wird in einem ähnlich orientierten Band behandelt: *Latvijas zemju robežas 1000 gados* [Die Grenzen der Gebiete Lettlands in 1000 Jahren], hrsg. von ANDRIS CAUNE, Riga 1999 (Anm. d. Red.).

Der Band besteht aus einem Vorwort, vier Beiträgen, deren Autoren am Institut für die Geschichte Litauens arbeiten, sowie Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnissen. Neben den Aufsätzen, die das Territorium und die Grenzen Litauens in verschiedenen Zeitperioden betrachten, müssen vor allem die insgesamt 103 Abbildungen historischer Landkarten und Fotografien aus der Gegenwart hervorgehoben werden, die den größten Teil des Buches ausmachen.

Ramunė Šmigelskytė-Stukienė trägt den ersten Aufsatz des Bandes bei, in dem sie über das Territorium und die Grenzen des litauischen Staates vom 13. bis zum 18. Jahrhundert schreibt. Ihr Thema ist an sich schon recht kompliziert und lässt sich in dem begrenzten Umfang eines Artikels nur schwer entfalten. Offensichtlich hatte die Autorin gerade aus Platzgründen Schwierigkeiten, die chronologische Abfolge der Ereignisse in ihrer Darstellung aufrechtzuerhalten. Der Leser hätte es einfacher gehabt, wenn die Grenzen jedes Teils des Staates einzeln und chronologisch betrachtet worden wären. Wer sich ohne Vorkenntnisse an die Lektüre macht, hat gewiss einige Schwierigkeiten, die im Text erwähnten Orts- und Herrschernamen zu behalten und die Aktivitäten der erwähnten Personen nachzuvollziehen. So richtet sich dieses Kapitel in erster Linie an Leser, die sich bestens in der litauischen Geschichte auskennen, doch können manche Textstellen immer noch zu Missverständnissen führen. Wenn die Autorin z.B. von den Beziehungen zwischen den litauischen Herrschern und dem Deutschen Orden schreibt, erwähnt sie manchmal einfach nur den Orden, manchmal dessen beide Zweige – den preußischen und den livländischen; zuweilen schreibt sie einfach nur von „Livland“. Erst am Ende des Artikels wird zum ersten Mal auch der „Livländische Orden“ erwähnt (S. 20), ohne darauf hinzuweisen, dass es sich dabei um den bereits erwähnten livländischen Zweig des Deutschen Ordens handelt. In ähnlicher Weise bietet sie keine näheren Informationen zu dem am Anfang des Artikels erwähnten Orden der Schwertbrüder, der nach und nach Liven, Lettgaller, Kuren und Esten unterworfen habe (S. 9). Diese Behauptung ist nicht ganz korrekt, denn der Schwertbrüderorden wurde nach der 1236 erlittenen Niederlage in der Schlacht bei Saule (wohl in Litauen gelegen) bereits im Jahr darauf in den Deutschen Orden inkorporiert, wodurch der erwähnte livländische Zweig entstand; die „kurischen Kämpfe“ z.B. waren schon dessen Aufgabe.

Im Unterkapitel „Die Grenze Litauens zu Polen“ (S. 12) erfahren wir über dieses spezielle Grenzgebiet kaum etwas Konkretes, da die Autorin nur ausführlich die Beziehungen zwischen Litauen und Polen mit dem Deutschen Orden schildert, wobei auch Livland vorkommt. Aber die Kapitelüberschrift erschließt sich über diesen Text nicht. Zudem wirkt die Darstellung der Beziehungen zwischen Litauen und Livland etwas unpräzise, behauptet die Autorin doch zum einen, dass laut der Verträge von 1529 bis 1541 die Grenze zwischen Litauen und Livland endgültig festgesetzt

worden sei (S. 16), während sie zum anderen etwas später erklärt, dass die nördliche Grenze des Großfürstentums Litauen noch am Ende des 16. Jahrhunderts strittig war (S. 20). Man kann wohl der zweiten Behauptung zuneigen, denn Grenzprobleme hatte Litauen mit dem livländischen Orden und dessen Erbe, dem Herzogtum Kurland, sogar bis zur dritten Teilung Polens im Jahre 1795. Auch bezüglich der historischen Fakten stößt man auf manche Ungenauigkeiten. So wurden das Herzogtum Livland (*Ducatus Ultradunensis*) und das Herzogtum Kurland-Semgallen bereits 1569 und nicht erst 1589 zum gemeinsamen Besitz Polen-Litauens; das Gebiet Pilten befand sich hingegen niemals in einer direkten Abhängigkeit vom Großfürstentum Litauen (S. 22).

Verwirrend sind auch die Fußnoten, die auf die beigefügten Landkarten hinweisen, ohne diese jedoch zu kommentieren. Zu den zahlreichen Karten vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert gibt es keine näheren Erläuterungen in Bezug auf ihren Inhalt, ihren Autor oder den historischen Kontext ihrer Entstehung, ganz zu schweigen von kartografiehistorischen Analysen. Bekanntlich spiegeln ältere Karten die Vorstellungen mittelalterlicher Menschen, weniger jedoch die tatsächlichen natürlichen Gegebenheiten. Daher können sie bestenfalls als illustratives Material dienen, nicht aber als zuverlässige Quelle zu den „Staatsgrenzen“ ihrer Zeit. Ähnliches gilt auch für die jüngeren Karten. Auch wenn die alten Karten einen visuell ansprechenden Eindruck vermitteln, erkennt man in ihnen leider wenig – nur farblich markierte Territorien und Ortsnamen in großer Schrift; kleiner geschriebene Vermerke oder Ortsnamen sind nur mit Mühe oder überhaupt nicht zu entziffern. Als größter Mangel des Bandes muss aber das Fehlen von Skizzen gelten, mit deren Hilfe die Autoren die tatsächliche territoriale Entwicklung des litauischen Staates im Laufe der Jahrhunderte hätten anschaulich machen können. Dies bezieht sich nicht nur auf die älteren Perioden, sondern auch auf das ereignisreiche 20. Jahrhundert.

Zita Medišauskienė behandelt die Zeit von 1795 bis 1915. Nach der Einverleibung in das Zarenreich blieben nur Reminiszenzen an das einst mächtige Großfürstentum Litauen. Die breitere Öffentlichkeit und die politische Führungselite pflegten damals jeweils eigene Auffassungen darüber, was Litauen eigentlich sei. Die Autorin zeigt, wie sich nach und nach die litauischen und weißrussischen Länder geografisch und mental voneinander entfernten und ein Bild der ethnografischen Gebiete entstand. Doch wollte die litauische politische Führungselite zugleich die Idee von einem historisch wiedervereinigten Territorium nicht aufgeben.

Česlovas Laurinavičius beschreibt die Ereignisse des Ersten Weltkrieges, die nicht nur den Litauern, sondern auch ihren estnischen und lettischen Nachbarn neue Möglichkeiten boten. In Bezug auf die Veränderungen der Grenzen Litauens im 20. Jahrhundert weist Vf. auf die Probleme hin, die mit der Entstehung der Republik Litauen im Jahr 1918 verbunden

waren. Auf welche Territorien das neue Staatsgebilde Anspruch erheben könnte und welche genuin dazu gehören sollten, war bei weitem nicht klar. Ausschlaggebend waren jedoch äußere Einflüsse bei der Lösung territorialer Probleme, aber weder Deutschland noch die Siegermächte waren bis zum Zweiten Weltkrieg in der Lage, den Konflikt zwischen Litauen und Polen zu regulieren. Zwar verlief der Konflikt um die Grenzziehung zwischen Litauen und der neu gegründeten Republik Lettland auch nicht ganz reibungslos, doch ging es weitaus friedlicher zu. Hinsichtlich dieser Nordgrenze schreibt Vf., dass die Grenzziehung eigentlich keine wesentlichen Probleme hätte bereiten dürfen, da bereits die Grenze zwischen dem Gouvernement Kowno und dem Gouvernement Kurland größtenteils eine „ethnografische“ gewesen sei. Nur die Frage nach der ethnischen und mentalen Zugehörigkeit sowie der politischen Ambitionen beider Seiten in den Kreisen Polangen und Illuxt verursachte Komplikationen während der litauisch-lettischen Verhandlungen (S. 113). Aber stimmt diese Einschätzung? Neben den ethnischen Problemen waren damals ökonomische Interessen von großer Bedeutung für die neuen Staaten, was mit dem vagen Hinweis auf politische „Ambitionen“ keineswegs ausreichend gewürdigt wird. Moscheiken z.B. war damals für Lettland wichtig vor allem als Eisenbahnknotenpunkt, durch den die einzige Verbindung zum Hafen von Libau führte. Deshalb schlug die lettische Seite einen Tausch gegen Polangen vor, das wiederum für Litauen von großer Bedeutung war, da es den einzigen Zugang zur Ostsee darstellte. Der Kreis Illuxt jedoch hat in historischer Perspektive stets zu den Ländern des livländischen Ordens, zum Herzogtum Kurland und folglich zum Gouvernement Kurland gehört. Die litauischen Ansprüche, die auch darauf zurückzuführen waren, dass man mit dem Kreis Illuxt Zugang zur Düna gehabt hätte, wurden vom lettischen Verhandlungspartner als unbegründet zurückweisen. Wie dem auch sei, letzten Endes wurde ein Kompromiss ausgehandelt, und die Grenze zu Lettland war bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs sogar die sicherste Grenze des Landes, während es in Bezug auf viele andere Teile des litauischen Staats Konflikte mit den Nachbarn gab. Ihre Stabilität gewannen die litauischen Grenzen erst, als Litauen zu einer Sowjetrepublik wurde. Auf der Basis dieser Grenzen wurde 1990 schließlich die unabhängige Republik Litauen wiederhergestellt.

Nach dem Zusammenbruch der UdSSR sahen sich die ehemaligen Sowjetrepubliken auf ihrem Weg zur Unabhängigkeit mit neuen Aufgaben konfrontiert: Sie mussten die alten Grenzverträge mit den Nachbarn wieder in Kraft setzen oder gar neue aushandeln. Diese Periode beschreibt Zenonas Kumetaitis, indem er einzeln die Grenzfragen mit Lettland, der Russischen Föderation, Belarus und Polen abhandelt. Besonderes Interesse in seinem Aufsatz gilt den Gegenwartsfragen, so etwa den Seegrenzen und der Einrichtung von so genannten Schelfzonen. Gerade diese Probleme stellen Litauen vor politische Probleme mit Lettland und der

Russischen Föderation. Obwohl der Vertrag bezüglich der Seegrenze mit Lettland bereits unterzeichnet ist, hat ihn die litauische Saeima immer noch nicht ratifiziert.

Das hier angezeigte Buch ist zweifellos zu Repräsentationszwecken publiziert worden. Nach Abschluss der Lektüre bleibt ein – farblich freilich recht bunter – Nachgeschmack: Zumindest nach dem Gefühl der Rezensentin scheint irgendwie die eigentlich wertvolle historische Information verloren gegangen zu sein. Den Autoren ist es leider nicht gelungen, das illustrative Material mit dem Textkorpus zu einem Ganzen zusammenzufügen. Die Frage nach den Grenzen Litauens bleibt also weiterhin offen.

MĀRĪTE JAKOVĻEVA

KARSTEN BRÜGGEMANN, RALPH TUCHTENHAGEN: *Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt*. Böhlau Verlag. Köln u.a. 2011. 362 S. ISBN 9783412206017.

Die Veröffentlichung dieser „kleinen Geschichte der Stadt“ von Karsten Brüggemann und Ralph Tuchtenhagen steht in Zusammenhang mit Tallinns Status als europäische Kulturhauptstadt 2011.¹ Wegen dieses allgemein kulturellen Hintergrunds handelt es sich bei dem Buch um ein nichtakademisches, populärwissenschaftliches Werk. Zu den Adressaten zählen deutschsprachige Leser mit einigen historischen Vorkenntnissen und einem speziellen Interesse für die Geschichte Tallinns (und Estlands). Solange es jedoch keine neuere estnischsprachige Darstellung der Tallinner Stadtgeschichte gibt, gehören sicherlich auch estnische Leser, die sich für Geschichte interessieren und des Deutschen mächtig sind, zum anvisierten Publikum dieser „kleinen Geschichte“.

Obwohl das Buch sich an nichtakademische Leser richtet, lohnt sich seine Lektüre auch in einem anspruchsvolleren historiografischen Kontext. Abgesehen von dem hier anzuzeigenden Werk gibt es nämlich keine modernen Ansprüchen genügende Darstellung der allgemeinen Stadtgeschichte, da überhaupt erst zwei ausführlichere Arbeiten zu diesem Thema erschienen sind, von denen eine schon über hundert Jahre alt ist

¹ Vgl. auch die Rezension von DARIUS BARONAS zur kürzlich in ähnlichem Kontext entstandenen Geschichte der litauischen Hauptstadt Vilnius: JOACHIM TAUBER, RALPH TUCHTENHAGEN: *Vilnius. Kleine Geschichte der Stadt*, Köln u.a. 2008, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 4 (2009), S. 276–284.

und die andere auch schon vor einigen Jahrzehnten veröffentlicht wurde.² Hierin kann man wohl auch den wahren Grund erkennen, warum dieses Buch geschrieben worden ist (siehe S. 9, 329); zudem seien, wie die Autoren im Vorwort erklären, die wenigen Darstellungen, die im 19. und 20. Jahrhundert entstanden, von einer deutschen oder estnischen Perspektive geprägt, während Arbeiten aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Vorgaben des historischen Materialismus folgen mussten (S. 9). Anstelle einer „estnischen Perspektive“ hätte man hier allerdings eher von einer „sowjet-estnischen“ sprechen müssen, weil die bislang einzige estnischsprachige akademische Gesamtdarstellung der Tallinner Geschichte im Kontext der ideologischen Einschränkungen der Sowjetzeit entstanden ist, wie die Autoren selbst andeuten (S. 329). Eine wirklich estnische Perspektive hätte aber wohl die Arbeit zur Stadtgeschichte vertreten, die seit 1937 unter der Federführung des Tallinner Stadtarchivs von den besten Historikern des Landes (Paul Johansen, Juhan Vasar, Rudolf Kenkmaa, Hans Kruus, Otu Liiv) verfasst worden ist. Das Manuskript war 1940 fertig, konnte jedoch aufgrund der im Sommer des Jahres erfolgten politischen Umwälzungen nicht mehr veröffentlicht werden.³ Allerdings ist das Manuskript während der sowjetischen Bombenangriffe im März 1944 zusammen mit dem Gebäude des Stadtarchivs verbrannt. Anhand der Texte, die im Besitz der Autoren verblieben waren, wurden später einige Teile des Werkes veröffentlicht.⁴

² EUGEN VON NOTTBECK: Die Geschichte der Stadt Reval, Reval 1904; Tallinna ajalugu XIX sajandi 60-ndate aastate algusest 1965. aastani [Die Geschichte Tallinns von den 1860er Jahren bis 1965], hrsg. von RAIMO PULLAT, Tallinn 1969; Tallinna ajalugu 1860-ndate aastateni [Die Geschichte Tallinns bis zu den 1860er Jahren], hrsg. von DEMS., Tallinn 1976.

³ Es handelte sich dabei um den zunächst von Hans Kruus, dann seit 1937 von Paul Johansen und nach dessen Abreise aus Estland 1939 von Rudolf Kenkmaa herausgegebenen historischen Teil des Sammelwerks „Tallinn“, das bereits seit 1932 geplant worden war. Vgl. Tallinna Linnavalitsuse kirjavahetus koguteose „Tallinn“ väljaandmise asjus [Briefwechsel in Sachen der Herausgabe des Sammelwerks „Tallinn“], in: Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*), Bestand 82, Findbuch 1, Akte 1287, Bl. 1-28. Zu den Auseinandersetzungen während der Fertigstellung dieses historischen Teils des Sammelwerks u.a. wegen der so genannten estnischen und deutschen Perspektive siehe LEA KÕIV: Rudolf Kenkmaa – eestlane Tallinna Linnaarhiivis [Rudolf Kenkmaa – ein Este im Tallinner Stadtarchiv], in: Tuna 1999, H. 2, S. 48-66, hier S. 54ff.

⁴ OTTO LIIV: Tallinna ajalugu Rootsi aja teisel poolel [Die Geschichte Tallinns in der zweiten Hälfte der schwedischen Herrschaft], in: Eesti Ajaloarhiivi Toimetised 1 (8), Tartu 1996, S. 7-62; STEN KARLING: Tallinn. Kunstiajalooline ülevaade [Tallinn. Eine kunsthistorische Übersicht], hrsg. von KRISTA KODRES und KERSTI MARKUS, Tallinn 2006. Auf dem Manuskript von Paul Johansen beruht dessen Überblick über die Zeit vom 13. Jahrhundert bis zum Anfang der schwedischen Herrschaft in: PAUL JOHANSEN und HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval, Köln und Wien 1973 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 15). Siehe dazu auch HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Paul Johansen und die Undeutschen in Reval, in: Nordosteuropa als Geschichtsregion. Beiträge des III. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur

Der professionelle Hintergrund der Autoren gibt Anlass zu hohen Erwartungen an diese Arbeit: Einerseits vertreten sie als deutsche Historiker eine beobachtende Position, andererseits haben beide jahrelang fruchtbar die Geschichtsschreibung über Estland begleitet und kennen sich sowohl in den Quellen als auch in der Forschungslandschaft aus. Allerdings hängt das Gelingen einer Synthese stets nicht nur vom Potenzial der Autoren, sondern auch vom vorhandenen Material ab. Lässt man einmal die Gesamtdarstellungen beiseite, sind zur Geschichte der Stadt zahlreiche Studien zu Einzelfragen vor allem zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit erschienen, darunter Aufsätze und auch Monografien. Über die spätere Zeit, vor allem aber über die Phase der staatlichen Unabhängigkeit zwischen den Weltkriegen und die sowjetische Periode, gibt es nur einzelne nützliche Studien; einige Jahrzehnte sind hingegen überhaupt noch nicht aufgearbeitet worden.

Die Geschichte Revals-Tallinns von der Vorzeit – die nur sehr flüchtig behandelt wird – bis zur Gegenwart ist in vier Kapitel unterteilt: „Das mittelalterliche Reval“, „Reval in der frühen Neuzeit“, „Reval vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert“ und „Tallinn im 20. Jahrhundert“. Die Autoren wollen das nationale oder sozialwirtschaftliche Tallinnbild, das in früheren Arbeiten dominierte, durch einen vielseitigeren Ansatz mit Einblicken in die politische, Mental- und Kirchen- sowie Kultur- und Alltagsgeschichte ergänzen (S. 9). Die lokale Geschichte wird durchgehend im Zusammenhang mit der jeweiligen über die Stadt herrschenden Zentralmacht sowie im internationalen Kontext betrachtet. Innerhalb jeder Periode ist viel Raum für die Beschreibung des Stadtbilds und der Veränderungen im städtischen Raum gelassen worden. Bei der Betrachtung der historischen Bevölkerung der Stadt werden die Schwerpunkte der modernen Geschichtsschreibung sichtbar, wenn der verhältnismäßig kleinen jüdischen Gemeinde im Vergleich zu anderen kleineren Volksgruppen mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird. Vor allem die Darstellung des Alltags und der Mentalität der Stadt und ihrer Einwohner ist gründlich erarbeitet und interessant geschrieben. Der Haupttext des Buchs wird durch Textblöcke mit Auszügen aus zeitgenössischen Quellen oder thematischen Studien illustriert und ergänzt. Im mittelalterlichen Kontext, d.h. zu einer Zeit, als Revals unabhängige internationale Position als Hansestadt stark war, findet man in diesen Textblöcken Informationen zum europäischen und skandinavischen Hintergrund der lokalen Vergangenheit, hinsichtlich des 20. Jahrhunderts verleihen Auszüge aus Memoiren den geschilderten Ereignissen eine menschliche Dimension. Im Unterschied zum Haupttext sind die Textblöcke mit bibliographischen Hinweisen versehen, womit sie für interessierte Leser den Weg zu weiterführender Literatur weisen.

und Geschichte im europäischen Nordosten vom 20.-22. September in Tallinn, hrsg. von JÖRG HACKMANN und ROBERT SCHWEITZER, Helsinki und Lübeck 2006 (Veröffentlichungen der Aue-Stiftung, 17), S. 103-111, hier S. 106.

Ebenso hilfreich ist die Auswahlbibliografie am Ende des Buchs – eine „knappe Einführung in die Forschungslandschaft“ –, die auch Kommentare zum Forschungsstand in diversen Rubriken der Tallinn-spezifischen Geschichtsschreibung beinhaltet. In diese vor allem an deutsche Leser gerichtete Literaturliste wurden in erster Linie deutsch- und englischsprachige Titel aufgenommen, Texte auf Estnisch oder Russisch finden sich nur in Fällen, wenn es keine nennenswerten Arbeiten in den genannten internationalen Sprachen gibt. Man vermisst hier allerdings einige Veröffentlichungen des Tallinner Stadtarchivs aus den 1990er und 2000er Jahren.⁵ Obwohl hier allgemein bekannte Titel Aufnahme fanden, bietet die Bibliografie auch Überraschungen: Zum Beispiel die an der Universität Tallinn verteidigte estnischsprachige BA-Arbeit von Riho Paramonov zur „Sozialgeschichte der Tallinner Taxifahrer (1918–1940)“.

Die vielen Fotos im Buch sind informativ, doch stört im Falle der Schwarzweißfotos ihre ungenügende Qualität, die oft durch das Format des Buchs bedingt zu sein scheint. Hilfreich für den Leser sind die Chronologie mit den wichtigsten Daten der Stadtgeschichte sowie die Orts-Straßen- und Personenregister.

Gemäß den früheren Forschungsinteressen der Autoren stammen die Kapitel über das Mittelalter und die frühe Neuzeit von Tuchtenhagen, während Brüggemann die Zeit seit dem späten 18. Jahrhundert schildert. Die beiden Texte sind nicht vereinheitlicht worden, weshalb sie sich stilistisch gesehen durchaus unterscheiden: Tuchtenhagens Teile sind eher akademisch formuliert, voller Details, was beim Leser vertieftes Interesse und Geduld erfordert. Brüggemanns Texte hingegen sind populärer und leserfreundlicher; ihm gelingt es auch, ein übersichtliches und kompaktes Bild der jüngeren Vergangenheit der Stadt zu vermitteln, während Tuchtenhagens Schilderung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval eher etwas zersplittert wirkt.

Vermutlich rührt der Unterschied zwischen den beiden Teilen des Buchs auch von den unterschiedlichen Quellen der älteren und neueren Geschichte und von der Eigenart der jeweiligen Geschichtsschreibung her. Eine besser durchdachte Gliederung hätte allerdings die Kapitel über die mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte kompakter und besser lesbar gemacht. Vor allem bleibt der Eindruck, dass der Aufteilung des 17. und 18. Jahrhunderts besser der Wechsel der Zentralmacht hätte zugrunde liegen sollen und nicht das Ende der frühen Neuzeit, welches ja ohnehin nur vage von der Forschung datiert werden kann. Der Übergang Revals von der schwedischen unter die russische Herrschaft 1710 stellte für die

⁵ Revaler Münzbücher 1416–1526 / Tallinna mündiraamatud 1416–1526, hrsg. von IVAR LEIMUS, Tallinn 1999 (Tallinna Linnaarhiivi toimetised, 3); Lübecki õiguse Tallinna koodeksi 1282 / Der Revaler Kodex des Lübschen Rechts 1282, hrsg. von TIINA KALA, Tallinn 1998; Das Revaler Bürgerbuch 1786–1796 / Tallinna kodanikeraamat 1786–1796, hrsg. von CZABA JÁNOS KENÉZ, Tallinn 2006 (Tallinna Linnaarhiivi toimetised, 9).

Stadt in langer Perspektive eine größere Veränderung dar als der Anfang der kurz gebliebenen Reformära von Katharina II. (1783), der im Buch formal das Ende der frühen Neuzeit markiert. So folgt das Unterkapitel „Die Anfänge der russischen Herrschaft (1710–1783)“ im Hauptkapitel zur frühen Neuzeit dem Abschnitt zur schwedischen Herrschaft, doch hätte es besser in das nächste Kapitel gepasst, denn es beschreibt vor allem die Veränderungen, die sich zusammen mit dem Machtwechsel in Reval ereigneten, aber nicht von spezifisch frühneuzeitlichen Entwicklungen. Problematisch ist auch das Unterkapitel „Kirche, Bildung, Kultur und Wohlfahrt im frühneuzeitlichen Reval“ (S. 124–147), das den Abschluss des Kapitels über die frühe Neuzeit bildet und die Jahre 1524 bis 1783 umfasst. Aufgrund des sehr breit gestreckten zeitlichen Rahmens wird hier die Reformation weit abseits ihres zeitlichen Kontextes behandelt, denn der allgemeine Überblick über die Stadtgeschichte hat zu diesem Zeitpunkt bereits das Jahr 1783 erreicht. Genauso steht es mit der Kirchen- und Schulgeschichte der schwedischen Zeit, deren wichtigere Entwicklungen und Ereignisse (Konfrontation zwischen Staats- und Stadtmacht wegen der kirchlichen Unabhängigkeit Revals, die Gründung des Gymnasiums) ja eigentlich direkt mit der schwedischen Provinzialpolitik verbunden waren. Es wäre logischer gewesen, die Kirche und das Schulwesen unter schwedischer Herrschaft im Unterkapitel „Reval unter der schwedischen Herrschaft“ zu behandeln. Im Kapitel über das Mittelalter wiederum wäre es sinnvoll gewesen, dem Kirchen- und Schulwesen Revals ein eigenes Unterkapitel zu widmen – genau wie der Autor es in anderen Bereichen des städtischen Lebens gemacht hat. Jedoch ist die Kirchenthematik etwas desorientierend in zwei Teilen in den Unterkapiteln „Der städtische Rat“ und „Reval als Residenz“ behandelt worden, weshalb das Bild der mittelalterlichen Kirchengeschichte Revals etwas unübersichtlich bleibt.

Bekanntermaßen war das Territorium Revals bis zur Einführung der russischen Städteordnung (1870) im Jahr 1877 administrativ in zwei Teile geteilt: Die Unterstadt war der Jurisdiktion des Magistrats unterstellt, während die Oberstadt bzw. der Domberg dem Landesherren bzw. der Staatsmacht unterstand. Daher wird auch in den Kapiteln über das Mittelalter und die frühe Neuzeit die Geschichte der „Bürgerstadt“ und der „Residenzstadt“ getrennt behandelt. Im mittelalterlichen Teil bleibt der Fokus auf Reval gerichtet, doch scheint die Stadt im Kontext der frühen Neuzeit etwas aus dem Blick zu geraten. So hätte man vielleicht weniger ausführlich auf das Wesen und die Kompetenzen der auf dem Domberg residierenden Gouvernementsverwaltung (S. 78–82) oder die Funktionen der Institutionen der estländischen Ritterschaft (S. 83ff.) eingehen müssen und stattdessen einige Facetten der Geschichte der Unterstadt genauer beschreiben können. Nun erfahren wir aber mehr über staatliche und Adelsgerichte (S. 85ff.) als über das System der Ratsgerichte (S. 90), das

sich in Reval just in der schwedischen Zeit herausgebildet hatte, und mehr über die estländische Provinzialkirche als die Revaler Stadtkirche (S. 128f.).

Bei dem von Brüggemann geschriebenen zweiten Teil der Geschichte Tallinns, der vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart reicht, handelt es sich um eine neue und originelle Synthese: Bekanntlich zählt die Geschichte Estlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im größten Teil des 20. Jahrhunderts zu den Gebieten, deren Erforschung lange Zeit durch die auch für die estnische Geschichtsschreibung geltenden Rahmenbedingungen der sowjetischen Ideologie gehemmt war. Wie bei Tuchtenhagen, der aufgrund seines professionellen Profils die schwedische Periode am gründlichsten beschreibt, unterscheiden sich auch die von Brüggemann geschriebenen Teile voneinander. Vor allem die Abschnitte, die sich mit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg beschäftigen, bereiten auch demjenigen, der sich in der Geschichte Tallinns sehr gut auskennt, eine besondere Lesefreude, weil der Autor sich dort auf eine gute Forschungsgrundlage stützen kann: die eigene Kompetenz in Fragen der russischen Politik in Estland und der estnischen Geschichte sowie auf Bradley D. Woodworths (unveröffentlichte) Studie über Reval.⁶ Die Auffassungen, die Brüggemann in seinen früheren Texten über die in der estnischen und deutsch(baltisch)en Historiografie traditionell als „Russifizierung“ genannte Politik zur Diskussion gestellt hat,⁷ spiegeln sich auch im Kontext der Stadtgeschichte. Der Autor sieht in der Russifizierung vor allem eine Frage der staatlichen „Integrationspolitik“ (S. 188) und betont bei der Schilderung der Versuche, diese in Reval umzusetzen, die persönlichen Ambitionen und die Initiative des Gouverneurs Sergej V. Šachovskoj (darunter auch dessen Ziel, die „Revaler Russen zu ‚Russen‘ zu erziehen“ – S. 187–190, 200f.). Deutlich werden die Ambitionen und Ziele der verschiedenen Revaler Nationalitäten beschrieben, was schließlich Anfang des 20. Jahrhunderts darin mündete, dass die deutsche Vormacht in der Stadt durch die estnische ersetzt und die städtische Gesellschaft bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs von Grund auf umgewandelt worden ist.

Spannend geschrieben sind auch die Abschnitte über Tallinn zwischen den zwei Weltkriegen und als Hauptstadt der poststalinistischen Estnischen Sowjetrepublik. Nicht zuletzt aufgrund der aktuellen Situation der Historiografie stellen den inhaltlich gewichtigeren Teil die Schilderungen

⁶ BRADLEY WOODWORTH: *Civil society and nationality in the multiethnic Russian empire: Tallinn/Reval, 1860–1914*. Ph.D. University of Indiana, Bloomington 2003.

⁷ KARSTEN BRÜGGEMANN: „Venestamine“ kui imperialistliku võimu representatsioon hilises keisririigis Eesti näitel [„Russifizierung“ als Repräsentation der imperialen Macht im späten Kaiserreich am Beispiel Estlands], in: Vikerkaar 2009, Nr. 7–8, S. 117–130; DERS., Lõpp *venestusele*. Ühe vaieldava uurimisparadigma kriitika [Ende der *Russifizierung*. Kritik eines umstrittenen Forschungsparadigmas], in: *Vene impeerium ja Baltikum: venestus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses*, Bd. 2, hrsg. von TÕNU TANNBERG und BRADLEY WOODWORTH, Tartu 2010 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 18 [25]), S. 360–374.

zur architektur- und bauhistorischen Entwicklung dar. Genauso gewichtig ist die Darstellung der Mentalität und des Alltags in Tallinn vor dem Zweiten Weltkrieg. Im Großen und Ganzen zutreffende Schilderungen finden sich über die aus der Distanz schwer wahrnehmbaren Einzelheiten der Atmosphäre und des Alltags in der Sowjetzeit sowie über die politischen Umstände der olympischen Segelregatten des Jahres 1980. Den zeitnahen Eindruck vertiefen Textblöcke wie „Der Mustamäe-Walzer“ oder „Das Tallinn-Bild in der Sowjetunion“.

Der Entschluss, sich hinsichtlich der letzten beiden Jahrzehnte nach Wiederherstellung der Unabhängigkeit Estlands nur auf wichtigere Ereignisse und Entwicklungen zu beschränken („Ausblick: Tallinn nach 1991“), kann angesichts der fehlenden Vorarbeiten durchaus nachvollzogen werden. Ausgewogen werden die Hintergründe und Folgen der international beachteten Ereignisse um die Umsetzung des Denkmals des „Bronzenen Soldaten“, das bekanntlich 1947 zu Ehren der Befreiung Tallinns von der NS-Besatzung durch die Rote Armee errichtet worden war, aus dem Stadtzentrum auf den Militärfriedhof geschildert. Wie zu erwarten war, wird abschließend auch zur Polemik um die 2009 errichtete „Siegessäule“ auf dem Freiheitsplatz Stellung bezogen.

Bezüglich der schwächeren Seiten des von Brüggemann geschriebenen Teils darf man vor allem Olaf Mertelsmann zustimmen, der darauf hingewiesen hat, dass dem Terror unter deutscher Besatzung unverhältnismäßig viel mehr Aufmerksamkeit gewidmet ist als dem der Stalinzeit.⁸ Da die „Sozialkatastrophe“ (Mertelsmann) der Nachkriegszeit nur flüchtig behandelt wird, erscheint diese Zeit in einem allzu optimistischen Licht. Auch kann man sich nicht mit der wohl nur als mutig zu bezeichnenden Parallele einverstanden erklären, die zwischen den Wahlen zur Staatsversammlung von 1938 und denen im Juli 1940 hergestellt wird (S. 256), schon weil erstere in einem unabhängigen Land und letztere unter Kontrolle und Druck einer Besatzungsmacht stattfanden. Jedoch kann auch der estnische Leser dem Autor die schmunzelnde Bemerkung über die Umbettung der sterblichen Überreste des Präsidenten Konstantin Päts im Oktober 1990 – „Zum symbolischen Arsenal jeder Hauptstadt gehören Königsgräber“ (S. 309) – nicht übel nehmen.

Natürlich gibt es in einer vom zeitlichen Rahmen und der thematischen Ausrichtung her derartig umfangreichen Darstellung auch Fehler, Ungenauigkeiten und fragwürdige Behauptungen. So lesen wir zum Beispiel im Zusammenhag mit dem Schulwesen der Dominikaner, dass auf ein sechsjähriges Philosophiestudium ein dreijähriges Studium der *artes liberales* folgte (S. 35), obwohl dieses Philosophiestudium bekanntermaßen ohnehin aus den Fächern der freien Künste bestanden hat. Das Revaler Stadtkonsistorium wurde nicht 1524 gegründet (S. 92), sondern bildete sich

⁸ OLAF MERTELSMANN: Tallinna värske ajalugu [Eine frische Geschichte Tallinns], in: Sirp, 28.1.2011.

erst Anfang des 17. Jahrhunderts heraus. Das *Gouvernement Estland* ist nie Teil des *Generalgouvernements Livland* gewesen (S. 79); auch wurde das estländische Konsistorium 1638 und nicht 1627 (S. 320) gegründet und stand nicht unter Vorsitz des Revaler Superintendenten (S. 320), sondern unter dem des estländischen Bischofs. Auch ist es falsch, dass die schwedische Kirchenordnung von 1686 in Reval nicht eingeführt worden sei (S. 129), denn sie wurde 1692 Gesetz. Die Behauptung, die Privilegien der schwedischen Geistlichkeit hätten 1675 die materielle Lage der Revaler Pastoren verbessert und diese unabhängiger von der Stadt gemacht (S. 88), ist nicht richtig, da diese Privilegien nicht auf Reval ausgedehnt worden waren. Man wird auch über den gebürtigen Revalenser Heinrich Stahl, der seine Bücher in der Revaler Druckerei drucken ließ und von 1638 bis 1641 als Pfarrer der dortigen Domgemeinde diente, nicht sagen können, dass er „nicht in Reval tätig“ war (S. 136). Nach dem Vorbild von Raimo Raag⁹ bevorzugt das Buch die Namensform „Stahell“, die sich allerdings in der Forschungsgeschichte nicht durchgesetzt hat. Es wäre interessant zu erfahren, auf welchen Quellen die Behauptung beruht, dass Axel Oxenstierna am 27. Mai 1631 in Reval eine Höhere Mädchenschule für deutsche und schwedische Mädchen gegründet haben soll (S. 133), denn von solch einer Schule, die dazu noch zu einer Vorgängerin des Städtischen Russischen Mädchengymnasiums des frühen 20. Jahrhunderts erklärt wird, ist bisher nichts bekannt. Auf einige Fehler im Teil über die frühe Neuzeit haben die Rezensenten im Zusammenhang mit Tuchtenhagens kürzlich erschienener Habilitationsschrift schon hingewiesen.¹⁰ Es haben sich auch einige Tipp- oder Flüchtigkeitsfehler in den Text eingeschlichen, von denen hier nur einige Beispiele genannt werden sollen: die Dominikaner verließen Reval (den Domberg), bevor sie dort angekommen sind (S. 33), Menšikov ist vor seiner Geburt gestorben (S. 113); Frederik II. hat seinem Bruder Magnus die Rechte des Bischofs von Ösel-Wiek 1560 verliehen (S. 75), obgleich dies 1559 geschah; Peter I. bestätigte 1711 die Privilegien Revals (S. 110; richtig ist 1712); der Name Zinzendorff (S. 130) kommt auch als „Zinsendorff“ vor (S. 130, 136); schließlich trägt in der Bibliografie der Hinweis auf die Fotosammlung des Tallinner Stadtarchivs abwechselnd die Nummern 1455 und 1465 – richtig ist die zweite Angabe.

Die meisten der genannten Mängel und Fehler sind in Anbetracht des Genres und der Zielgruppe des Buches allerdings nicht von besonderer Bedeutung. Wichtig ist es, dass das Buch interessant zu lesen ist und

⁹ Siehe z.B. RAIMO RAAG: *Henricus Stahell: Geistlicher und Sprachkodizierer in Estland*, in: *Kulturgeschichte der baltischen Länder in der frühen Neuzeit: mit einem Ausblick in die Moderne*, hrsg. von Klaus GARBER und Martin KLÖKER, Tübingen 2003 (*Frühe Neuzeit*, 87), S. 337-362.

¹⁰ Siehe die Rezensionen: ENN KÜNG und MATI LAUR, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 5 (2010), S. 315-322; ANDRES ANDRESEN und ENN KÜNG, in: *Journal of Baltic Studies* 41 (2010), S. 396-399; ENN KÜNG, in: *Akadeemia* 21 (2009), S. 2353-2373.

für jeden, der dies wünscht, einen recht gründlichen Überblick über die Geschichte der Stadt gibt. Es ist zu hoffen, dass dank des Status als Kulturhauptstadt und der damit verbundenen internationalen Aufmerksamkeit der Kreis der Interessenten an der Vergangenheit der Stadt sogar breiter sein könnte, als es üblicherweise zu erwarten wäre. Insgesamt muss die Initiative und Mühe der deutschen Kollegen anerkannt werden, eine Lücke in der Geschichtsschreibung über Tallinn wenigstens teilweise überbrückt zu haben. Den estnischen Historikern sollte „Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt“ die schon länger bestehende akute Notwendigkeit einer modernen akademischen Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte in Erinnerung rufen.

LEA KÕIV

ALEKSANDRS IVANOVŠ, ANATOLIJS KUZŅECOVŠ: *Smolenskas-Rīgas aktis, 13. gs. – 14. gs. pirmā puse. Kompleksa Moscovitica-Ruthenica dokumenti par Smolenskas un Rīgas attiecībām / Смоленско-рижские акты XIII в. – первая половина XIV в. Документы комплекса Moscovitica-Ruthenica об отношениях Смоленска и Риги* [Die Smolensk-Rigaer Akten, 13. Jh. – erste Hälfte des 14. Jhs. Die Urkunden der Sammlung *Moscovitica-Ruthenica* über die Beziehungen zwischen Smolensk und Riga] (*Vēstures avoti*, 6). Verlag Latvijas Valsts vēstures arhīva izdevniecība. Riga 2009. 765 S., Abb., dt. Zusammenfassung, S. 751-765. ISBN 9789984398945.

Das vorliegende Werk besitzt zweifelsohne einen hohen Wert und es kann in unserer Zeit fast schon als Rarität gelten. Aleksandrs Ivanovš und Anatolijs Kuzņecovš behandeln ein Thema der mittelalterlichen Urkundenkritik, in deren Mittelpunkt eine Gruppe von Texten in altrussischer Sprache aus dem 13.–14. Jahrhundert stehen. Im europäischen Vergleich sind Arbeiten zur Diplomatie und Urkundeneditionen eine sehr wichtige, von Universitäten, Instituten und Archiven in den meisten Staaten gepflegte Richtung historischer Forschung. Dieses wissenschaftliche Bemühen um Erschließung neuer historischer Quellen weist seit dem beginnenden 19. Jahrhundert vor allem in Deutschland, Frankreich, Österreich und Italien kaum Kontinuitätsbrüche auf. Die zunehmende Besorgnis im 21. Jahrhundert, dass die weitere erfolgreiche qualitative Editionsarbeit und gründliche Kenntnis mittelalterlicher, vornehmlich lateinischer und volkssprachlicher Quellentexte z.B. durch die neuen Gegebenheiten im Bildungswesen gefährdet sein könnte, ist nicht allein einer schlechten

akademischen Laune zu verdanken.¹ In Lettland erschweren neben der angesprochenen allgemeinen Besorgnis lange Brüche in der Editionsarbeit die Möglichkeit der Herausgabe mittelalterlicher Quellen, aufgrund derer es fraglich ist, ob es überhaupt Mediävisten mit einer derartigen Aufgaben angemessenen hilfswissenschaftlichen Kompetenz gibt. Vasilij Dorošenko (1921–1992), ehemals wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR, stellte bereits vor etwa vierzig Jahren enttäuscht fest, dass Historiker aus Lettland keine einzige größere Edition mittelalterlicher Urkunden hervorgebracht hätten.² Dieses Bild hat sich – im Gegensatz etwa zu Estland³ – in Lettland bis zur Drucklegung des vorliegenden Bandes nicht geändert. Schon allein daher verdient die Arbeit von Ivanovs und Kuņņecovs unsere Beachtung.

Die Autoren, die beide an der Universität Daugavpils tätig sind, verfolgen mehrere Ziele: Sie unterziehen die Urkundentexte, die von den Fürsten von Smolensk und anderen in altrussischer Sprache ausgestellt worden sind, einer sehr gründlichen Quellenkritik. Es wird also eine diplomatische, paläografische, sprachlich-stilistische und sphragistische Analyse der Urkunden durchgeführt. Sie soll der Prüfung und, wenn notwendig, auch der Berichtigung von Datierung und Attribuierung einzelner Texte dienen, sowie eine Rekonstruktion des historischen Kontexts ihrer Entstehung ermöglichen (S. 12f.). Die Verfasser sind außerdem darum bemüht, eine neue Edition samt Übersetzung und wissenschaftlicher Beschreibung der Urkunden zu erstellen, nachdem eine sorgfältige Kollationierung der Texte durchgeführt und wiederholte Transkribierungen vorgenommen wurden, um in älteren Drucken eingebürgerte Lesefehler verbessern zu können (S. 27, 375ff.). Das Buch ist demnach in zwei Teile gegliedert, zudem sind die wissenschaftlichen Texte in lettischer und russischer Sprache veröffentlicht.

Die Sammlung der Smolensk-Rigaer Akten, wie sie erst in jüngerer Zeit genannt wird, besteht aus elf Urkundentexten in altrussischer Spra-

¹ Siehe z.B. REINHARD HÄRTEL: Sind die Historischen Hilfswissenschaften noch zeitgemäß?, in: *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der interdisziplinären Mittelalterforschung*, hrsg. von HANS-WERNER GOETZ und JÖRG JARNUT, München 2003 (MittelalterStudien, 1), S. 379–389; ALESSANDRO PRATESI: *Diplomatica in crisi?*, in: DERS.: *Tra carte e notai. Saggi di diplomatica dal 1951 al 1991*, Roma 1992 (Miscellanea della Società Romana di Storia Patria, 35), S. 83–95, zugänglich auch unter der URL: <http://scrineum.unipv.it/biblioteca/pratesi.html> (letzter Zugriff 29.11.2010).

² АНАТОЛИЙ К. БИРОН, ВАСИЛИЙ В. ДОРОШЕНКО: *Советская историография Латвии [Sowjetische Historiographie Lettlands]*, Riga 1970, S. 145–150, hier S. 149.

³ Siehe z.B. Pärnu linna ajaloo allikad 13.–16. sajandini / *Quellen zur Geschichte der Stadt Pernau, 13.–16. Jahrhundert*, Bd. 1, hrsg. von INNA PÖLTSAM und ALDUR VUNK, Pernau 2001.

che.⁴ Sie ist ein „historisch gewachsener Komplex“ von Urkunden (S. 31f.) und stellt als solcher eine thematisch geschlossene Abteilung einer viel umfangreicheren, wohl zu Beginn des 17. Jahrhunderts entstandenen Sammlung *Moscowitica-Ruthenica* dar.⁵ Diese Urkunden gehörten einst sowohl zum Bestand des Inneren als auch des Äußeren Ratsarchivs von Riga; heute sind sie im Lettischen Historischen Staatsarchiv (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*) zugänglich. Die Chronologie der Texte umspannt einen Zeitraum von etwa der ersten Hälfte des 13. bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ein sehr wichtiges Merkmal dieser dokumentarischen Texte ist die Form ihrer handschriftlichen Überlieferung: Es handelt sich um zehn Ausfertigungen und eine nicht beglaubigte Abschrift. Alle Texte dieser Sammlung stehen im engen Verhältnis zu dem im Jahre 1229 geschlossenen Handelsvertrag, auf den sich die Gesandten von Smolensk im Namen ihres Herrn und im Namen der Fürsten von Polock und Vitebsk einerseits sowie die Kaufleute aus Riga und die „vom gotischen Ufer“ andererseits (wahrscheinlich) in Riga einigten.⁶

Die Vorstellung von diesem Vertrag, die noch in der modernen Forschung präsent ist, stützt sich jedoch auf eine mittels der abschriftlichen Überlieferung erstellten Rekonstruktion. Auf das Verhältnis der Textzeugen, die aufgrund einer Vorlage entstanden und daher zu dieser abschriftlichen Überlieferung gehören, zum vermeintlichen Urtext des Vertrags und seinen Redaktionen haben z.B. der russische Historiker Arist Kunik (1814–1899), der historisch interessierte Jurist Carl Eduard Napiersky (1793–1864) und der Slawist Leopold Karl Goetz (1868–1931) in grundlegenden Kommentaren und Editionen hingewiesen.⁷ Die Textzeugen, die den wichtigsten Teil des Vertrags – nämlich das „gesetzte Recht“, die *npавда* – wiedergeben, sind in der Sammlung Smolensk-Rigaer Akten konzentriert und werden als Abschriften A, B, C, D und E bezeichnet. Dass der Vertrag ein sehr wichtiges politisches Dokument in der Auffassung der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen gewesen ist, bezeugt wohl dessen relativ dichte abschriftliche Überlieferung. Die historische Rele-

⁴ ALEKSANDRS IVANOVŠ, ANATOLIJS KUZŅECOVŠ: Senākie līgumi ar Smoļensku Latvijas Valsts vēstures arhīvā: datēšanas un atribūcijas jautājumi [Die ältesten Verträge mit Smolensk im Lettischen Historischen Staatsarchiv: Fragen der Datierung und Attribuierung], in: *Latvijas Arhīvi* 2006, H. 2, S. 51–118.

⁵ Siehe dazu speziell z.B. ALEKSANDRS IVANOVŠ: Komplekss „Moscowitica-Ruthenica“ ieviešana zinātnes apritē: arheogrāfisks apskats [Die Einbeziehung der Sammlung „Moscowitica-Ruthenica“ in die wissenschaftliche Forschungsarbeit: eine archäografische Abhandlung], in: *Latvijas Arhīvi* 2004, H. 2, S. 47–85.

⁶ *Hansisches Urkundenbuch*, Bd. 1, hrsg. von KONSTANTIN HÖHLBAUM, Halle 1876, Nr. 232, S. 72–79, bietet eine deutsche Übersetzung und Regest, die sich stützen auf *Русско-Ливонские акты / Russisch-Livländische Urkunden*, hrsg. von KARL EDUARD NAPIERSKY, St. Petersburg 1868.

⁷ Ebenda, Regest 2a und 2b, S. 2–4, Anhang 1, S. 408–418, Textedition, S. 420–447; LEOPOLD KARL GOETZ: *Deutsch-Russische Handelsverträge des Mittelalters*, Hamburg 1916 (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, 37, A.6), S. 231–304.

vanz des Vertrags, aber mehr noch die seiner Rezeption, lag darin, dass er die rechtliche Regelung des Dünahandels für die Hansekaufleute nach Smolensk, Polock und Novgorod begründete, deren Gültigkeit weit über das 13. Jahrhundert hinaus wies.⁸

Das Interesse der Verfasser richtet sich vor allem darauf, neue Aspekte der Rezeption des Vertrags von 1229 zu erschließen. Im analytischen Teil des Buchs bieten sie einen umfangreichen editions- und historiografiegeschichtlichen Überblick vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert. Sie stellen dabei fest, dass die Erforschung dieser Quellentexte zeitweise ausschließlich von der politischen Konjunktur bedingt war, so z.B. in den 1860er Jahren im Zarenreich und in den 1950er bis 1970er Jahren in der UdSSR (S. 23f.). Diese Urkunden waren in der Regel für die rechts- und sprachhistorische Forschung⁹ sowie für Studien zur Hansegeschichte relevant. Ohne diesen Arbeiten die wissenschaftliche Bedeutung abzusprechen, wohnt ihnen eine gewisse Einseitigkeit bei, da sie ihre Quellen aus der Perspektive eines Fachs behandeln und es versäumen, sie in eine historische Korrelation zu anderen Rechtstexten zu setzen. Im Gegensatz dazu fordern Ivanovs und Kuzņecovs einen „komplexen Zugriff“ der wissenschaftlichen Analyse und Interpretation, worunter sie eine interdisziplinäre Perspektive verstehen (S. 27f.).

In weiteren Kapiteln untersuchen die Autoren die „Abschrift K“ bzw. den so genannten „Vertrag des unbekanntes Fürsten von Smolensk“, welche die Bedingungen des Vertrags von 1229 zum Inhalt hat (S. 39-66), sowie die Abschriften A, B, C, D und E samt den erhaltenen Urkunden der Beglaubigung (S. 67-147). Die Mühe der Verfasser gilt vor allem der Datierung und Attribuierung der Abschriften und der Erstellung einer Stemma der Handschriften (S. 143). Anschließend führen sie einen Textvergleich aller Abschriften in tabellarischer Form durch (S. 152-181). Eine Genealogie der Fürsten von Smolensk rundet den ersten Teil ab (S. 182).

Der zweite Teil bietet die Edition der Smolensk-Rigaer Urkunden. Die Quellentexte werden editionstechnisch nach dem „klassischen“ Verfahren

⁸ ANTI SELART: Livland und die Rus' im 13. Jahrhundert, Köln u.a. 2007 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 21), S. 101f.; DETLEF KATTINGER: Lübeck, Visby und Riga in der Handelsdiplomatie des *Gemeinen Kaufmanns* im 13. Jahrhundert, in: Fernhandel und Handelspolitik der baltischen Städte in der Hansezeit. Beiträge zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Handelsbeziehungen und -wege im europäischen Rahmen, hrsg. von NORBERT ANGERMANN und PAUL KAEGBEIN, Lüneburg 2001 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 11), S. 9-40, hier S. 15-21; NORBERT ANGERMANN: Die Stellung der livländischen Städte in der Hansischen Gemeinschaft, in: Hansische Geschichtsblätter 113 (1995), S. 111-125, hier S. 122f.

⁹ Eine der jüngsten Arbeiten zur Sprachgeschichte unter Heranziehung der Sammlung Smolensk-Rigaer Urkunden liefert ИГОРЬ С. КОШКИН: Русско-германские языковые контакты в грамотах Северо-Запада Руси XII-XV вв. [Russisch-deutsche Sprachkontakte in den Urkunden der nordwestlichen Rus' im 12.-15. Jahrhundert], С.-Петербург 2008.

vorgestellt: Sie verfügen über eine laufende Nummerierung, knapp gefasste Kopfreigesten mit Ort und Datum, eine kurze Beschreibung der Urkunde und ausführliche Angaben zur Überlieferung, früheren Editionen und zur Forschungsliteratur. Es folgt die Übersetzung der Urkunde ins Lettische bzw. deren Wiedergabe in der Originalsprache in der russischsprachigen Abteilung des Bandes. Eine sehr detaillierte Beschreibung des Urkundentextes schließt unmittelbar an. Hierin werden die Aufbewahrung der Handschrift, die äußeren Charakteristika wie Beschreibstoff, Masse, Faltung und Zustand der Erhaltung anhand von Zeichnungen und Fotos geschildert. Erwähnung finden auch die so genannten Dorsualien oder Archivvermerke auf der Rückseite der Urkunde, die Siegel und die Art ihrer Befestigung, die Tinte, die Linierung und das Layout des Bogens, die grafischen Zeichen oder Darstellungen im Text sowie Schrift und Abkürzungen. Eine Bibliographie, ein Verzeichnis der Abbildungen sowie je ein Index für Personen- und Ortsnamen mit einer anschließenden Zusammenfassung auf Deutsch runden das Werk ab.

Aus dem fein gegliederten Inhalt des Buchs sowie der Sorgfalt in der Anwendung des wissenschaftlichen Instrumentariums und in den Formulierungen der Ergebnisse gewinnt man den Eindruck, dass die Verfasser eine gewisse Perfektion anstreben. Perfektionismus gilt jedoch kaum als eine Tugend, wenn man ihn z.B. auf Editionen mittelalterlicher Quellen übertragen will. Mängel oder sogar verschiedene Fehler bleiben der angenommenen Vollkommenheit nicht erspart, worauf der Byzantinist Alexander Beihammer mit Recht verwiesen hat.¹⁰ Das vorliegende Buch lässt manche wichtigen Fragen ungeklärt, die für eine modern angelegte Studie zur mittelalterlichen Diplomatie von zentraler Bedeutung sind. Man vermisst Erläuterungen zur Diplomatie der Kiever Rus', zu Aufbau und Struktur sowie zu Formeln und Typen der Urkunden, aber auch zu ihrem Verhältnis zur lateinischen und byzantinischen Urkundenlehre des Mittelalters. Die Einführung der in der westlichen (lateinischen) Diplomatie eingebürgerten Terminologie für die Bezeichnung einzelner Teile einer volkssprachlichen Urkunde reichen nicht aus, um den Typus der Urkunde einwandfrei bestimmen zu können. Dies gilt auch für die Rechtstexte der Sammlung Smolensk-Rigaer Akten, aber insbesondere für die so genannten Abschriften des Vertrags von 1229. Die Autoren versäumen es, den Zweck der ausgestellten Urkunden, vor allem den der angeblichen Abschriften genauer zu bestimmen. Zudem unterscheiden sie nicht zwischen den zwei Grundformen mittelalterlicher Urkunden und lassen uns im Unklaren, ob es sich bei den von ihnen edierten Texten um eine Beweisurkunde oder eine dispositive bzw. konstitutive Urkunde handelt. Die Diplomatie hat

¹⁰ Alexander BEIHAMMER: Byzantinische Diplomatie: (Dead or Alive?), in: Proceedings of the 21st International Congress of Byzantine Studies, London, 21–26 August 2006, Bd. 1: Plenary Papers, hrsg. von ELIZABETH JEFFREYS, Aldershot 2006, S. 173–187.

heute eine klar ausgebildete „Theorie“, die übersichtlich und für Fachleute relativ leicht handhabbar ist. Mit anderen Worten, eine diplomatische Analyse beginnt mit der Beantwortung der soeben formulierten Fragen.

Wissenschaftliche Werke wie das von Ivanovs und Kuzņecovs vorgelegte imposante Buch reifen sehr langsam, was auch durch die lange Bibliografie der Arbeiten beider Autoren belegt wird. Ob mit ihrem Buch trotz aller notwendigen Kritik der Bruch in der von deutschbaltischen und russischen Historikern einst begründeten Tradition von Editionen mittelalterlicher Quellen Alt-Livlands in Lettland überwunden wird, müssen die nächsten Jahre zeigen. Wie dem auch sei, diese Ausgabe besitzt einen hohen Selbstwert und macht Hoffnung für die Zukunft.

ANDRIS LEVANS

Балтийский вопрос в конце XV–XVI вв. Сборник научных статей [Die baltische Frage Ende des 15.–16. Jahrhunderts. Sammelband der wissenschaftlichen Beiträge]. Hrsg. von АЛЕКСАНДР И. ФИЛЮШКИН. Verlag Квадрига. Москва 2010. 512 S. ISBN 9785917910277.

Dieser repräsentative und interessante Sammelband umfasst Beiträge einer Konferenz, die im November 2007 an der Historischen Fakultät der Staatlichen Universität St. Petersburg zum Thema des Livländischen Krieges, seiner Vorgeschichte und Folgen sowie der ihn betreffenden Quellen und Reflexionen abgehalten wurde. Der Band umfasst 37 Aufsätze aus der Feder von 39 Autoren aus Russland, Weißrussland, Deutschland, Estland, Lettland, Litauen, der Ukraine, aus Italien und den USA. In thematischer Hinsicht sind die Beiträge in drei Teile gegliedert: „Die baltische Frage am Vorabend des Livländischen Krieges (Ende des 15. Jahrhunderts – Mitte des 16. Jahrhunderts)“, „Der Livländische Krieg (1558–1583)“ und „Zur Geschichte der am Konflikt beteiligten Staaten“. Allerdings wäre eine etwas andere Einteilung angemessener gewesen, denn die Beiträge hätten auch nach militärischen Aspekten, (wenig bekannten) Quellen, mentalitäts- und propagandageschichtlichen Faktoren oder Religionsfragen eingeteilt werden können.

Wie es bei Sammelbänden jedoch oft der Fall ist, unterscheiden sich die Aufsätze von ihrem Niveau her recht deutlich; es gibt auch Beiträge, die thematisch überhaupt nicht angebracht sind. Manch ein Aufsatz trägt zu unseren Kenntnissen über den Livländischen Krieg nur wenig oder überhaupt nicht bei. Valerij N. Nikulin z.B. erhebt in seinem Aufsatz „Die

Größe der Armee der Rzeczpospolita und der Pleskauer Garnison während der Belagerung Pleskaus in den Jahren 1581–1582“ Einspruch gegen die Vorstellung, dass das Belagerungsheer von Stephan Báthory im Vergleich zur Pleskauer Garnison zahlenmäßig nicht überlegen gewesen sei. Seiner Ansicht nach habe die Zahl der Belagerer zwischen 45 000 und 50 000 Mann geschwankt, während sich die Zahl der Verteidiger der Garnison auf nicht mehr als 35 000, aller Wahrscheinlichkeit sogar nur auf 16 000 Mann belaufen habe. Während man der Zahl 16 000 mit einigen Vorbehalten durchaus zustimmen kann, löst die erstere einige Zweifel aus. Denn die listenmäßige Höchstzahl der polnisch-litauischen Truppen überall dort, wo sie an Kriegshandlungen beteiligt waren, belief sich in den Jahren 1581–1582 auf insgesamt 47 000 Mann; zudem wurden viele Männer in den Garnisonen benötigt und für die Organisation der Versorgung, die während der Belagerung von Pleskau einen Radius von bis zu 350 km umfasste, gebraucht. Die theoretische Höchstzahl zu Beginn des Einsatzes vor Pleskau betrug 31 000 Mann, von denen die Kavallerie zwei Drittel stellte, die für eine Belagerung jedoch kaum geeignet war. In Wirklichkeit herrschte aber bereits damals ein großer Mangel an Truppen, und bereits im November 1581 übertraf die Zahl der Verteidiger der Stadt die Zahl der Belagerer.¹ Jurij D. Rykov setzt sich in seinem Beitrag „Die kirchlich-staatlichen Seelenmesseregister der zu Beginn des Livländischen Krieges gefallenen russischen Kämpfer nach Angaben des Nekrologs der Erzengel-Michael-Kathedrale des Moskauer Kremls (vorläufige Beobachtungen)“ sehr gründlich – auf 45 Seiten! – mit der Überprüfung und Interpretation der knappen Angaben dieser Quelle auseinander. Leider scheinen die ermittelten Daten wirklich allzu knapp und zufällig zu sein, um auf ihrer Grundlage irgendwelche Generalisierungen über die Herkunft der in Livland eingesetzten russischen Truppen vorzunehmen oder gar letztgültige Schlussfolgerungen zu ziehen. Dennoch hätte der Autor durchaus Verallgemeinerungen vornehmen können, wenn er alle gleichartigen Quellen analysiert hätte. Dabei darf angenommen werden, dass diese den als glaubhaft geltenden Forschungsstand bestätigen würden: An den Kriegshandlungen in Livland waren überwiegend Wehrdienstleistende aus den Novgoroder und Pleskauer Gebieten beteiligt, denen periodisch Hilfskontingente von außerhalb zur Hilfe eilten. Tat’jana A. Oparina greift mit den Quellen zur Deportation der livländischen Gefangenen nach Russland ein interessantes und gewichtiges Thema auf, doch lässt der knappe Umfang einer Rezension nicht zu, all die zahlreichen Irrtümer und Fehler zu analysieren, die sich infolge mangelhafter Kenntnisse der livländischen Verhältnisse, der konkreten Ereignisse, der Entwicklungen

¹ Siehe z.B. HENRYK KOTARSKI: *Wojsko polsko-litewskie podczas wojny inflanckiej 1576–1582*, IV [Die polnisch-litauische Armee während des Livländischen Krieges 1576–1582, IV], Warszawa 1972 (Studia i Materiały Historii Wojskowości, 18/2), S. 5, 39.

und Personen eingeschlichen haben. Nikolaj V. Smirnov versucht in seinem Artikel, Informationen über die Burgen Livlands während des Livländischen Krieges zusammenzufassen, doch bietet er dem Leser in dieser Hinsicht kaum etwas Neues.

Marina B. Bessudnova vermittelt auf der Basis der hauptsächlich aus Narva stammenden Korrespondenz einen Einblick in die Informationen, auf denen die Russlandpolitik von Ordensmeister Wolter von Plettenberg unmittelbar vor dem Russisch-Livländischen Krieg von 1501–1503 beruhte. Für die russischsprachige Historiografie eher ungewöhnlich, vertritt Bessudnova die Auffassung, der livländische Orden habe in dieser Periode keine aggressive Politik gegenüber Russland betrieben, vielmehr sei die Vorahnung Plettenbergs und der Livländer, die sich einer Gefahr ausgesetzt sahen, begründet und sogar gerechtfertigt gewesen. Auf diese Vorahnung sei schließlich ihre Sorge um die Verteidigungsfähigkeit des Landes, die Suche nach Verbündeten und im Endergebnis auch der Ausbruch des Präventivkrieges zurückzuführen. In dem einzigen deutschsprachigen Aufsatz des Sammelbandes zeigen Norbert Angermann und Thomas Lange überzeugend die Diskrepanz zwischen der Politik des Rigaer Erzbischofs Wilhelm von Brandenburg und der allerdings inkonsequenten Einstellung des livländischen Zweigs des Deutschen Ordens. Während erstere an Wilhelms Bruder Albrecht von Preußen sowie an Polen-Litauen orientiert und gegen Russland gerichtet war, sah der Orden sowohl Russland als auch Polen-Litauen als potentiell gefährlich an, wobei diese Ansicht bei den Livländern allgemein vorherrschte. Es sei jedoch die Vermutung erlaubt, dass auch ohne den Livländischen Krieg (beinahe) ganz Alt-Livland trotz der divergierenden Ansichten der Livländer und ihrer internen Konflikte bald ein Lehen Polen-Litauens geworden wäre. Angesichts der Tatsache, dass die Livländische Konföderation nicht mehr wie früher weiterexistieren konnte und sich das Reich infolge interner Probleme und der Türkenkriege von der „baltischen Frage“ nahezu gänzlich distanziert hatte, schien die weitere Aufrechthaltung einer auch nur beschränkten Selbstständigkeit einzig unter dem Protektorat eines stärkeren Nachbarn möglich zu sein. Dies sei als Kommentar auch an Andrej N. Ljuby gerichtet, der in seinem Aufsatz bestätigt, dass jedwede in Livland eingeschlagene politische Orientierung zwangsläufig zu einer Annexion entweder durch Polen-Litauen oder Moskau hätte führen müssen. Wie der Verlauf der Geschichte jedoch zeigte, war die Einstellung der Livländer nicht ausschlaggebend. Die Behandlung des Problems der politischen Zugehörigkeit Livlands im neuzeitlichen Kontext wird von Karsten Brüggemann fortgesetzt, der auf strategische, geografische und historisch-kulturelle Argumente eingeht, die vom zarischen Russland im 19. Jahrhundert herangezogen wurden, um die eigene Oberherrschaft in den Ostseeprovinzen zu begründen. Der Autor beschreibt, wie Ivan Groznyj in diesem Legitimationsdiskurs zu einem typologischen Vorgänger von Peter I. wurde.

Der Einfluss der Reformation, aber auch religiöse Fragen im weiteren Sinne werden in mehreren Beiträgen behandelt. Juhan Kreem betont, dass sich während der Reformation die weltlichen und geistlichen Aspekte in Livland dermaßen miteinander verflochten hätten, dass sie nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. So etwa konnten die alten Konflikte des Ordens mit den Bischöfen nicht gelöst werden. Bei der Reformation handelte es sich um einen langwierigen Prozess und nicht um einen momentanen Umbruch. Zwar wurde das alte politische System Livlands aufrechterhalten, doch fanden lutherische Ideen unter den Ordensbrüdern recht weite Verbreitung. Der Autor demonstriert dies am Beispiel des Ordensmeisters Hermann von Brüggenei, doch zeigt er zugleich, dass sogar Ordensmeister Johann von der Recke, von dem behauptet wird, dass er dem katholischen Lager zweifellos treu geblieben sei, lutherisch beeinflusst war. Anti Selart betrachtet die Frage, wie Ivan IV. den Glauben zur ideologischen Legitimation des Krieges einsetzte. Der Krieg galt als Bestrafung von Ivans häretischen Vasallen, die sich zum Luthertum bekannten und Moskau Widerstand leisteten, durch einen rechthgläubigen Herrscher. Vom Moskauer Standpunkt aus galt es, den Protestantismus in Livland und Litauen noch schärfer zu verurteilen als den Katholizismus. Die Reformationseignisse in Livland spiegelten sich in den von der Moskauer Diplomatie vorgebrachten Begründungen des Krieges, in denen sie sich mit den russischen Vorstellungen von der Vergangenheit und den einstigen Beziehungen Livlands zu den Fürsten der Rus' verflochten. Selart illustriert diese Rhetorik und Politik noch anhand mehrerer einschlägiger Beispiele. In der Moskauer Kriegspropaganda wurde der Livländische Krieg zugleich als ein Religionskrieg dargestellt. Ohne die Bedeutung etwa des Motivs der Verbreitung des orthodoxen Glaubens und der von den Beteiligten vorgebrachten Rechtfertigungen und aufrichtigen Überzeugungen zu bezweifeln, ist nach Ansicht des Rezensenten die Behauptung, die Russen hätten den Katholizismus gegenüber dem Luthertum bevorzugt, wenig glaubhaft. Diese vermeintliche Haltung kommt auch in der späteren russischen Geschichte in keiner Weise zum Ausdruck, es dürfte eher umgekehrt gewesen sein. Insbesondere im Hinblick auf Kaiser Maximilian II. könnten die Worte des Zaren, die Lutheraner müssten bestraft werden, eher als Gespött über den Kaiser interpretiert werden, zumal dieser ja selbst mit dem Luthertum sympathisierte. Nebenbei bemerkt zeigt Reinhard Frötschner in seinem Aufsatz, dass zumindest im Falle Pleskaus die Propagierung des Religionskrieges ohne weitreichende Folgen blieb.

Der Sammelband enthält mehrere rein militärgeschichtliche Beiträge. Brian Davies beschreibt ausführlich die Kriegszüge Ivan Groznyjs und Stephan Báthorys gegen Polozk (1563 und 1579) und meint feststellen zu können, dass sich in der jeweiligen Kriegsführung keine Differenzen zwischen dem entwickelten „Westen“ und dem zurückgebliebenen „Asien“

feststellen ließen. Zur Ergänzung sei noch hinzugefügt, dass Moskau hinsichtlich der Artillerie seinen Nachbarn bis zum Ende des Livländischen Krieges eindeutig überlegen war. Aleksej N. Lobin überprüft in seinem detaillierten Aufsatz die Angaben der Quellen, wonach es im Jahre 1563 bei Polozk etwa 150 Kanonen gegeben habe, und führt zum Vergleich die Angaben zum Kriegszug des Zaren im Jahre 1577 an, welche mittelbar diese Zahl bestätigten. Dabei stellt Lobin die in der Historiografie traditionell berücksichtigte Zahl der Hilfskräfte der Armee (*посошные люди*, ca. 80 000 Mann zu Fuß und 900 Mann zu Pferde) in Frage, indem er von nur 30 000 bis 33 000 Mann ausgeht. Oleg V. Skobelkin liefert eine Übersicht über die Westeuropäer im russischen Heer während des Livländischen Krieges, doch büßt diese Untersuchung etwas an Wert ein, da einige relevante Quellen nicht herangezogen worden sind. Den überwiegenden Teil der „Deutschen“, die im Livländischen Krieg im Moskauer Lager kämpften, machten die livländischen Hofleute aus, die zuweilen sogar fünf Fähnlein bildeten.

Andrėj N. Januškevič überprüft in seinem Beitrag die Argumente, die in einem anonymen, angeblich vom litauischen Vizekanzler Ostafij Volovič abgefassten Dokument für die Unterstellung Livlands unter die litauische Administration und gegen das polnisch-litauische Kondominium vorgebracht wurden. Januškevič kommt zu dem Schluss, dass die in der Forschung vorherrschende Meinung über Polens finanzielle und militärische Hilfe für die Verteidigung Livlands stark übertrieben ist. Bei der Eroberung und Verteidigung Livlands hätte Litauen weitaus größere Anstrengungen gemacht und größere Kosten getragen. Cornelia Soldat kommt bei der Betrachtung des über das Weiße Meer abgewickelten Handels zwischen Russland und Westeuropa zu dem Ergebnis, dass ein Großteil der nach Moskau beförderten englischen Waren für militärische Zwecke bestimmt war, sodass es sich faktisch um Schmuggelware handelte, die über die Ostsee gar nicht am Bestimmungsort hätte eintreffen dürfen. Dadurch erweist sich England als ein realer, wenn auch inoffizieller Verbündeter Russlands im Livländischen Krieg, wobei der umfangreiche direkte englisch-russische Warenaustausch und der Zeitpunkt des Kriegsbeginns nicht ganz zufällig zusammengefallen seien.

Schließlich betont der Herausgeber des Bandes, Aleksandr I. Filjuškin, dass es zutreffender sei, von den Livländischen Kriegen in der Pluralform zu sprechen. In den russischen Quellen des 16. bis 17. Jahrhunderts fehle eine Vorstellung von einem einheitlichen Kriegsverlauf in den Jahren von 1558 bis 1582, und der betreffende historische Terminus sei erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeführt worden. Dem ist im Grunde zuzustimmen, auch weil der so genannte Livländische Krieg vielleicht nur in Verbindung mit der Biografie Ivans IV. eine Einheit darstellt. Doch entstand der Begriff „Livländischer Krieg“ tatsächlich bereits zu der Zeit, als die hierunter subsumierten Ereignisse stattfanden. In einer Druckschrift

aus dem Jahre 1564 verwendete Tilman Bredenbach die Worte *Bellum Livonicum*² offensichtlich als Erster, womit er den religiösen Konflikt zwischen den Katholiken und Lutheranern Livlands bezeichnete, in welchen dann die Moskowiter als Rache Gottes eingegriffen hätten. Lässt man den ideologischen Aspekt beiseite, so ist diese Erklärung ja mehr oder weniger stichhaltig.

ANDRES ADAMSON

PIRET LOTMAN: *Heinrich Stahli pastoraalne tegevus Rootsi Läänemere provintside 17. sajandi esimesel poolel* [Heinrich Stahls Tätigkeit als Pastor in den schwedischen Ostseeprovinzen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts]. Verlag Tartu Ülikooli Kirjastus. Tartu 2010. 202 S. ISBN 9789949195305.

Heinrich Stahl (ca. 1599–1657) ist für die Geschichte Estlands während der schwedischen Herrschaft eine sehr namhafte Person. Seine Tätigkeit als Dompropst in Reval und Superintendent in Narva sowie als fleißiger geistlicher Autor ist schon oft behandelt worden. Die früheren Untersuchungen teilten aber seine Aktivitäten nach diversen Wissenschaftszweigen auf, wobei seine Person und seine Leistungen unterschätzt wurden. Dies lässt sich im Wesentlichen durch mangelhafte Kenntnisse des betreffenden Zeitalters erklären; zudem wurde Stahl aus der Perspektive der estnischen Sprachgeschichte betrachtet. Dieser frühe Begründer der estnischen kirchlichen Schriftsprache dürfte die estnische Sprache aber keinesfalls auf einem solchen Niveau beherrscht haben, wie es für spätere Zeiten typisch war.

Die Dissertation von Piret Lotman bietet eine chronologisch aufgebaute Monografie aus berufener Feder, in der sowohl Stahls Biografie wie auch sein literarischer Nachlass, „bei Kerzenlicht geschrieben“, einer vielseitigen Betrachtung unterzogen werden. Dabei wird das Hauptgewicht – wie auch der Titel des hier anzuzeigenden Werkes besagt – auf Stahls kirchliche Tätigkeit gelegt, während seine Tätigkeit als Sprachforscher recht flüchtig behandelt wird. Das ist durchaus verständlich, da sich die Autorin nicht als Linguistin versteht, sondern in erster Linie über profunde Kenntnisse auf dem Gebiet der Kirchengeschichte verfügt.

² TILMAN BREDENBACH: *Historia belli Livonici quod magnvs Moscovitarvm dux contra livones gessit*, Antverpia 1564.

Die vorliegende Dissertation knüpft reibungslos an die frühere Forschungstradition an, indem sie diese zugleich modifiziert und ergänzt. Die Autorin nutzt umfassende und relevante Archivmaterialien und Fachpublikationen. Ihr Text ist mit wissenschaftlicher Akribie verfasst und lässt sich auch als Erzählung stilistisch genießen. Besonders lobenswert in Hinblick auf Inhalt und Stil ist die Tatsache, dass Stahls Tätigkeit vor dem sorgfältig beschriebenen Hintergrund des Zeitalters dargestellt wird, von dem sie sich reliefartig abhebt. Die Studie aus Lotmans Feder ist eine Biografie im traditionellen Sinne des Wortes, die mit dem englischsprachigen Ausdruck *life and letters* bezeichnet werden kann. Die Autorin schildert zunächst die diversen Lebensabschnitte ihres Protagonisten und betrachtet anschließend dessen schöpferischen Nachlass. Dabei gilt jenen Abschnitten im Leben Stahls das besondere Augenmerk, die zum Verständnis seiner Veröffentlichungen beitragen. In gewisser Weise stellt Lotmans Buch eine Art „Ehrenrettung“ für Stahl dar. Ich komme auf die Gründe noch zu sprechen.

Lotman setzt sich sehr ausführlich mit Stahls literarischem Nachlass auseinander. Allerdings hätte sie der Entstehungsgeschichte der Predigt-sammlung „Leyen Spiegel“ (Winter- und Sommer- 1641, 1649) und anderer Werke noch mehr Aufmerksamkeit schenken können. Stahl dürfte bei der Abfassung des „Leyen Spiegels“ auch von anderen Pastoren ausgearbeitete estnischsprachige Predigten herangezogen haben, die er kompilierte und für seinen Gebrauch adaptierte; darunter befanden sich jedoch nicht die Texte Georg Müllers, wie im Allgemeinen angenommen wird. Vielleicht verliehen die Pastoren ihre Manuskripte einander auch. Schließlich gab es in Harrien und Wierland eine ganze Gruppe von Pastoren, die in den 1630er Jahren gemeinsam die Psalmen ins Estnische übersetzten. Der „Leyen Spiegel“ wurde von der schwedischen Krone herausgegeben, während Stahls Hauptwerk, das „Hand- und Hausbuch“ (1632–1638), Lotman zufolge komplett vom Autoren selbst verlegt wurde. Das dürfte wohl nicht ganz zutreffen, denn das Vorwort des dritten Teils des „Hand- und Hausbuchs“ besagt, dass Ratsherr Matthias Porten für die Finanzierung der Veröffentlichung des zweiten bis vierten Teils des Buches aufgekommen sei. Er dürfte somit das Papier beschafft und den Setzern ihre Leistungen vergütet haben. Somit war Porten Stahls Mäzen, was Lotman jedoch übersehen hat.

Es versteht sich, dass die Autorin unmöglich den ganzen Inhalt des „Hand- und Hausbuchs“ in allen Details analysieren und alle Ausgangspunkte erläutern konnte; dies hätte wohl den Beitrag einer ganzen Arbeitsgruppe sowie die Publikation einer kritischen Ausgabe vorausgesetzt. Lotmans Beobachtungen sind jedoch sehr gewichtig. Es sei insbesondere die inhaltliche Analyse des vierten Teils hervorgehoben. Die lutherische Orthodoxie war in Stahls Zeit noch nicht so weit entwickelt, dass die Alphabetisierung und Lesekundigkeit des Volkes gefordert wurde. Derartige Anforderungen wurden erst nach 1680, zurzeit von Forselius und

Fischer, gestellt. Zuvor reichte es aus, wenn die Leute die wichtigsten Stellen des Katechismus sowie die Gebete und Psalmen auswendig kannten. Zu diesem Zweck wurde ein zweisprachiges Handbuch zusammengestellt, das zwei unterschiedlichen Auditorien zugedacht war – den Pastoren zum Vorlesen und dem Volk zum Anhören. Stahl war vor allem daran gelegen, dass die Pastoren mit der estnischen Sprache zurechtkämen. Da die Pastoren, die der örtlichen Sprache nicht kundig waren, von außerhalb, aus Deutschland, Schweden oder Finnland berufen wurden, waren zweisprachige Lehrbücher dringend vonnöten. Somit handelte es sich beim „Hand- und Hausbuch“ um eine durchaus praktische Idee.

In Stahls Leben war das Jahr 1640 von grundlegender Bedeutung, als im schwedischen Reichsrat die Frage der Konversion und der Segregation der griechisch-orthodoxen Gläubigen erörtert wurde. Lotman hat zwar einige Protokolle des Reichsrats ausgewertet, doch hätte man sie in noch größerem Maße heranziehen können. Der Reichsrat hielt lange Sitzungen ab, an denen sich auch die Bischöfe beteiligten. Zuletzt wurde Stahl zum Superintendenten in Narva ernannt, zur leitenden Figur der Konversion. Im Hinblick auf Ingermanland beschreibt die Autorin besonders anschaulich die wichtigsten Ansätze der dort durchgeführten Konversionsversuche, aber auch den Glauben der Russen. Ich würde nur gegen die Verwendung des Wortes *magia* Einspruch erheben. Lotman nutzt ‚Magie‘ sowohl für die Beschreibung des russischen Glaubens wie auch für das Heidentum der Esten, doch dürfte es sich im Falle der Russen in erster Linie um Mystik gehandelt haben. Selbstverständlich sind mit allen Religionen gewisse Tabus verbunden, wobei Stahl eines davon verletzte, indem er in der heiligen Stätte der Ivangoroder Russen, in einer Kirche, die nicht nur als Gebäude, in der Predigten gehalten wurden, sondern auch als Haus Gottes angesehen wurde, als lutherischer Propagandist auftrat. In dieser Hinsicht ist die Autorin auf der richtigen Spur, denn Stahl brachte tatsächlich keinerlei Voraussetzungen mit, die Ursachen religiöser Unruhen zu verstehen. Lotman hätte auch den Terminus ‚Segregation‘ verwenden können, den Alvin Isberg ins Spiel gebracht hat, um die Einstellung der schwedischen Krone zu den orthodoxen Gläubigen anschaulich zu charakterisieren.¹ Stockholm wollte verschiedensprachige Völker voneinander trennen und sie unterschiedlich behandeln.

Stahl verfaßte auch einige schriftliche Abhandlungen, die sich mit der Konversion auseinandersetzen. Seine Synoddissertation aus dem Jahre 1643 „Dissertatio de questinone: an Muschoviticae Christiani dicendi sint?“ deckt sich hinsichtlich des Titels und auch des Inhalts fast völlig mit der von Johannes Botvid in Uppsala im Jahre 1620 vorgelegten Dissertation.

¹ ALVIN ISBERG: Svensk segregations- och konversionspolitik i Ingermanland 1617–1704 [Die schwedische Segregations- und Konversionspolitik in Ingermanland 1617–1704], Uppsala 1973 (Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Historico-Ecclesiastica Upsaliensia, 23).

Diese Ähnlichkeit hat Lotman allerdings übersehen. Zudem schrieb Stahl in schwedischer Sprache ein sehr umfangreiches Werk mit dem Titel „Förnufftennes Miölk för de Narwiske, Ingermanländske, och Allentackiske Kyrkior“ (Die Muttermilch der Vernunft für die Kirchen in Narva, Ingermanland und Allentacken), das in Reval im Jahre 1644 gedruckt wurde. Besonders überraschend ist die Wahl der Sprache, doch hat Lotman diese Frage offensichtlich nicht weiter interessiert. Unter Umständen beherrschte der mögliche Übersetzer des oben genannten Werkes, Erik Albogius, der offiziell für die Stadt Narva bzw. das Konsistorium als Dolmetscher für Russisch fungierte, Schwedisch besser als Deutsch. Am wichtigsten ist jedoch der Inhalt der „Förnufftennes Miölk“. Lotman hat dieses Werk positiv beurteilt und es mit den Katechismen von Johannes Rudbeckius und Heinrich Cramer sowie der Bibel verglichen, doch bleibt letzten Endes offen, worin Stahl eigentlich sein Vorbild fand. Offensichtlich sah er es im schwedischen Katechismus, da es für ihn einfacher war, ein Werk zu kopieren als einen völlig neuen Text zu verfassen. Auch nahm Stahl keine Rücksicht darauf, wie etwa die russische Übersetzung dieses Werks im Gottesdienst verwendet werden sollte. Er wird wohl daran gedacht haben, konfessionsübergreifende Gottesdienste für orthodoxe Gläubige abzuhalten, bei denen zwar *therass invocationes sanctorum* aufrechterhalten, doch auch der lutherische Katechismus verlesen werden konnte; freilich gelang es ihm nicht, einen solchen „konfessionsübergreifenden Glauben“ einzuführen.

Stahl war dreimal verheiratet; seine dritte Ehe ging er mit einer schwedischen Adelstochter ein. Lotman vernachlässigt das Netzwerk von Familienangehörigen und Verwandten ihres Protagonisten, kümmert sich weder um dessen Vermögenslage und Einkünfte noch um dessen verlegerische Tätigkeit. Man mag einwenden, dass diese Aspekte nicht zur „Tätigkeit als Pastor“ gehören, doch kam zweifellos der Ehefrau eines evangelischen Pastors in der protestantischen kirchlichen Welt eine sehr wichtige Rolle zu. Ein Pastor musste verheiratet sein, um überhaupt als Seelsorger tätig sein zu können.

Lotmans allgemeine Einschätzung von Stahl wurde oben bereits als „Ehrenrettung“ bezeichnet. Denn im Allgemeinen ist ihm vor allem Hass entgegenschlagen. Er konnte sich nicht beherrschen, und wenn er auf Widerstand stieß,

„richtete er Flüche und Drohungen an die Zuhörer. Seine Machtgier und Frechheit führten dazu, dass er ständig darauf bedacht war, seine Befugnisse zu erweitern. So geriet er häufig in Streit und Wortgefechte mit verschiedenen Behörden, wodurch er den Angelegenheiten, die zu fördern ihm oblag, großen Schaden zufügte.“²

² CARL ÖHLANDER: Bidrag till kändedom om Ingermanlands historia och förvaltning [Beiträge zur Erkenntnis der Geschichte und Verwaltung Ingermannlands], Bd. 1: 1617–1645, Upsala 1898, S. 179.

Dies schrieb Carl Öhlander, der zugleich Stahls Fleiß und organisatorische Fähigkeiten hoch einschätzte.

Stahls schlechter Ruf lässt sich leicht erklären. Es war für diese Zeit durchaus typisch, dass man seine Selbstbeherrschung verlor und es zu Wutausbrüchen kam. Insbesondere die Schweden zeigten dieses Verhaltensmuster im Umgang mit den livländischen Deutschen. So wütete Johannes Rudbeckius in Reval, als er auf Widerstand der Ritterschaft stieß, und sogar König Gustav II. Adolf drohte in einer ähnlichen Situation Reval dem Erdboden gleichzumachen. Es hat den Anschein, dass solch ein Auftreten von Repräsentanten der schwedischen Krone in den Ostseeprovinzen in gewissen Grenzen toleriert wurde, zumal sie Abgesandte der Macht waren. Dagegen erregte ein Deutscher wie Heinrich Stahl, der eifrig schwedische Kirchenpolitik betrieb, großen Ärger. Er wurde wohl als Verräter angesehen. Dieser Aspekt dürfte wenigstens teilweise zur psychologischen Erklärung des schlechten Rufs von Stahl beitragen.

Die Erinnerung an Stahls schlechten Ruf wurde auch den nächsten Generationen vermittelt, da sich niemand die Mühe gab, dieser Frage ausführlich nachzugehen. Lotman zeigt, dass es sich bei den Anschuldigungen, Stahl habe ein Plagiat abgeliefert und den Verkauf seines Werkes dadurch gefördert, dass er die Verbreitung eines Buches, das aus der Feder eines Konkurrenten stammte, verhinderte, nur um Verleumdungen handelte. Stahl verhielt sich nach den Maßstäben seiner Zeit durchaus in würdiger Weise, denn er kompilierte Quellen, wie es damals üblich war, und förderte in beträchtlichem Maße das geistliche Leben, die Organisation der Andachten sowie die Moral der Gemeinde. Er war wie ein strenger Gärtner, dem sein Eigenwert durchaus bewusst war, und der seine ganze Kraft dafür einsetzte, ein einmal gesetztes Ziel auch zu erreichen.

Es ist erfreulich, dass nun eine zusammenhängende, logisch aufgebaute Monografie über Heinrich Stahl vorliegt, die das frühere, nur aus Bruchstücken zusammengesetzte Bild dieses Theologen ersetzt. Lotman verläßt bei ihrer wissenschaftlichen Biografie nie der *common sense*. Ihr ist es durchaus gelungen, sich in das Weltbild und die Denkweise des frühen orthodoxen Luthertums hineinzudenken. Stahls Tätigkeit im Kontext der angestrebten Konversion der griechisch-orthodoxen Bevölkerung zum Luthertum verleiht der biografischen Beschreibung Farbe und auch etwas exotisches Flair. Lotman bringt das rechte Verständnis für Stahls große Verdienste wie auch für seine katastrophalen Fehlschläge auf. Ihre Studie liefert eine wertvolle und solide Grundlage für die künftige Forschung.

KARI TARKIAINEN

Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16/17. sajandil [Die Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen in der Großmacht Schweden im 16. und 17. Jahrhundert], Bd. 3 (Eesti Ajalooarhiivi Toimetised, 17 [24]). Hrsg. von ENN KÜNG. Verlag Eesti Ajalooarhiiv. Tartu 2009. 534 S. ISBN 9789985858660.

Der hier anzuzeigende Band folgt auf zwei Publikationen über die Zeit der schwedischen Herrschaft im Baltikum aus den Jahren 2002 und 2006.¹ Wie schon in den früheren Bänden wird auch diesmal ein weites Themenspektrum behandelt. Sowohl hinsichtlich des Umfangs als auch der Zahl der Autoren (diesmal sind es 16) konnte wiederum zugelegt werden.

Der Sammelband wird eröffnet mit einem Aufsatz von Aleksander Loit über die Position Est- und Livlands in der Politik der schwedischen Zentralregierung, in dem es vor allem um die Unterschiede dieser Politik in den beiden Gouvernements geht. Die hier gebotene Zusammenfassung älterer Arbeiten des Autors wiederholt dessen Ansichten: Die Leitidee der Staatsmacht, die Integration der Provinzen in das Schwedische Reich, wurde in Livland stärker verwirklicht, weil dieses Gebiet im Krieg mit Polen erobert, Estland jedoch durch einen Vertrag angegliedert worden war. Daher genoss der livländische Generalgouverneur einen höheren Status, das livländische Verwaltungssystem war moderner und die Lage der Bauern besser. Vf. betont erneut, dass während der Reduktion der Staatsgüter Est- und Livlands die Leibeigenschaft abgeschafft wurde, was vor allem die Lage der livländischen Bauern verbessert habe, weil dort der Anteil der Ländereien, die der Reduktion unterzogen wurden, erheblich größer war.

Liis Taimre betrachtet Ingermannland, die dritte Ostseeprovinz Schwedens, anhand der Tätigkeit des Gouverneurs Nils Assersson Mannersköld (1626–1643). Ihre Herangehensweise ist oberflächlich; einige Probleme, die im Aufsatz angesprochen werden, sei es der permanente Bevölkerungsschwund, der orthodoxe Glaube der ansässig gebliebenen Bauern oder die provokanten Aktionen des Moskauer Reichs, hätten eine genauere Betrachtung verdient. Taimre aber charakterisiert die Amtszeit von Mannersköld schlicht als „bemerkenswert“ (S. 52).

Der Aufsatz von Pärtel Piirimäe über die polemischen Schriften von Johann Reinhold von Patkul aus den Jahren 1691 bis 1707 gehört in den Bereich der politischen Geschichte bzw. in den der Geschichte der politischen Ideen. Der Fall Patkul bietet ein hervorragendes Beispiel dafür, wie das Grundprinzip der ständischen Gesellschaft, die wesentlichen

¹ *Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16./17. sajandil* [Die Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen in der Großmacht Schweden im 16. und 17. Jahrhundert], hrsg. von ENN KÜNG, Bd. 1, Tartu 2002 (Eesti Ajalooarhiivi Toimetised, 8 [15]), Bd. 2, Tartu 2006 (Eesti Ajalooarhiivi Toimetised, 12 [19]). Siehe die Rezension von AIVAR PÖLDVEE, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 3 (2008), S. 274–280.

Entscheidungen nur in Abstimmung mit den Ständen zu fällen, mit dem Anspruch der Herrschaftsverdichtung in Konflikt geriet. Die Durchführung der Reduktion in Livland stellte für Patkul den Bruch eidlicher Versicherungen seitens des Königs dar. Dabei berief er sich auf Samuel Pufendorfs Theorie des Naturrechts, die damals auch in Schweden populär war. So vermochte er sich ziemlich erfolgreich als Verfechter der Gerechtigkeit gegenüber despotischen Ideen darzustellen. Außerdem erfahren wir einiges darüber, wie Patkul die russischen Rechtfertigungen für den Krieg in eine salonfähige Form gebracht hat. Abschließend liefert der Beitrag eine bibliografische Sammlung von Patkuliana.

Andres Andresen betrachtet die strukturellen Veränderungen der lutherischen Territorialkirche in Estland in den Jahren 1561 bis 1766 am Beispiel zweier Modelle: dem in den deutschen Gebieten dominierenden System der kirchlichen Konsistorialverwaltung und dem in Schweden vorherrschenden episkopalen System. Vf. betont den Systemwandel im Zusammenhang mit dem Übergang unter russische Herrschaft und kritisiert den Autor dieser Rezension für seine angeblich irrtümlichen Behauptungen, die Einführung der russischen Herrschaft in den Ostseeprovinzen hätte nur die Rückkehr zu den Verhältnissen vor den Reformen Karls XI. bedeutet. Leider zeigt auch dieser Aufsatz Andresens nicht, dass es anders war.

Jürgen Beyer behandelt das Verhältnis von Konfessionalisierung und Pietismus in Est- und Livland während der schwedischen Herrschaft und ordnet die praktische Tätigkeit Johann Fischers, des pietistischen Generalsuperintendenten Livlands, eher der Rubrik Konfessionalisierung zu. Die Glaubwürdigkeit dieser Behauptung wird vor allem durch ein Zitat des Propsts von Äbenrå Trogillus Arnkiel gestützt, der Beziehungen zu Estland hatte: „Man mag vor solchen einfältigen Leuthen hundert mahl predigen und tausendmal dazu (...) wo der Grund aus dem Catechismus nicht geleet ist, da wird man mit predigen wenig oder nichts erbauen“ (zit. S. 84, Anm. 18).

Die baltische Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts wird ergänzt durch den biografischen Aufsatz von Aivar Põldvee über Johannes Forselius (ca. 1607–1686), den Rektor der Revaler Domschule und späteren Pastor der Gemeinden St. Matthias und Kreuz (Harrien) sowie Assessor des estländischen Konsistoriums. Forselius erweckte Põldvees Interesse als Vater des *Grand Young Man* der estnischen Volksbildung, Bengt Gottfried Forselius, und vermeintlicher Verfasser des viel zitierten Werkes „Der Einfältigen Ehsten Abergläubische Gebräuche“. Tatsächlich hat Põldvee schon in seinen früheren Studien die Autorschaft Forselius' widerlegt und die Schrift dem lange missachteten Johann Wolfgang Boeckler zugeschrieben. Nun präsentiert Põldvee eine äußerst gründliche und quellenkritische Studie über das Leben und Werk sowie die materielle und familiäre Lage eines Geistlichen, dem der Aufstieg aus der schwedischen Provinz in die Elite der estländischen Gesellschaft gelang. Hier beweist sich wiederholt die

Fähigkeit Pöldvees, kleine Mosaiksteinchen zu einem umfassenden und gut lesbaren Gesamtbild zusammenzufügen.

Auch in etlichen anderen Beiträgen des Bandes werden die engen Beziehungen der schwedischen Ostseeprovinzen mit dem deutsch-skandinavischen Kulturraum demonstriert. So sucht Janet Laidla Ausdrucksformen und Vertreter der antiquarischen Richtung der baltischen Historiografie des 17. Jahrhunderts. Piret und Michail Lotman vermitteln Beobachtungen aus dem Bereich der Finnougristik in Thomas Hiärnes „Ehst-, Lyf- und Lettlandische Geschichte“. Kristi Viiding schreibt über die kompilatorische Literatur in der frühen Neuzeit anhand des Kompendiums „De Informatione Prudentiae ad Usum liber“ aus dem Jahr 1627 von Laurentius Ludenius, der in Greifswald und später in Dorpat als Professor tätig war. Geleitet von der Frage, ob der Chronist Christian Kelch Zeitungen las, vergleicht Kaarel Vanamölder die Texte der Chroniken Kelchs und Otto Fabian Wrangells über den Großen Nordischen Krieg mit den gedruckten kriegspropagandistischen Texten aus Zeitungen, die in Baltikum erschienen sind oder dort zugänglich waren; die eingangs gestellte Frage muss jedoch am Ende offen bleiben.

Der Beitrag von Arvo Tering über die Universitäten, an denen die Ärzte der Ostseeprovinzen im 17. Jahrhundert und zu Beginn des 18. Jahrhunderts studierten, bietet eine Vorstudie für die im vorliegenden Band der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ veröffentlichte Mitteilung des Vf. über die bevorzugten Lehrstätten des 18. Jahrhunderts. Im Unterschied zu seinen bisherigen Arbeiten widmet sich Tering diesmal nicht den aus den Ostseeprovinzen stammenden Studenten, sondern betrachtet den Studienweg derjenigen, die später dort professionell tätig waren. Natürlich befanden sich darunter auch Personen, die aus Est-, Liv- oder Kurland stammten. Im 18. Jahrhundert arbeiteten dort insgesamt mehr als 200 Ärzte, im Jahrhundert davor blieb ihre Zahl jedoch unter 50. So beschränkt sich Vf. in seiner Betrachtung auf die europäischen Universitäten, deren Studenten später als Ärzte im Baltikum tätig waren. Etwas überraschend wirkt sowohl der hohe Anteil niederländischer Universitäten als auch die Tatsache, dass geografisch näher liegende Universitäten wie Königsberg und auch Dorpat kaum vertreten sind.

Der Beitrag von Ülle Tarkiainen über Landvermesser in den Ostseeprovinzen während der großen Reduktion gibt einen Überblick über die Entstehungsgeschichte wichtiger historischer Quellen: den aus der Zeit der schwedischen Herrschaft stammenden Güterkarten – deren Qualität noch von der Sowjetmacht in einer seltsamen Weise anerkannt wurde, da zur Bewahrung von „Staatsgeheimnissen“ nur ein begrenzter Zugriff auf sie möglich war.² Neben Livland wird auch die Landvermessung in Estland und auf Ösel behandelt, außerdem wird eine Liste der Landvermesser

² Vgl. ÜLLE TARKIAINEN: Die Vermessung Livlands, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 59-74.

geboten. Auch der Beitrag von Triin Parts zu den Reiseberichten über die Ostseeprovinzen vom 16. bis zum 17. Jahrhundert verfolgt quellenkundliche Ziele. Nach einer knappen Einleitung folgt eine Liste von 46 Reiseberichten, in die neben dem Autor, dem Titel und einer Genrebestimmung auch Angaben über den Aufbewahrungsort des Manuskripts und mögliche Veröffentlichungen oder Übersetzungen sowie einige charakterisierende Bemerkungen Aufnahme fanden (S. 416-433).

Marten Seppel betrachtet die Reisen liv- und estländischer Bauern, die in der Zeit von 1681 bis 1700 nach Stockholm fuhren, um sich in der Hauptstadt zu beschweren. Dieser Umstand hat im Lichte des estnischen und lettischen Geschichtsbewusstseins das Bild einer die Regierungsbehörden geradezu überschwemmenden Masse von Bauern angenommen, ohne dass bislang darüber gründlichere Studien vorlägen. Seppel füllt diese Lücke mit Akribie, mit deren Hilfe er die Aktivitäten der Bauern beschreibt, angefangen von der Entstehung der Idee nach Stockholm zu reisen bis hin zu den Folgen nach der Rückkehr. Dafür kann er Archivmaterialien aus Tartu, Riga und Stockholm heranziehen. Vf. stellt dabei fest, dass die Bauern sich nicht gegen die alten schwerwiegenden Verpflichtungen wehren wollten, sondern gegen neue, erst kürzlich hinzugekommene Belastungen. Die Zahl dieser „Beschwerdereisen“ aus estnischen und lettischen Gebieten in den zwei Jahrzehnten schätzt Vf. auf 50-60, wobei sich der Anteil der Estlandschweden, die bislang in dieser Hinsicht für besonders eifrig gehalten worden sind, neben dem der Esten und Letten doch eher zurückhaltend ausmacht. Hinweise darüber, dass es einem der Bauern gelungen wäre, den König persönlich zu treffen, konnte Seppel nicht entdecken. Erneut zeigt sich, wie kompliziert es sein kann, sich über die Lage der Bauern in den Ostseeprovinzen am Ende des 17. Jahrhunderts ein Bild zu machen. Einerseits schätzt Vf., dass die Aufmerksamkeit, die die Behörden den Beschwerden widmeten, durchaus ernst gemeint war, ob dahinter nun der Wunsch stand, den Bauern tatsächlich helfen zu wollen, oder ob doch nur die Gutspächter kontrolliert werden sollten. Andererseits gibt er abschließend zu bedenken, dass v.a. diejenigen Bauern sich glücklich schätzen konnten, deren Lage sich nach ihrer Reise nicht weiter verschlechterte (S. 389).

Der Sammelband wird abgeschlossen von einem umfangreichen Beitrag des Herausgebers Enn Küng über Seefahrt und Schiffsbau in Narva in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Vf. beschreibt die „geschickte Seepolitik des Kommerzkollegiums“ (S. 445) bei der Schwedisierung des schwedischen Handels am Beispiel Narvas.³ Mit seiner bewährten Gründlichkeit behandelt Küng die so genannte Narvenser Flotte im Kontext der schwedischen Handelspolitik, die aus rund 80 Schiffen verschiedener Größe

³ Vgl. ENN KÜNG: Die schwedische Ostseepolitik, die internationale Handelskonjunktur und die Entstehung der Narvaer Handelsflotte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 87-102.

bestand, die unter städtischer Flagge segelten, ihre Reeder und Skipper, die geografische Dimension ihres Netzwerks (dessen am weitesten entfernter Punkt Genua war) und die transportierte Ware. Obwohl der Anteil dieser Flotte an der gesamten Ein- und Ausfuhr Narvas „verschwindend klein“ war (S. 491) und kaum einmal die Schwelle von 5% überschritt, scheint das hier gezeichnete Bild zum Verständnis des Ostseehandels am Ende der schwedischen Herrschaft ziemlich repräsentativ zu sein. Wie bei vielen anderen Beiträgen des Sammelbands der Fall, wird auch dieser Aufsatz von einem Anhang ergänzt, in dem sich Angaben zu 109 Schiffen, die Narva gehörten, zu ihren Skippern und Reiserouten finden.

Ob Enn Küng einen weiteren Sammelband über die Zeit der schwedischen Herrschaft im Baltikum vorbereitet, wird die Zukunft zeigen. Als Herausgeber des dritten Bandes der „Eesti ajalugu“, einer umfangreichen Gesamtdarstellung der estnischen Geschichte von der zweiten Hälfte des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, hat er wohl ohnehin jede Menge zu tun. Die Tatsache, dass der genannte Band neben der alten Tradition auch jede Menge neuer Informationen präsentieren wird, ist gewiss auch den drei Sammelbänden aus der Reihe des Estnischen Historischen Archivs zu verdanken.

MATI LAUR

Communication in the Early Modern Baltic Sea Region / Kommunikatsioon varauusaegses Läänemere ruumis. Hrsg. von ENN KÜNG, MATI LAUR und KERSTI LUST. Ajalooline Ajakiri. The Estonian Historical Journal 2009, Nr. 3/4 (129/130). Tartu 2010. 606 S. ISSN 14063859.

Dank der Doppelnummer der estnischen Zeitschrift „Ajalooline Ajakiri“ liegen die Beiträge der im September 2008 vom Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu und der Akademischen Historischen Gesellschaft in Tartu organisierten und von der Estnischen Wissenschaftsförderung unterstützten Konferenz „Die Geschichte der Kommunikation im Ostseeraum vom 16. bis 19. Jahrhundert“ im Druck vor – ein Band, der das Potenzial hat, die Forschung weit über die dargestellten Themenbereiche hinaus anzuregen. Ganz ohne Zweifel kann die Untersuchung kommunikativer Strukturen der baltischen Geschichtsforschung neue Impulse geben, bietet sich doch hier, wie selten sonst, die Möglichkeit an, komplexe Theoriebildung und handfeste empirische Forschung miteinander zu verbinden. Der vorliegende Eckstein auf diesem möglichen Weg einer

breit angelegten historischen Kommunikationsforschung im Baltikum gibt sich die Mühe, möglichst klassisch zu erscheinen. Von der Vielzahl der möglichen kommunikativen Strukturen konzentrierte sich bereits die Konferenz, die zum 370. Jahrestag der Ausweitung des Postsystems von Schweden auf Estland in Tartu organisiert worden war, auf die offiziellen Strukturen der Kommunikation, also auf Infrastruktur, Post und Medien in der Frühen Neuzeit. Die dem Sonderband zugrunde gelegte chronologische Ordnung gibt den hier versammelten Arbeiten eine biedere Form; angesichts der ins Auge fallenden thematischen Blöcke, die in der Rezension benannt werden sollen, vermag jedoch nicht zu überzeugen.

Ein erster thematischer Block beschäftigt sich mit den offiziellen Formen der Kommunikation. Örjan Simonson betrachtet in seinem Beitrag „Seventeenth-century virtual communities. Postal service and correspondence networks in the Swedish empire“ (S. 383-425) die schwedische Post als Kommunikationssystem mit deutlichen Schwächen und Brüchen, die anhand eines Vergleichs des Briefverkehrs in Stockholm, Reval und Stralsund aufzeigt werden. Die regionale Uneinheitlichkeit führt Vf. nicht allein auf die unterschiedlichen infrastrukturellen Entwicklungen der Provinzen zurück, vielmehr erkennt er in ihnen ein Kernproblem des Schwedischen Reichs überhaupt: Kommunikation über den Wasserweg war teuer und kostete Zeit, was sich negativ auf die virtuelle Gemeinschaftsbildung innerhalb des maritim geprägten Imperiums auswirkte. Seine Studie flankiert die Arbeit von Magnus Olsson über „Postal round trip to Amsterdam. The private entrepreneurship within the Swedish postal organization in 1716“ (S. 493-509). In ihr thematisiert Vf. den Rückgriff auf das bereits im 17. Jahrhundert verbreitete System der Einbindung privater Unternehmer bei der Informationsvermittlung, das seit der Schlacht von Poltava im Jahr 1709 angesichts der angeschlagenen Finanzen des Schwedischen Reichs einen probaten Ausweg aus den staatlichen Engpässen beim dringend benötigten Postwesen bot. Einen Vergleich mit den offiziellen kommunikativen Strukturen unter russischer Herrschaft ermöglicht Mati Laurs Beitrag über „Die Verbreitung der offiziellen Anordnungen in Liv- und Estland im 18. Jahrhundert“ (S. 525-539). Im Verbund des Russischen Reiches wurde die unter schwedischer Herrschaft ausgerichtete kommunikative Nord-Süd-Achse über die Ostsee von einem weit gespannten Kommunikationsnetz abgelöst, das St. Petersburg über die baltischen Provinzen mit Mittel- und Westeuropa verband. Die Übermittlung der Ukase lag in der Hand der est- und livländischen Ritterschaften, wobei die Dauer der Übermittlung von der Dringlichkeit des zu übermittelnden Inhalts, der Schnelligkeit des Pferdewechsels und nicht zuletzt von der Beschaffenheit der Wege und Brücken abhing. Die Weiterleitung der inhaltlichen Informationen innerhalb der Provinzen hing an der Qualität der Übersetzung. Sie war nicht nur im Fall der russisch-deutschen Informationsübermittlung von zentraler Bedeutung, sondern spielte auch bei der Weiterleitung

der Information an die Bauernschaft, für die zunächst die Pastoren und später die estnischsprachige Presse zuständig waren, eine wichtige Rolle.

Einen eigenständigen zweiten Block bilden die Fallbeispiele zu konkreten Orten und Wegen der Kommunikation. Hierzu zählen Pärsla Pēterones Beitrag über die (bau)historische Entwicklung einer der wichtigsten Poststationen im 18. und 19. Jahrhundert („Die Poststation Roop – ein Knotenpunkt des wichtigsten Verkehrsnetzes in Livland“, S. 585–603) und Tapio Salminens Aufsatz zur Bedeutung der Straße als Kommunikationsraum („Common, imposed or public? Aspects on the understanding of roads in late medieval an early modern Finland“, S. 373–383). Salminen weitet methodisch den Zugang zur Straße, indem er sie nicht allein als funktionalen sozialen (Herrschafts)Raum, sondern auch als Naturraum definiert – einen Raum, gebildet von einem Geflecht von Wegen, das von Mensch und Tier gemeinsam geschaffen wurde. Die allmähliche Kategorisierung der Wege und Straßen als öffentliche soziale Räume mit eigener Rechtslage zeichnet er anhand des von König Magnus Eriksson erlassenen Gesetzesbuchs nach. Dem Übergang zwischen Naturraum und sozialen Raum widmet sich auch Enn Küng („The plans for making the Pärnu-Viljandi-Tartu waterway navigable in 1630–1680“, S. 425–447), indem er der Leserschaft eines der ambitioniertesten, doch niemals in die Realität umgesetzten infrastrukturellen Großprojekte des 17. Jahrhunderts vor Augen führt: die Schaffung eines Wasserweges von Pernau nach Dorpat durch den Bau von Kanälen unter Ausnützung und Verbindung der natürlichen Wasserläufe. Das Scheitern des Projekts führt er nicht allein auf fehlende Finanzen, sondern auch auf die mangelnde Bereitschaft der an der zu schaffenden neuen Wasserstraße beheimateten Gutsherren zurück, die der von ihnen geforderten Arbeitsleistung zur Säuberung der Flüsse nur widerwillig nachkamen.

Ein dritter thematischer Block der Sondernummer beschäftigt sich mit den außerhalb des Printmediums verlaufenden Strukturen der Informationsübermittlung. Marek Tamm berichtet über die Bedeutung des Zisterzienser-Ordens bei der Vermittlung mündlicher Informationen über die Missionstätigkeit in Livland zur Zeit der Kreuzzüge („Communicating crusade. Livonian mission and the Cistercian network in the thirteenth century“, S. 341–373). Schriftliche Informationen bildeten lediglich die sichtbare Spitze des Eisbergs von Wissen über die Geschehnisse im Nordosten, ein Wissen, das zum überwiegenden Großteil mündlich kursierte. Dass die Bedeutung der mündlichen Informationsübermittlung auch in der Frühen Neuzeit den wichtigsten Teil der Informationsübermittlung ausmachte, darauf weist Carl Christian Wahrman in seinem Beitrag über „Die Macht der Gerüchte. Die Seestädte des südwestlichen Ostseeraums und die Bedrohung durch die Pest 1708–1713“ (S. 465–493) hin. Gerüchten, so schwer zu definieren sie als Genre auch sein mögen, wird in der internationalen Kommunikationsforschung als inoffizielle Form

der Informationsweitergabe in jüngster Zeit mehr und mehr Interesse entgegengebracht. Sie begleiten angstbesetzte, öffentlich nicht bestätigte Geschehnisse, wie im vorliegenden Fall die Pestwelle zu Beginn des 18. Jahrhunderts oder auch die Revolutionsgeschehnisse an dessen Ende. Sie waren schneller als das gedruckte Wort, erreichten weitere Kreise und provozierten häufig schriftliche Stellungnahmen. Zwischen mündlicher Überlieferung und dem gedruckten Wort findet sich bis in das 18. Jahrhundert hinein im Pressewesen die Geschriebene Zeitung als interessante Zwischenform, auf die Heiko Drost aufmerksam macht („Die Geschriebene Zeitung im 17. und 18. Jahrhundert. Ein öffentliches Nachrichtenmedium“, S. 509-525). Die per Hand geschriebene Zeitung war flexibler, schneller und richtete sich an einen exklusiven Leserkreis, der die höhere Präsenz von Gerüchten und halboffiziellen Nachrichten, die sich in der gedruckten Presse der Zeit kaum finden, teuer bezahlte. Das Fortbestehen dieser teuren Form der semi-oralen Informationsvermittlung im Zeitalter des Pseudodrucks weist auf den Stellenwert der mündlichen Wissensvermittlung hin. Die Bedeutung der mündlichen Kommunikation im Baltikum wird auch von Kersti Lust unterstrichen, die sich den zumeist mündlich vorgebrachten Bauernklagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmet („The supplications of Livonian state peasants, 1829-1841“, S. 539-559). Mündlichkeit hatte ihren Platz nicht allein jenseits und abseits der staatlichen Strukturen, sondern war integraler Teil der Staatlichkeit und der Gesellschaft und wird als solcher auch in Zukunft verstärkt untersucht werden müssen.

Ein vierter und letzter thematischer Block des vorliegenden Bandes widmet sich der Erfahrung von Reise und Migration. Irina Gerasimova betrachtet in ihrem Beitrag „Between Wilna and Königsberg: a history of one flight, August 1655“ (S. 447-465) die Flucht der litauischen städtischen Bevölkerung vor den russischen Truppen im Jahr 1655, während der sich an die 6 000 Personen, Kaufleute, wie Geistliche und Adel, mitsamt ihrem wertvollen Besitz wie Bibliotheksbeständen und Ikonen auf den Weg begaben, um erst in den frühen 1660er Jahren in ihre Heimatstädte zurückzukehren. Im Aufsatz von Hartmut Rüß über „Franziska Amelungs Reise nach Livland und Russland 1811 bis 1818“ (S. 559-585) wiederum wird der Forschung ein besonderer Reisebericht aus der Feder einer der wenigen weiblichen Reisenden aus bürgerlichem Hause um 1800 zugänglich gemacht. Es handelt sich um einen umfangreichen, detaillierten Bericht mit besonderem Interesse am Alltäglichen, etwa an den Ernährungsgewohnheiten, der eine durchaus weibliche Perspektive auf das Reisen und die hierdurch ermöglichte Welterfahrung eröffnet.

Eine thematische Ordnung der Aufsätze nach inhaltlichen Kriterien hätte die Breite der baltischen Kommunikationsforschung, wie sie uns der Sonderband ausschnittsweise vor Augen führt, mit all seinen diversen Zugängen und Fragestellungen weitaus deutlicher gemacht, als die dem Band

zugrunde gelegte chronologische Gliederung es vermag. Die Anknüpfung der Einzeluntersuchungen an die umfangreiche Theoriebildung im Bereich der Kommunikationsforschung und damit ein harmonisches Zusammenspiel von Theorie und Empirie ist in einigen Aufsätzen gelungen. Sie zeigen, wie fruchtbar der kommunikationstheoretische Ansatz für die Einbeziehung neuer Quellen, Themen und Fragen und für die Zusammenarbeit mit den angrenzenden Wissenschaftsdisziplinen sein kann. Erkennt man Kommunikation als Grundlage der Gesellschaft an, wird sich ein weites Feld kommunikativer Zugänge zur Geschichte auftun. Es kann daher nur heißen: Mehr Mut zur Kommunikation!

ULRIKE PLATH

KARL-ERIK FRANDBSEN: *The Last Plague in the Baltic Region, 1709–1713*. Verlag Museum Tusulanum Press. Copenhagen 2010. 537 S. ISBN 9788763507707.

Karl-Erik Frandsen, Dozent an der Universität Kopenhagen, motivierte seine eigene Neugier zur Beschäftigung mit dem Thema Pest. Frandsen war gerade dabei, einen Beitrag für ein Buch über die Geschichte seiner Heimatinsel Amager zu verfassen, als er entdeckte, dass im Kirchspiel Tårnby im Jahre 1711 die Sterblichkeit bei über 40 Prozent gelegen hatte. Dass in Dänemark im 18. Jahrhundert die Pest wütete, ist zwar allgemein bekannt; frappierend ist jedoch eine derartig hohe Sterberate. Massenhaftes Sterben hat zwangsläufig zur Folge, dass eine Reihe etablierter Beziehungen abgebrochen wird, wodurch Entwicklungen, die in der Zeit vor der Katastrophe erfolgt waren, rückgängig gemacht werden. Durch den Tod wird das Funktionieren der Netzwerke zwischenmenschlicher Beziehungen, die sich in der Gesellschaft herausgebildet haben, verändert.

Um Sterblichkeitsraten im historischen Narrativ zu veranschaulichen, muss jedoch sorgfältige Vorarbeit geleistet werden. Im Jahre 2004 veröffentlichte Frandsen ein Buch über eine Quarantänestation, die von 1709 bis 1711 als vorbeugende Maßnahme zur Hemmung der Ausbreitung der Pest auf der Insel Saltholm eingerichtet worden war.¹ 2005 organisierte er in Zusammenarbeit mit Peter Christensen an der Universität Kopenhagen eine Lehrveranstaltung zur Pest. In die Durchführung des Kurses

¹ KARL-ERIK FRANDBSEN: *Kampen mod pesten, karantænestationen på Saltholm 1709–1711* [Der Kampf mit der Pest. Eine Quarantänestation auf Saltholm 1709–1711], København 2004.

wurden drei Experten eingeschaltet: Bodil Persson von der Universität Lund, Jörg Zapnik von der Universität Greifswald sowie Tiiu Oja vom Estnischen Historischen Archiv in Tartu. Dabei störten die unterschiedlichen Auffassungen der Wissenschaftler über den Charakter der Pest des 18. Jahrhunderts keineswegs den reibungslosen Ablauf des Kurses. Während Frandsen der Ansicht war, dass es sich im Grunde um dieselbe Krankheit handelte, die man unter dem Namen „Schwarzer Tod“ kennt – wobei er bereit war einzuräumen, dass sich der Peststamm im Laufe der Jahrhunderte verändert haben dürfte –, so vertrat Christensen die gegenteilige Meinung: Die Krankheit, an der die Menschen in Europa zu Beginn des 18. Jahrhunderts starben, sei eine ganz andere gewesen als diejenige, die durch das Bakterium *Yersinia pestis* ausgelöst wurde. Auch durch einen flüchtigen Blick auf die Genforschung können wir uns keine völlige Klarheit in dieser Frage verschaffen.² Vor diesem Hintergrund fordert Frandsen die Einrichtung eines internationalen wissenschaftlichen Netzwerkes, um die tatsächliche Herkunft des Bakteriums, das die Pest des 18. Jahrhunderts auslöste, zu ermitteln.

Die Pestwelle, die Frandsen im anzuzeigenden Buch einer eingehenden Betrachtung unterzieht, gelangte aus Zentralasien nach Europa. Im Jahre 1702 traf sie die schwedische Armee im südlichen Polen und griff 1703/04 auf die Ukraine über. Die von Frandsen herangezogenen Untersuchungen lassen den Schluss zu, dass die Pest, die von 1704 bis 1712 in Polen wütete, rezidiv war. Als anschauliche Beispiele hierfür dienen Krakau und Warschau. Sowohl in Danzig als auch etwa in Dänemark brach die Pest jeweils nur ein einziges Mal massiv aus. Des Weiteren setzt sich der Autor mit der Ausbreitung der Pest an der östlichen Küste der Ostsee, aber auch in Schweden und Finnland auseinander. Bei der Betrachtung Livlands wird das Hauptgewicht auf Riga gelegt, wo 1709 und 1710 der russisch-schwedische militärische Konflikt tobte. Die Belagerung Rigas durch die russischen Truppen und der nachfolgende Rückzug der Schweden im Sommer 1710 lassen zweifellos darauf schließen, dass die Soldaten die Krankheit mit sich trugen.

Hochinteressante zusätzliche Informationen liefern die Forschungen des Autors im Historischen Staatsarchiv Lettlands. So waren in Pernau bis 1713 mindestens 69% der Bevölkerung, d.h. insgesamt 1 151 Menschen an der Pest gestorben. Auch die Statistik von Reval ist frappierend: Nachdem die Stadt am 29. September 1710 vor den Russen kapituliert hatte, führte General Felix Bauer eine Revision durch, um den Bevölkerungsverlust festzustellen. Mitte Dezember zählte man innerhalb der Mauern der Stadt 1 990 und in den umliegenden Dörfern noch weitere 200 lebende Seelen. Zwar

² MARK ACHTMAN, GIOVANNA MORELLI, PEIXUAN ZHU u.a.: Microevolution and History of the Plague Bacillus, *Yersinia pestis*, in: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 101, 21.12.2004 (Nr. 51), S. 17837-17842.

verfügen wir über keine genauen Angaben darüber, wie viele Einwohner vor der Kapitulation in der Stadt gelebt hatten, doch kann man ihre Zahl inklusive der schwedischen Soldaten und der aus der näheren Umgebung evakuierten Landbevölkerung auf 20 000 bis 22 000 schätzen. Allerdings war ein Teil der Truppen und Stadtbewohner auf dem Seeweg nach Finnland abgezogen worden – und trug die Krankheit mit sich; um wie viele Menschen es sich dabei handelte, wissen wir nicht. Die hohe Sterblichkeitsziffer in Reval muss auch nicht nur durch die Pest bedingt gewesen sein. Zur Ausbreitung von Infektionskrankheiten in der Stadt trugen zweifelsohne auch die 5 000 Männer bei, welche die Stadt belagerten und vor der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten, da sie mit dem Oberen See, der in ihrem Einzugsgebiet lag, die Wasserleitung der Stadt verseuchten. Zudem wurde die Mortalität auch durch den Nahrungsmangel erhöht. Frandsen stützt sich bei seiner Darstellung der Ereignisse auf estnischem Gebiet im Wesentlichen auf die Forschungsergebnisse von Tiit Oja, auf denen auch die hier präsentierte Karte Estlands beruht (S. 51). Letztere zeigt die Mortalität während der Periode 1708 bis 1710 nach Kirchspielen. Zwar gibt Frandsen zu bedenken, dass Ojas Berechnungen, denen zufolge 75% der Bevölkerung an der Pest gestorben seien, nicht ganz exakt sein müssen, doch wäre sogar ein etwas geringerer Prozentsatz noch außergewöhnlich hoch.³

Zum spannendsten Teil der Untersuchung gehören zweifelsohne die Betrachtungen der Pestfälle in Helsingør und Kopenhagen. Helsingør liegt auf der Insel Seeland, und alle Schiffe, die in die Ostsee einliefen oder sie verließen, mussten hier vor Anker gehen. Die Stadt war daher allen möglichen Infektionen hilflos ausgeliefert. Frandsen vermittelt ein beneidenswert kompaktes Bild von der Pestepidemie in der Stadt, indem er detaillierte Beschreibungen ihres Verlaufs liefert, die durch Tabellen, welche die demografischen Prozesse abbilden, und sozio-topografische Karten ergänzt werden. Doch wie es bei solchen allgemeinen Abhandlungen oft der Fall ist, zeigt sich auch hier das Problem, einen einheitlichen Forschungsansatz durchgehend umzusetzen. Letztlich stellt sein Buch eine Studie über die Pest dar, in der Dänemark in den Fokus genommen wird. Der Inhalt entspricht somit nicht dem, was der Titel verspricht. Man darf annehmen, dass ein Autor wahrscheinlich viel mehr Zeit benötigt hätte, um Inhalt und Titel vollends in Einklang zu bringen.

In Bezug auf den Ausbruch der Pest hat Frandsen keine Gesetzmäßigkeiten feststellen können. In manch einem Dorf hatte die Pest besonders gravierende Folgen, während sie auf ein Nachbardorf überhaupt nicht übergriff. Ähnliches gilt auch für die Städte. In der einen Straße blieb

³ TIITU OJA: *Katk Põhjasõja ajal Eestis* [Die Pest in Estland während des Nordischen Krieges], in: *Artiklite kogumik Eesti Ajalooarhiivi 75. aastapäevaks*, Tartu 1996 (*Eesti Ajalooarhiivi toimetised* 1 [8]), S. 217-253. Versehentlich wird im Literaturverzeichnis des hier anzuzeigenden Buches als Erscheinungsjahr des Aufsatzes von Oja das Jahr 2004 angegeben.

kein einziger Haushalt von der Pest verschont, während in einer benachbarten Straße fast alle Häuser unberührt blieben. Nur wenn sich ein Mitglied eines Haushalts bereits angesteckt hatte, griff die Krankheit aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf die anderen Familienmitglieder über. Dies lässt den Schluss zu, dass die Pest durch Flöhe übertragen wurde. Frandsen hat keine Aufzeichnungen darüber gefunden, dass die Pest etwa von Ratten übertragen worden sei. Beim Ausbruch der Epidemie wurden zunächst die Frauen von der Krankheit befallen, doch übertraf im Verlauf der Ausbreitung der Infektion die Mortalität der Männer diejenige der Frauen. In erster Linie fielen Erwachsene und Jugendliche der Krankheit zum Opfer. In den meisten Fällen erlagen diejenigen, die sich infizierten, der Pest auch; doch war unter Umständen auch eine Heilung möglich. Die Praxis der Barbieri von Helsingør bestätigt, dass es von Nutzen sein konnte, wenn die Pestbeulen aufgeschnitten, die dort gesammelte Flüssigkeit entfernt und die Wunden gereinigt wurden. Frandsen geht davon aus, dass das Bakterium *Yersinia pestis* zum Anfang des 18. Jahrhunderts einen Teil seiner Virulenz einbüßte.

Die Gefahr einer Ansteckung mit der Pest wurde durch die Benutzung gewobener Materialien erhöht, in denen sich Flöhe einnisten konnten. Nicht weniger gefährlich waren Flachs und Hanf. Die Ausbreitung der Pest konnte gehemmt werden, wenn man das Stroh, das als weiche Unterlage benutzt wurde, verbrannte. Frandsen ist überzeugt, dass auch der Wacholderrauch am Eingang von Kirchen und Hospitälern hilfreich war. Die Reinigung von Räume und Textilien, nachdem die Pest erloschen war, erwies sich ebenfalls als wirksam, doch nur in Falle einer anweisungsgemäßen Durchführung.

In einigen Fällen können Faktoren oder sogar konkrete Personen, die an der Ausbreitung einer Pestepidemie schuld waren, mit großer Wahrscheinlichkeit festgestellt werden. Es ist aber nicht hundertprozentig klar, ob die Pest so nach Helsingør gelangt ist, wie es aus den Zeugnissen der Zeitgenossen hervorgeht. Demnach sei sie von einem Reisenden, der im Oktober 1710 mit einem niederländischen Schiff aus Stockholm ankam, eingeschleppt worden. Klar ist demgegenüber, dass im dänischen Fall die Juden von den Zeitgenossen nicht beschuldigt wurden, den Ausbruch der Pest verursacht zu haben, auch wenn sie immer wieder zum Sündenbock der europäischen Geschichte gemacht worden sind. Der Ausbruch der Pest war saisonbedingt. Meistens brach sie im Juni aus, erreichte im August ihren Höhepunkt und kam zu Beginn des Winters, im Oktober und November, zum Erlöschen. In einigen Fällen konnte die tödliche Krankheit sogar zwei Kulminationspunkte erreichen, wobei die Zeitspanne zwischen den beiden Spitzen bei etwa vier Wochen lag.

Die Behörden zeigten sich meistens nicht gleich bereit zuzugeben, dass es sich um einen Pestausbruch handelte. Sogar in den Fällen, als bereits kein Zweifel mehr möglich schien, wurde die Wahrheit zu verschweigen

versucht. Aus diesem Grund wurde die Isolierung von Kranken und Gesunden erst mit Verspätung vorgenommen, auch konnten so weder Kranke in separaten Gebäuden untergebracht noch neue Friedhöfe angelegt werden, was im Ergebnis die Zahl der Pestopfer nur erhöhte. Wenn sich die Wahrheit nicht mehr verschleiern ließ, reagierten die Behörden auf die Pest in den meisten Fällen durchaus adäquat. Die dabei ergriffenen Schutzmaßnahmen waren in ganz Europa ähnlich. Die verhängte Quarantäne erfüllte schließlich ihren Zweck. Frandsen zieht den Schluss, dass die Pest der Jahre 1709–1714 eben dank der endlich in Angriff genommenen administrativen Maßnahmen erloschen sei.

PRIIT RAUDKIVI

Eesti ajalugu V: Pärisorjuse kaotamisest Vabadussõjani [Estonische Geschichte, Bd. V: Von der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zum Freiheitskrieg]. Hrsg. von SULEV VAHTRE (†), verantwortlich für diesen Band TOOMAS KARJAHÄRM und TIIT ROSENBERG. Verlag Ilmamaa. Tartu 2010. 503 S. ISBN 9789985771419.

The highly welcomed publication of the fifth volume of *Eesti ajalugu* finally brings to a close a process that began three-quarters of a century ago with the appearance in 1935–1940 of the first three volumes of a projected five-volume work, also titled *Eesti ajalugu* with Hans KRUIJ as the chief editor. The fate of this project, which sought to offer a scholarly survey of Estonian history directed toward the general reader, reflects and highlights the sharp discontinuities of the Estonian experience in the twentieth century. Although the Soviet regime did permit the publication in 1940 of the original third volume, covering the period from the collapse of medieval Livonia to the end of the seventeenth century, it then consigned the whole undertaking to oblivion, and library copies of the three published volumes of *Eesti ajalugu* became inaccessible to the general public in so-called *spetsfondy*. Fortunately, the restoration of Estonian independence permitted the revival of the initiative, this time with Sulev Vahtre as the chief editor, and a new fourth volume on the eighteenth century appeared in 2003, along with a sixth volume on the twentieth century in 2005. Thus, this worthwhile project, slated to have been completed in less than a decade, actually required seventy-five years. The amount of time that has elapsed since the publication of the original first three volumes has rightly encouraged plans to issue new and up-to-date versions of them in the near future.

The fifth volume of *Eesti ajalugu* under review covers almost exactly one hundred years from the emancipation of the Baltic serfs in 1816–1819 to the beginning of the Estonian War of Independence near the end of 1918. This century, particularly the last six decades, was an era of increasingly rapid change in the history of Estonia, and this work succeeds well in making the period come alive for the general reader. The book is divided into three main parts and generally well balanced in its coverage. Nearly half of the pages are devoted to a section entitled “State, People, and the Economy,” focusing mainly on social and economic history, but also on the political evolution of the Russian empire as well as the legal system and governmental institutions in the Baltic provinces. About a third of the text is allocated to the second part, “National Awakening and Russification,” which concentrates on the Estonian national movement and on cultural developments. Finally, “Revolution and War,” with just under a quarter of the text, emphasizes the politicization of the national movement, as its goals escalated from autonomy in 1905 to independence following the Russian Revolution of 1917. In view of the heightened pace of change in the second half of the century being covered, it is entirely appropriate that considerably more space be devoted to the later decades.

In the opening substantive chapter, the main authors of the book, Toomas Karjahärm and Tiit Rosenberg, valiantly provide a brief introduction to the larger European and Russian context, a necessary, but difficult task to do in a limited number of pages. No mention is made, for example, of the liberal Finnish solution in 1809, and the origins and evolution of the Russian revolutionary movement deserve more detailed treatment. The extensive chapters on social and economic history, mainly authored by Rosenberg with contributions from Sulev Vahtre, Aadu Must, and Mati Laur, provide a solid overview of the transformation taking place in the history of Estonia. The analysis of demographic developments highlights Estonia’s distinctive position in the Russian empire, including comparisons with its most immediate neighbours, and also places it into a larger European context. The initial failure of the emancipation of the serfs to solve the agrarian question and the ensuing decades of unrest and attempts at further reform are also well documented here. However, the term *lindpriius* (“outside the law”) is not well chosen as a description of the problematic, but not “illegal” status of the Estonian peasantry in the early years of freedom, and more comparison of the agrarian conditions in northern and southern Estonia would have been helpful.

Modernization in the agrarian sector and the transition to dairy and live-stock farming, especially after 1870, rightly receive considerable attention. Estonia clearly lagged behind its more developed Baltic Sea regional neighbours, but productivity on peasant farms was only slightly lower than on the estates at the eve of World War I. As a result of new landowning opportunities, social differentiation increasingly appeared among the Estonian

agrarian population, as documented in an excellent table on p. 133. At the end of the nineteenth century northern Estonia had a slightly higher proportion of peasant landowners, but those in the southern regions had larger farms. Missing from this detailed portrait is a view of the parallel Baltic German rural world. Aadu Must offers an interesting counterpoint to the picture of peasant rural life in the Baltic region with an analysis of Estonian emigration to the interior of the Russian empire, mainly by landless peasants in search of farmland. Most were Lutherans, but perhaps one-fourth were Orthodox. A strikingly large proportion retained command of the Estonian language throughout the tsarist period.

The chapters on the gradual rise of industrialization, the continuing role of handicrafts, foreign and domestic trade, and improvements in communication round out the picture of an increasingly dynamic society coming to grips with the challenges and transformation fostered by the broad process of modernization. The grim life facing the early industrial working class receives much attention here, but other social groups in the cities are less thoroughly treated. Indeed the chapter on urbanization and the urban population is surprisingly short. It could have been strengthened with a few more tables and analysis on, for example, the changing ethnic composition and the evolution of property ownership in the urban areas. The increased mobility of the population is well documented in the chapter on communication, enhanced by two excellent colour maps (pp. 192–193), which show the development of highways, postal connections, and railroads. However, the social and economic impact of the railroad, one of the great symbols of the industrial era, deserves more elaboration than is afforded here. How often and how quickly, for example, did the trains run and which lines carried the most freight and passengers?

Arguing on the basis of his recently published work *Äratjad* (The Awakeners), Mart Laar, the main author of the chapters on the national awakening, applies the well-known model of Miroslav Hroch to the Estonian case. Although Hroch clearly defines his Phase A as “the period of scholarly interest” in a given national movement,¹ Laar looks for signs of activism already in the “pre-awakening” period. He seems surprised that Faehlmann and Kreutzwald would express pessimism about the viability of an Estonian nation (p. 229), but such doubts were entirely understandable in view of the level of Estonian development and the prevailing conditions in the tsarist empire during the reign of Nicholas I. Although he calls it “perhaps an exaggeration,” in a scholarly survey there is no reason for Laar to repeat the traditional rhetorical flourish that the Estonian people “sang itself into a nation” at the first All-Estonian Song Festival in 1869. Overall, however, Laar provides a useful overview of the national movement in

¹ MIROSLAV HROCH: *Social Preconditions of National Revival in Europe: A Comparative Analysis of Patriotic Groups Among the Smaller European Nations*, New York 2000, p. 23.

the 1860s and 1870s, and his prosopographical study of over 4,000 Estonian activists yields some important results. Unfortunately, his definition of the elite group of “awakeners” is not entirely clear since he offers two varying standards: participation in “at least three” (p. 262) or “more than three” (p. 264) different initiatives of the national movement. His research not only confirms the dominant position of southern Estonia in the movement, especially Tartumaa and Viljandimaa, but also documents a stronger role for the cities than had been noticed in previous scholarship. In addition, Laar finds no particular correlation between national activism and any of the following factors: farm ownership, the density of the educational network, or association with the Moravian Brethren. Some discussion on whether conversion to Orthodoxy among southern Estonian peasants in the 1840s had any impact on their involvement in the national movement would also have been helpful.

In a succinct, but substantive chapter, Karjahärm offers an up-to-date summary of the contradictory impact of the tsarist regime’s attempts at Russification, although the extent to which it constituted a clearly planned state policy remains debatable (p. 270). He concludes that the central government’s standardizing administrative reforms largely took root, but attempts at cultural Russification fell through because Estonian national identity was already too firmly developed to be subject to any substantial assimilation to the Russian cultural world. Karjahärm also reminds us that the so-called “Russification era” was a complex and multifaceted period, and St. Petersburg’s attempted reforms were not necessarily the most decisive or important factor shaping the changes taking place. Further insight into the Russification period is afforded by the late Ea Jansen, who analyzes the failure of the seemingly fully Russified rural school system to produce the results desired by the central government. As she notes, the tsarist regime simply lacked the means to enforce its reforms, e.g., the small number of available inspectors who made infrequent visits to schools. In addition, some subjects were still taught in Estonian (religious instruction and hymn singing), and even the Russian language itself could be taught with the aid of the pupils’ native tongue (p. 383).

Some of the most appealing sections of the book are the various chapters on culture, mainly written by Jansen, who clearly displays her deep knowledge of Estonian and Baltic life in the last century of the tsarist era. In crisply composed prose she paints a lively picture of Estonian cultural advances in education, publishing, and the evolution of a public sphere, the latter crucial for fostering the emergence of civil society and further mobilization of the national movement. In her view, despite continued Baltic German control, the Lutheran Church played a key role for the Estonians, both as a cultural and social institution. Above all, Jansen succeeds in offering the reader an insightful view of both the Estonian and Baltic German cultural worlds as they were being transformed by the process of

modernization. The final chapters, mainly by Karjahärm, deal with the most rapid and explosive period of change from the Revolution of 1905 to the end of the First World War. He calls 1905 a turning point in Estonian history (p. 364) because—despite the failure of the revolution to unseat the tsarist regime—broadly based participation in the revolutionary process constituted the opening phase of a new movement for political self-determination that had previously been stymied by tsarist authoritarianism. Importantly, Jansen adds the observation that the experience of 1905 also contributed to the “mental emancipation” (*vaimne iseseisvumine*) of the Estonians (p. 382). Very welcome is the substantial chapter on World War I, usually a neglected topic in historical surveys, in which Karjahärm and Tõnu Tannberg summarize the overall European context as well as the results of recent research on Estonian participation in the Russian military forces. Ironically, by fall 1917 the Russian authorities had trained nearly 3,000 Estonian officers, most of whom voluntarily played a crucial role among the Estonian national forces in the ensuing War of Independence.

Although this fifth volume of *Eesti ajalugu* is a notably successful culmination to the overall project, certain issues deserve to be raised. At the end of the first decade of the twenty-first century the Baltic Germans are clearly a historical topic in Estonia, in contrast to the situation in the 1930s. This chronological distance provides the basis for a more impartial view of their role in the nineteenth and early twentieth centuries than was possible during the first period of Estonian independence, and various authors offer a well-balanced approach to this topic in the book. Nevertheless, the evolution of Baltic German attitudes could be treated more systematically. Where, for example, did the striking Baltic German liberalism in the early years of Alexander II's reign come from and how monolithic was the more conservative Baltic German public opinion in the waning decades of the tsarist regime? In recent Estonian historiography there is a trend that increasingly views the Estonian case within a larger context. For the period covered in this volume, the most obvious comparison is with the Latvian experience, and several authors make useful references to it. However, more could have been done in this regard, including topics such as the 1840s Orthodox conversion movement, the role of voluntary associations (*seltsid*), the highly parallel national movements, and the Revolution of 1905. More references to Estonia's relative position in the Russian empire as a whole, e.g., regarding economic development, would also have been welcome. In a survey history, written by ten different authors and organized by topics that inevitably overlap to some degree, there is a built-in structural problem that makes a certain amount of repetitiveness and fragmentation unavoidable. For example, the Estonian emigration to the interior of the Russian empire is covered in two separate chapters. In addition, the Estonian press in the national awakening era is appropriately

discussed under the rubric of the national movement, but also receives considerable treatment in one of the cultural chapters.

In terms of format and organization this book closely follows the approach taken in the other two recently published volumes, and all three conform in large measure to the style used in the original works in 1935–1940, e.g., scholarly prose, but no references or footnotes, and large numbers of maps and illustrations. Although respect for continuity and an established tradition is understandable, the question arises whether the needs of the Estonian reader today are the same as they were in the 1930s. Extensive footnotes would be unwieldy in a historical survey, but the contemporary reader might expect references for quotations, which often appear disembodied and undated in the text, and the various statistical tables. A helpful innovation in the recent volumes is sections on historiography, including extensive treatment of a wide range of scholars writing both in Estonian and in other languages, and it could be argued that the thorough, 36-page bibliography at the back of the fifth volume should satisfy even the most demanding reader. Nevertheless, there is no indication of which sources the authors of *Eesti ajalugu* have used most extensively. In this sense the approach in the original three volumes, showing references to the used or suggested literature at the end of each chapter, is preferable to the current one. That said, the three historiography sections, which introduce each major part of the book and total thirty pages in all, deserve praise for bringing to the reader's attention not only key secondary works, but also important primary sources such as memoirs and collections of documents.

One of the most attractive aspects of the book is the colour maps, all of which are clearly presented and highly informative. However, in some cases, such as the excellent and detailed map on literacy in the Baltic region and in neighbouring provinces according to the census of 1897 (p. 282), they need at least some analysis in the text. Estonia's leading position in the Russian Empire (excluding Finland) with regard to reading ability at the end of the nineteenth century is certainly worth explaining and highlighting. Although the wide array of illustrations is also useful, a large number have been reduced too much in size, and in many cases dates would be helpful for context. A tradition that began in the original volumes of this series in the 1930s was the inclusion of a brief concluding section titled "in retrospect" (*tagasivaade*), and this practice was continued in the new fourth volume. It was not, however, followed in volumes five and six. For the general reader, even the well-read one, such a concluding summary can serve a useful purpose in drawing together themes and main trends that may be obscured by the organization of a historical survey according to a large number of topical divisions.

In sum, it should be stressed that the fifth volume of *Eesti ajalugu*, although delayed and thus appearing out of sequence, represents a highly worthy conclusion to the important project begun three-quarters of a

century ago. On a symbolic level, the fifth volume and the other two recently published ones help to restore an intellectual connection from the present to the first era of Estonian independence, a link that will be further strengthened when the original three volumes are rewritten and published. For the contemporary Estonian reader, whether a student or a history enthusiast of whatever age, this significant and up-to-date survey of a crucial period in Estonian history will provide much food for thought as well as inspiration for further study.

TOIVO RAUN

ANJA WILHELMIS: *Lebenswelten von Frauen der deutschen Oberschicht im Baltikum (1800–1939). Eine Untersuchung anhand von Autobiographien* (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 10). Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2008. 422 S. ISBN 9783447058308.

Die anzuzeigende Dissertation Anja Wilhelms gliedert sich in fünf Kapitel. Nach der Einleitung, die eine kurze Einführung in das zu behandelnde Thema, den derzeitigen Forschungsstand, die Quellenlage sowie Methodik und Aufbau der Arbeit skizziert, folgt eine allgemeine Einführung in Geschichte und soziale Bedingungen der ehemaligen Ostseeprovinzen sowie der ersten estnischen und lettischen Republiken, der sich ein ebenfalls allgemein gehaltener Überblick über die gesellschaftliche Position deutschbaltischer Frauen der Oberschicht anschließt. Im dritten Kapitel widmet sich die Verfasserin ihrer expliziten Forschungsaufgabe, der Darstellung von „Lebenswelten“ anhand autobiographischer Schriften von Deutschbaltinnen. Das fünfte Kapitel schließlich fasst die Ergebnisse zusammen. Das Ziel Wilhelms ist es, die Auswirkungen gesellschaftlicher Umbrüche auf die Mentalitäten der Deutschbaltinnen zu untersuchen und durch die Filterung von geschlechts- und gesellschaftlich differierenden Rahmenbedingungen eine Separierung der in ihnen enthaltenen individuellen „Lebenswelten“ zu erreichen (S. 13f.). Neben diesen beiden Analysepunkten stehen auch Einzelaspekte im Untersuchungsfokus, die zu einer „Nachzeichnung der Vielschichtigkeit der Identitäten in kulturellen, nationalen, ‚weiblichen‘ und sozialen Dimensionen“ führen sollen (S. 14).

Die bisher vorliegenden Besprechungen dieser Arbeit, u.a. von Ragna Boden und Thilo Niedhöfer,¹ weisen zwar auf manche geschichtswissenschaftlich

¹ Vgl. die Rezensionen von RAGNA BODEN, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 57 (2008), S. 398ff.; und THILO NIEDHÖFER, in: H-Soz-u-Kult, 1.3.2010,

wichtigen Aspekte des Werkes hin, lassen jedoch einige analytische Kernpunkte unerwähnt. Dies zeigt sich besonders in der z.T. eher oberflächlichen Vorgehensweise der genannten Rezensenten. So übernehmen sowohl Niederhöfer als auch Boden beispielsweise die von Wilhelmi im laufenden Text angegebene Zahl von 162 Autobiografien von 123 Verfasserinnen (S. 116), welche dem Werk zugrunde lägen. Hätten sie allerdings einen genauen Blick in das Quellenverzeichnis geworfen, wären sie zu einem Ergebnis von 179 angeführten Schriften gelangt, unterteilt in 101 gedruckte Texte und 78 ungedruckte Manuskripte.² Interessanterweise stimmt diese Anzahl aber nicht mit der in einem gesonderten, von Wilhelmi mit „Kurzcharakterisierung der benutzten Autobiografien“ betitelten Anhang zusammen, der 169 Schriften von 128 Autorinnen enthält (S. 335-372). Im Quellenverzeichnis tauchen zudem auch Schriften auf, die in der Ausarbeitung nicht zitiert werden. Hierzu zählen etwa die vier, wenn auch vom Umfang her recht kurzen Arbeiten von Margarete Dornhecker-Scheffel, die hier angeführt werden (S. 342). Für eine Dissertationsschrift sind diese bibliographischen Diskrepanzen erstaunlich. Interessanterweise wird im überaus ausführlichen Literaturapparat keinerlei Bezug genommen auf eine der wenigen Forscherinnen, die sich in den letzten Jahren explizit mit dem autobiografischen Schreiben von Deutschbalten beschäftigt haben – die Germanistin Maris Saagpak aus Tallinn.

Die Abhandlung weist einige zweifellos falsche Behauptungen auf, wie etwa die, dass Pockenschutzimpfungen erst ab dem beginnenden 19. Jahrhundert durchführbar gewesen seien. Selbst wenn die Methode des Tormaer Predigers Johann Georg Eisen aufgrund von dessen Gegnerschaft zum lokalen Adel seines Kirchspiels für die zeitgenössische deutschbaltische Oberschicht als inakzeptabel angesehen wurde, sollte in den Ostseeprovinzen doch bekannt gewesen sein, dass sich schon 1768 Katharina II. nebst dem Thronfolger und späteren Kaiser Paul I. publikumswirksam gegen diese Krankheit impfen ließen, um ein eindrucksvolles Beispiel der Ungefährlichkeit der Variolation zu geben.³ Der St. Petersburger Senat

URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2010-1-155> (letzter Zugriff 20.2.2011).

² Genau genommen handelt es sich um 77 ungedruckte Autobiografien, da ELISABETH KERSTEN: Rückblende. Erlebnisse zwischen Kurland und Kap, Münster/Westfalen 1997, versehentlich in diese Rubrik eingegliedert wurde. Die gedruckte Schrift MARISSA VON DER OSTEN: Petja: Ein Menschenleben. Roman, Hamburg 1941 (S. 381) ist ein fiktionaler Roman und keine Autobiografie, weshalb sich die Zahl der gedruckten Quellen auf 100 reduziert.

³ Siehe JOHANN GEORG EISEN: Die Blatternimpfung erleichtert und somit den Müttern selbst übertragen, Riga 1774. Noch vor Eisen beschäftigte sich der Arzt und Apotheker August Wilhelm Schulinus Anfang der 1750er Jahre in Dorpat mit der Variolation. Durch ihn wurde Eisen mit dem Prinzip der Pockenimpfung vertraut. Des weiteren beschäftigte sich auch der Oberpahlener Arzt Peter Ernst Wilde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Pockenimpfung. Vgl. LUDWIG STIEDA: Ueber P. E. Wilde und seine livländischen Abhandlungen von der

verordnete aufgrund dieses Ereignisses ein im ganzen Reich zu feierndes Dankesfest, das z.B. in Riga drei Tage lang dauerte und die Aufmerksamkeit der deutschbaltischen Oberschicht erregt haben dürfte.⁴

Wilhelmis Behauptung, ein lutherischer Prediger sei den Gutsbesitzern seines Kirchspiels unterstellt gewesen (S. 176), ist sehr unglücklich formuliert. Erstens war nicht jeder Gutsbesitzer eines Kirchspiels auch zeitgleich Kirchenpatron. Zweitens war der einmal eingestellte Prediger in letzter Instanz ohnehin den geistlichen Obrigkeiten Liv- bzw. Estlands untergeordnet. Sonderbar mutet des weiteren das Postulat Wilhelmis an, dass die deutschbaltischen Mädchen der Oberschicht ihre erste Menstruationsblutung und somit ihre Geschlechtsreife zwischen dem 12. und dem 20. [sic!] Lebensjahr erreicht hätten (S. 54). Dieses erstaunt, da in den verwendeten Autobiografien dieses Thema komplett ausgelassen wurde, wie Wilhelmi selbst zu einem späteren Zeitpunkt erläutert, wenn sie feststellt, dass es nicht den Gepflogenheiten der Zeit entsprach Sexualität und Körperlichkeit zu thematisieren (S. 266). Ein weit größeres Problem als diese vereinzelt auftretenden Fehler ist es jedoch, wenn in der Analyse in relativ hoher Frequenz vollkommen allgemeingültige Fakten als wissenschaftliche Forschungsergebnisse vorgestellt werden. So erfährt der Leser u.a., dass das Interesse eines Mannes das gesamte Lebensgefühl einer jungen Frau beeinflussen konnte (S. 203), dass es sich bei den ersten intimeren körperlichen Kontakten mit dem männlichen Geschlecht um Küsse handelte (S. 200), dass der Beginn eines ehelichen Zusammenlebens für die junge Frau eine Phase der Umgewöhnung bedeutete (S. 252), dass die Geburt eines Kindes für das Gefühlsleben einer Frau eine persönliche Bereicherung darstellte (S. 256) oder dass der frühzeitige Tod des Ehepartners eine Reflexion über das gemeinsame Leben und die Person des Verstorbenen nach sich zog (S. 285). Diese „Phänomene“ liegen in der Natur des Menschen begründet und wirken in einer Dissertationsschrift deplaziert. Auch in Bezug auf außerhalb des persönlichen Lebens der Frauen stehende Dinge treten z.T. erstaunliche Erkenntnisse zu Tage, wie etwa die, dass eine hohe gesellschaftliche Stellung des Mannes nicht zwangsläufig bei der Ehefrau die Befähigung zur Bekleidung öffentlicher Positionen bedeuten musste (S. 250). Viele dieser augenscheinlichen Universalismen, von denen hier nur eine Auswahl präsentiert wird, hätten bei einer sorgfältigeren Formulierungsweise vermieden werden können.

In diesem Zusammenhang müssen auch einige sprachliche Komponenten der vorliegenden Schrift erwähnt werden. Die Verfasserin ist um einen sachlichen, qualitativ hochwertigen Schreibstil bemüht, was nur

Arzneiwissenschaft, in: Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1884, Dorpat 1885, S. 75-99, hier S. 93.

⁴ Vgl. hierzu den einleitenden Teil in JOHANN GEORG EISEN: Ausgewählte Schriften. Deutsche Volksaufklärung und Leibeigenschaft in Russland, hrsg. von ROGER BARTLETT und ERICH DONNERT, Marburg 1998 (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, 2), hier S. 54.

zu begrüßen ist. Dem gegenüber steht jedoch bisweilen ein Wechsel in umgangssprachliche Formulierungen: So hätte das Studentenleben in Dorpat bei jungen Männern nicht selten – in Wilhelms Worten – „Löcher in den Brieftaschen“ hinterlassen (S. 282).

Positiv zu bewerten sind neben Wilhelms Schreibstil einige Feststellungen hinsichtlich der baltischen Gesellschaftskultur. Anspruch und Wirklichkeit, d.h. äußere Selbstdarstellung der deutschbaltischen Oberschicht und die von den Autobiografinnen erlebte Realität – Wilhelmi zufolge besonders im Bereich des Adels – hätten deutlich auseinandergeklafft (S. 147). Sie streicht die häufig betonte Wichtigkeit gesellschaftlicher Konventionen, die das Leben der Frauen reglementierten, heraus, aber auch die interne Stabilität der deutschbaltischen Gesellschaft während der gesamten Periode der russischen Oberherrschaft, die alle Bereiche des privaten Lebens umfasste.

Auch die deutschbaltische Reaktion auf den erstarkenden Nationalismus der späteren Titularvölker findet sich bei Wilhelmi anhand der Autobiografien sehr gut erfasst. So legt sie dar, dass Eheschließungen im 19. Jahrhundert ständisch orientiert waren und erst mit Aufkommen der estnischen respektive lettischen Nationalbewegung nationale Gesichtspunkte die Oberhand erhielten (S. 211). Gelungen ist auch die Betonung von Zäsuren, die einzelne oder aber auch alle gesellschaftlichen und privaten Komponenten der „Lebenswelten“ deutschbaltischer Frauen beeinflussten (die „Russifizierung“, die Revolution von 1905/07, der Erste Weltkrieg, die Gründung der neuen Republiken). Auch die Weiterführung der Untersuchung in die 1920er und 1930er Jahre hinein ist zu begrüßen, wobei besonders die Analyse der Einstellung zu Esten und Letten hervorzuheben ist. So finden sich in den Quellen nur Randnotizen über die Leistungen der beiden Völker beim Aufbau der neuen Republiken (S. 300).

Die Kernproblematik der vorliegenden Arbeit ist Wilhelms Methodik. Wie schon Niedhöfer in seiner Rezension bemerkte,⁵ gibt die Verfasserin als Ziel ihrer Ausarbeitung die „Entschlüsselung von Lebenswelten, Lebensentwürfen und Lebenswegen, Alltagserfahrungen, Wünschen oder Träumen, auch Mentalitäten der Frauen“ anhand von autobiografischen Schriften der deutschbaltischen Oberschicht an (S. 11). Für Wilhelmi steht „Lebenswelt“ für „kulturelle Praktiken und soziale Rahmen“; der Begriff symbolisiere „internalisiertes Wissen in der Bewältigung des Alltags“. Die soziale Wirklichkeit, wie sie in Autobiografien rekonstruiert wird, sei „gleichsam eine Variante der Wahrnehmung, Prägung und Veränderung“ durch die jeweilige Autorin (S. 22). Während Niedhöfer dem Thema keine weitere Beachtung schenkt, muss an dieser Stelle aber eingehakt werden, denn der letzte Teil des Zitates verweist auf die methodologische Problematik der Untersuchung. In autobiografischen Schriften sieht sich der Leser einer erzählten Welt gegenüber, die eine Mittelposition zwischen

⁵ NIEDHÖFER (wie Anm. 1).

faktischem und fiktionalem Erzählen darstellt, da der oder die Berichtende persönliche Vergangenheit prinzipiell nach eigenem Ermessen darstellen bzw. auch bewusst partielle Gebiete der Vergangenheit ausklammern kann, so wie es in vorliegendem Werk die Autobiografinnen beispielsweise im Bereich der Sexualität taten. Daraus folgt *a priori*, dass wir es hier zwangsläufig mit der Darstellung von „Teillebenswelten“ zu tun haben, da – um im selben Kontext zu bleiben – die meisten deutschbaltischen Frauen im Laufe ihres Lebens selbstverständlich sexuellen Aktivitäten nachgingen. Somit muss zunächst festgehalten werden, dass der Leser nur das aus dem Leben der Autobiografin erfährt, was er erfahren soll. Damit ist schon die Ausgangsfragestellung Wilhelmis zu allgemein gefasst, denn eine die Lebenswelten der deutschbaltischen Frauen komplett abdeckende Arbeit ist unter diesen Voraussetzungen nicht in der erwünschten Gesamtheit zu erreichen. Dies bemerkte auch schon Boden, die in ihrer Rezension eine Ergänzung der Selbstdarstellungen durch Ansichten von außen einforderte, was der vorliegenden Arbeit sicherlich gut getan hätte; eine derartige Ergänzung dürfte in der Breite allerdings kaum realisierbar zu sein.⁶

Die zweite methodologische Schwierigkeit liegt nun in der Quantität der benutzten Quellen. Die Quellen weisen eine starke temporale Disproportionalität hinsichtlich der Geburt ihrer Verfasserinnen auf. Nur 14 der Autorinnen kamen in der Zeitspanne von 1800 bis 1850 zur Welt, 57 im Zeitraum von 1850 bis 1900, während die übrigen nach 1900 geboren wurden (S. 119). Vor allem die wenigen Autobiografinnen der ersten Gruppe können schon aus rein numerischen Gründen nicht repräsentativ für die „Lebenswelten“ von Frauen einer ganzen Generation sein. Wilhelmis greift hier zu einem Kunstgriff, welcher auch bei Teilaspekten der Darstellung der späteren Autorinnenjahrgänge zur Anwendung kommt: Sie erklärt eine gewisse Einstellung der jeweiligen Autorin für exemplarisch und begründet dieses dadurch, dass auf Grund der zeitlichen, sozialen und regionalen Unterschiede der einzelnen Schriften eine Klassifikation derselben nicht einzuhalten sei, weshalb einzelne Biografien hervorgehoben werden. Obwohl diese nicht einen Anspruch auf Repräsentativität erheben würden, deuteten sie doch auf ein bestimmtes Muster eines Lebenslaufes hin, und stünden somit beispielhaft für die Handlungsweisen von Frauen in ihrer jeweiligen Zeit (S. 121f.). Diese Vorgehensweise ist bei 14 Autorinnen sehr problematisch, zumal gerade die Frauen dieser Geburtsjahrgänge, die ihr Leben aufschrieben, eben nicht als „beispielhaft“ für eine Generation angesehen werden können, in der sich nur wenige Frauen in den Ostseeprovinzen schriftstellerisch betätigten. Daher dürfen Rückschlüsse auf deren Charakter zu ziehen sein, der sich sicherlich von der Masse der Frauen abhob und zu divergenten „Lebenswelten“ führte. Daher wäre es vorteilhafter gewesen, diese Generation ganz aus der Analyse auszusparen und sich nur auf die beiden letzteren zu konzentrieren.

⁶ Vgl. BODEN (wie Anm. 1), S. 400.

Eine dritte methodologische Schwierigkeit ergibt sich schließlich aus dem Versuch, einzelne Phänomene respektive Teilaspekte der Analyse in den gesamteuropäischen Kontext einzugliedern. Dies geschieht textimmanent und führt zu einer enormen Häufung von postulierten Analogien („wie im Deutschen Reich“, „wie in den deutschen Ländern“, „wie in Preußen“, „im gesamteuropäischen Rahmen“, vgl. S. 208, 209, 210, 211 und 213 usw.). Hieraus folgt, dass der Leser sich fragen muss, was denn eigentlich spezifisch baltisch an den „Lebenswelten“ der Frauen der deutschen Oberschicht in den Ostseeprovinzen bzw. den lettischen und estnischen Republiken gewesen sei. Wenn Unterschiede zu anderen Ländern festgestellt werden konnten, geht die Verfasserin zwar auch hierauf ein, allerdings ist die Anzahl derartiger Vermerke bei weitem geringer als die der Analogien primär mit dem Deutschen Reich. Obwohl die Häufung dieser Analogien inhaltlich ihre Berechtigung hat, wirkt sie doch ermüdend auf den Leser.

Nichtsdestotrotz beleuchtet die Arbeit Anja Wilhelmis eine neue und wichtige Facette in der deutschbaltischen Gesellschaft des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Perspektivisch gesehen wäre es nun, und zwar gerade im komparatistischen Kontext, interessant, die von ihr ermittelten Ergebnisse mit den „Lebenswelten“ von Frauen anderer ethnographisch determinierter Streusiedlungen respektive Sprachinseln zu untersuchen. Ein sicherlich erstrebenswerter Vergleich böte sich hier mit den Siebenbürger Sachsen an.

ALEXANDER EWIG

Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert (Colloquia Baltica, 18). Hrsg. von OLGA KURILO. Verlag Martin Meidenbauer. München 2009. 299 S. ISBN 9783899751512.

„Sommerfrische“¹ – ein Wort mit mannigfachen Assoziationen: Strand, Meer, Dünen, Promenade, Kurkonzerte, Ausflüge, Familie und der entspannte Plausch mit neuen Bekannten. Ein Phänomen, das im Laufe des 19. Jahrhunderts für immer breitere Schichten der Bevölkerung erschwinglich wurde, ein Phänomen aber auch, das bereits vor der Zeit des alles nivellierenden Massentourismus, wie wir ihn heute kennen, von den lokalen

¹ ANNELORE ENGEL-BRAUNSCHEMIDT: „Sommerfrische“ on the Baltic Sea, in: *The Dacha Kingdom: Summer Dwellers and Dwellings in the Baltic Area*, hrsg. von NATALIA BASCHMAKOFF und MARI RISTOLAINEN, Helsinki 2009 (Aleksanteri Series 3/2009), S. 279-298.

Spezifika lebte, durch die sich die diversen Seebäder auszeichneten. Von Nordschleswig bis an den Finnischen Meerbusen hatte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine nahezu ununterbrochene Kette von Ostseebädern herausgeformt, die als Spiegel der gesellschaftlichen Bedingungen der Zeit oft um ihre jeweils eigene Klientel buhlten. Der Hamburger Historiker Frank Bajohr hat mit seiner wegweisenden Arbeit von 2003 auf den bereits im Kaiserreich grassierenden Bäder-Antisemitismus aufmerksam gemacht (und sie dankenswerterweise für diesen Band noch einmal zusammengefasst),² der sich in der Weimarer Republik nahtlos fortsetzte – wie hieß es doch 1922 in der „Weltbühne“? „Ein herzerfrischender antisemitischer Wind pfeift brausend über den judenreinen Strand des anmutigen Badeörtchens“ Zinnowitz (S. 68). Dass Antisemitismus und ethnische Segregation auch in den Bädern der Ostseeprovinzen im späten Zarenreich gang und gäbe war, lässt sich mit Blick auf russischsprachige Reiseführer der Zeit ohne weiteres nachvollziehen. 1915 lesen wir in einem voluminösen Band über die „Kurorte Russlands“ zu Riga-Strand, dass in Edinburgh und Bilderlingshof Juden nur mit örtlicher Aufenthaltsgenehmigung leben dürften, während ihr Aufenthalt in Majorenhof, Karlsbad und Assern vom jeweiligen Gutsherrn strikt untersagt sei. Dafür dürften sie jedoch in Dubbeln die Sommerfrische ungestört genießen. Ansonsten sei die Verteilung folgendermaßen: „die Reichen, die Erholung und BadeFreuden suchen, vor allem Deutsche, konzentrieren sich in Edinburgh, Bilderlingshof und Bullen. Personen mittleren Einkommens halten sich in Karlsbad und Assern auf (vor allem Russen).“³

Hiervon erfahren wir im vorliegenden Band jedoch nichts. Dafür erklärt die Herausgeberin Olga Kurilo das Ostseebad zu einem „Schauplatz der Transnationalität“, da sich hier „Badegäste unterschiedlicher Nationalität bei gemeinsam geteilten Erholungsaktivitäten“ begegnet seien und „wie in den deutschen Ostseebädern ‚transnational cultural practices‘ ausgeübt“ hätten (S. 33). Worin diese Praktiken im Falle von Deutschbalten, deren Erinnerungen hier als primäre Quelle herangezogen wurden, denn eigentlich bestanden – im abendlichen Strandspaziergang, im Kurkonzert mit internationaler (!) Musik oder im Bewundern Petersburger Damen? –, bleibt unklar. Die Autorin erklärt selbst, dass „Angehörige verschiedener Nationalitäten und sozialer Schichten“ ihre kulturellen Aktivitäten in „unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus“ pflegten (S. 46). Was

² FRANK BAJOHR: „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2003.

³ Курортный путеводитель. [...] Справочная книга и практический путеводитель с приложением схемат. карт Кавказа, Крыма, Финляндии, Рижск. побережья, 51 иллюстр. и указателя маршрутов 1915–1916 г. [Kurort-Reiseführer. (...) Nachschlagewerk und praktischer Reiseführer mit Karten des Kaukasus, der Krim, von Finnland, Riga-Strand, 51 Illustrationen und Verzeichnis der Reisewege 1915–1916], Петроград 1915, S. 48f. Der Faktor des Krieges wird im Vorwort übrigens damit abgetan, dass dieser Reiseführer ja zahlreiche Alternativen für die nun unmögliche Auslandsreise anbiete (S. IX).

war daran transnational? Natürlich könnte man den abendlichen Smalltalk von baltischem Baron und russischem Fürst auf Französisch auf der Promenade von Hapsal oder Narva eine „transnationale“ Praxis nennen, doch war das europäischer Oberschichtenalltag bis weit in das 19. Jahrhundert hinein und kaum existenziell mit dem Schauplatz Ostseebad verbunden. Dass die internationale Zusammensetzung der Badegäste „Transnationalität“ manifestiere – aber wie denn genau: darin, dass der ungarische oder dänische Gast beim kurischen Fischer einkauft? –, mag man nicht komplett von der Hand weisen, doch bleibt die Frage, was konkret mit der Anwendung dieses Modewortes auf die multikulturelle Erfahrung einer Reise ins Ausland gewonnen ist. Zudem: wenn hier behauptet wird, dass das Phänomen der „Russifizierung“ (hier als immer stärker werdende Verbreitung der russischen Kultur in den Ostseeprovinzen gedeutet), welches unbestreitbar die russisch-deutschbaltischen Beziehungen verschlechtert hat, den „transnationalen Charakter der baltischen Badeorte“ verstärkt habe, da nun immer mehr Russen an die Ostseeküste reisten, muss man sich doch eigentlich fragen, wie, wo und auf welche Weise die verschlechterten Beziehungen nun im Badeort ausgetragen wurden. Doch davon kein Wort. Freilich ist in dieser Hinsicht wohl auch Antisemitismus eine „transnationale“ Praxis? Der Aufsatz bleibt somit viele Antworten schuldig. Von der nachweisbaren Inter- einfach auf eine irgendwie geartete Transnationalität zu schließen, ist zu wenig.

Anja Wilhelms Beitrag zum Wandel der Badekultur in den baltischen Ostseebädern unter Berücksichtigung des Genderaspekts kommt dagegen weitaus weniger ambitioniert daher, was in diesem Kontext ein Glück ist. Sie beschreibt dafür das Ostseebad als Ort der fortgesetzten Segregation anhand der je nach Geschlecht zugewiesenen Badezeiten oder je nach ethnischer Zugehörigkeit zugeteilten Strandabschnitte. Wilhelmi hat einen Blick für die im Laufe der Zeit den Sommerfrischlern angepasste und weiterentwickelte Infrastruktur der Badeorte, die diversen Bademoden oder die Versorgung mit Ärzten als Standortvorteil. Vortrefflich ergänzt wird ihr Beitrag zum einen durch Inga Sarma's leider viel zu kurzen Überblick über die Geschichte des Schwimmens in Riga-Strand bzw Jürmala bis in die Sowjetzeit hinein. Zum anderen sei auf Anu Järs' Aufsatz hingewiesen, die sich mit der Badekultur in den estnischen Ostseebädern beschäftigt, doch bereits mit der Zwischenkriegszeit schließt.⁴ Vom ärztlich verordneten, speziellen Regeln folgenden medizinischen (Nackt)Schwimmen bis zum Urlaubsspaß der 1930er Jahre wird hier die Sommerfrische an der Ostseeküste vorgeführt, ohne dass der soziale Hintergrund dieser Praktiken aus dem Blick gerät.

⁴ Vgl. ANU JÄRS: Suvituselu ja rannakultuur nõukogude ajal / Summer Life and Beach Culture during the Soviet Time, in: Reis [nõukogude] Läände. Kuurortlinn Pärnu 1940–88. Artiklite kogumik / Journey to the [Soviet] West. Resort town Pärnu during 1940–88. Collection of Articles, hrsg. von TIIT KASK und ALDUR VUNK, Pärnu 2009, S. 109–119.

Der Band konzentriert sich in einer speziellen Sektion auch auf die Ostseebäder als spezifisches Kulturerbe. Rihards Petersons beschreibt die historische Architektur von Jūrmala, dem alten Riga-Strand, wobei er nicht nur längst zerstörte Schätze der Holzarchitektur vorstellt, sondern auch Perlen der Sowjetarchitektur wie die „Jūras pērle“, die „Seeperle“ in Bulduri von 1965, die mittlerweile auch schon Geschichte ist (S. 258). Auch moderne Verirrungen wie synthetische Palmen an Privatvillen kommen zur Sprache, sodass ein guter Überblick über die verschiedenen Schichten entsteht, die Jūrmala zu dem machen, was es heute ist. Małgorzata Omilianaowska bietet als Vergleich dazu einen Streifzug durch die Bäderarchitektur in Polangen, dem „Zakopane an der Ostsee“. Sein Aufstieg zu einem beliebten Badeort seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war vor allem Ergebnis der Initiative der lokalen Gutsbesitzerfamilie Tyszkiewicz, die auf ihren Ländereien zahlreiche Villen und Pensionen bauen ließ – meist prächtige Holzbauten. Hier hätte man tatsächlich einen hervorragenden Ansatzpunkt finden können für eine vergleichende Sammlung von Beiträgen über die Entstehungsbedingungen der Seebäder und die Förderungsinstanzen, die – staatlich oder privat – mit Vision und Plan an deren Ausbau beteiligt waren. Leider verlangt ein derartig konzentriertes Vorhaben heutzutage wohl das Vorhandensein eines größeren Projektrahmens.

In gewisser Weise beschäftigt sich auch Anja Peleikis mit dem Komplex „Kulturerbe“, da sie ihren Beitrag der Kurischen Nehrung als nostalgischem Sehnsuchtsort widmet. Der Mythos des Ortes, zu dem neben der spektakulären Natur auch die – notwendigerweise – als rückständig empfundene Bevölkerung gehörte (was aber auch Teil von deren eigener Inszenierung des Touristenortes war), zog bis zum Zweiten Weltkrieg ein internationales Publikum an. Nach 1945 blieb die Natur das Aushängeschild für den sich allmählich entwickelnden binnensowjetischen Tourismus, der bei allen ideologischen Unterschieden doch auch auf die tradierten Bilder zurückgriff. Diese Kontinuität der Bilder – Fischer, Kähne und Dünen – setzt sich bis heute fort, denn die traditionelle Symbolik spielt für den „Heimattourismus“ weiterhin eine nicht zu unterschätzende Rolle. Mit den Seebädern auf der Kurischen Nehrung beschäftigt sich in einem allgemeinen historischen Überblick, der bis in die Gegenwart reicht, auch Nijolė Strakauskaitė, sodass das heutige Baltikum in diesem Band von Narva bis Nida insgesamt ausführlich vertreten ist.

Die übrigen Beiträge bieten einen klug strukturierten Überblick über „Deutsche Ostseebäder um 1900“ (Wiebke Kolbe), eine Analyse der Funktion bestimmter Landschaftsbilder für den Erfolg von Seebädern am Beispiel der Region von Rügen bis Usedom (Hans-Christian Bregott), eine Betrachtung der Gäste Zoppots (Małgorzata Buchholz-Todoroska) sowie zwei weitere Beiträge zum Thema Seebad als Kulturerbe: Èl’vira Jurčenko analysiert das Bild der Seebäder des Samlands in den Museen der Kaliningrader Oblast und Dimitri Spivak charakterisiert in seinem

anregenden Essay die kulturhistorische Bedeutung von Sestroretsk, indem er die Zeilen prominenter Besucher wie Aleksandr Blok oder Iosif Brodskij für sich sprechen lässt.

Wie Kurilo in ihrer Einleitung feststellt, bietet das vorliegende Buch keine vollständige Geschichte der Ostseebäder. Dies wäre von einem aus den Beiträgen einer Konferenz entstandenen Sammelband auch nicht zu erwarten. Zu unterschiedlich die Ansätze der Autorinnen und Autoren, zu groß auch der behandelte Zeitrahmen vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein. Um wirklich Vergleiche zwischen den einzelnen Orten, Regionen und Ländern ziehen zu können, hätte man sich ein einheitliches Konzept für alle Texte gewünscht. Nichtsdestotrotz ist es schön, dass dieser Band überhaupt entstanden ist und die historische Tourismusforschung auch im Ostseeraum vorankommt.⁵

KARSTEN BRÜGGEMANN

ДМИТРИЙ Н. КОПЕЛЕВ: *На службе Империи. Немцы и Российский флот в первой половине XIX века (Территории истории)* [Im Dienst des Imperiums. Die Deutschen und die russische Marine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Territorien der Geschichte)]. Издательство Европейского университета. Санкт-Петербург 2010. 340 S. ISBN 9785943800962.

Die Angliederung Est- und Livlands an das Russländische Reich zu Beginn des 18. Jahrhunderts führte zur Übernahme und Integration der deutschbaltischen Elite in den sich herausbildenden russischen Staatsdienst vor allem als Offiziere, Staatsbeamte und Diplomaten. Die Deutschbalten, die ins militärische und politische Establishment des Imperiums aufstiegen, wurden einer der wichtigsten und zuverlässigsten Grundpfeiler der kaiserlichen Macht bis zum Zusammenbruch der Monarchie im Jahre 1917.

Die Repräsentation der Deutschbalten in den Machtstrukturen, der Diplomatie und den Streitkräften des Zarenreiches ist in der historischen Literatur sowohl von den Deutschbalten selbst als auch von anderen Wissenschaftlern recht ausführlich behandelt worden. Ungeachtet der Tatsache, dass nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion auch in Russland

⁵ Um das kulturelle Symbol der Datsche kreisen die Beiträge in *The Dacha Kingdom* (wie Anm. 1). Sie behandeln geografisch vor allem den Bereich des Finnischen Meerbusens. Siehe dazu auch BRÜGGEMANN, *Gedächtnis und Identität der Russen im Baltikum*, in dieser Nummer der FzbG.

ein zunehmendes Interesse an der Rolle der Deutschen, darunter der Deutschbalten im Staatsdienst des Zaren zu verzeichnen ist, sind viele kleinere Bereiche bislang noch nicht untersucht worden. Die Übernahme der Deutschbalten in den Dienst des Imperiums sowie ihre Autorität in der Gesellschaft ist ein vielschichtiger und ergiebiger Themenkreis, der gute Möglichkeiten für weitere Einzelstudien bietet.

Dies lässt sich anschaulich anhand der hier anzuzeigenden Monografie bestätigen. Der Autor, Dmitrij N. Kopelev, ist Dozent an der Russischen Staatlichen Pädagogischen Alexander-Herzen-Universität und Kandidat der Geschichtswissenschaften. Er hat sich zuvor mit der Geschichte der kolonialen Expansion und der Piraterie der europäischen Staaten beschäftigt.¹ Sein hauptsächliches Forschungsinteresse gilt jedoch der Sozialgeschichte der russischen Marine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Deutschen bzw. Deutschbalten. Zu diesem Thema hat er zahlreiche Aufsätze in verschiedenen russischen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht – bei dem vorliegenden Buch handelt es sich eigentlich um seine bereits im Jahre 2000 verteidigte Kandidatendissertation², die nun in ergänzter und überarbeiteter Fassung in Buchform herausgegeben wurde. Wenn auch im Untertitel allgemein von den „Deutschen“ in der russischen Flotte die Rede ist, so wäre es im Kontext der politischen Geschichte des Imperiums jedoch richtiger gewesen, den Begriff „Deutschbalten“ zu gebrauchen, da der Anteil derjenigen Deutschen am Offizierskorps der russischen Flotte, die keinen Bezug zu den Ostseeprovinzen aufwiesen, gering war.

Kopelevs Buch gliedert sich in vier Kapitel. Im ersten (S. 29–115) werden die Herausbildung und die Besonderheiten des „deutschen“, also in erster Linie des deutschbaltischen Offizierskorps in der russischen Marine betrachtet, wobei zugleich auf das deutschbaltische Phänomen eingegangen wird. Im zweiten Kapitel (S. 116–175) wird das Hauptgewicht auf die Beschreibung der zahlenmäßigen Stärke des Untersuchungsobjekts und den für die individuelle Karriere ausschlaggebenden Faktoren gelegt. Der Autor hat sich bei der Ermittlung von „Offizieren deutscher Herkunft“ im Wesentlichen auf folgende Daten verlassen: Vor- und Nachname, Konfession und Sprache. Auf diese Weise hat er etwas mehr als 700 Marineoffiziere, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Dienst standen, feststellen können, um die es in diesem Buch geht. Im dritten (S. 176–241) und vierten (S. 242–287) Kapitel werden besonders faszinierende Themen angesprochen: die Herausbildung „deutscher“ Flottendynastien, verschiedene

¹ Siehe z. B. ДМИТРИЙ Н. КОПЕЛЕВ: Золотая эпоха морского разбоя. Пираты. Флибустьеры. Корсары [Die goldene Ära der Seeräuberei. Piraten. Filibuster. Korsaren], Москва 1997.

² DERS: Офицеры немецкого происхождения на службе в российском флоте (первая половина XIX в.) [Offiziere deutscher Herkunft im russischen Flottendienst (erste Hälfte des 19. Jhs.)], Autorenreferat der geschichtswiss. Kandidatendiss., Санкт-Петербург 2000.

Aspekte ihrer Vettern- und Günstlingswirtschaft, d.h. Nepotismus und Patronage, sowohl in der russischen Flotte als auch im ganzen Imperium.

Das Buch ist hervorragend illustriert, der Text wird durch einschlägige Tabellen veranschaulicht und die genealogischen Schemata mehrerer wichtiger deutschbaltischer Flottendynastien in den Anhängen tragen beträchtlich zum Verständnis des Textes bei.

Bereits im Hinblick auf ihre Struktur stellt Kopelevs Monographie eine beachtliche Studie dar. Hervorgehoben seien die Themenwahl und die Problemstellung, d.h. die Betrachtung der russischen Marine als einheitlicher institutioneller Organismus unter sozialgeschichtlichem Aspekt. Versucht wird in erster Linie den Einfluss des deutschbaltischen Offizierskorps auf die Entwicklung der Flotte festzustellen, wobei vor allem auf die Mechanismen der Gruppenbildung und die Rolle der Patronage eingegangen wird. Diese Fragestellung kann als neu und bahnbrechend bezeichnet werden. Kopelev beschreibt detailliert die Dienstlaufbahn mehrerer Marineoffiziere, ihre familiären Beziehungen und die damit einhergegangene Form gegenseitiger Hilfeleistung im Sinne der Karriereförderung (*vulgo*: Vetternwirtschaft). Dem Autor ist es gelungen, die inneren Wirkungsmechanismen der russischen Flotte durch verschiedene Beziehungsnetzwerke darzulegen, was darüber hinaus auch zum besseren Verständnis der Funktionsweise der russischen Machtstruktur überhaupt beiträgt.

Überzeugend ist auch die Wahl des untersuchten Zeitabschnitts, war doch gerade die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Deutschbalten eine Art „goldenes Zeitalter“. Damals erreichte ihre Autorität im politischen Leben des Imperiums einen Höhepunkt, was in erster Linie dem Umstand zu verdanken war, dass Russland damals eine aktive Außenpolitik betrieb. Dies kam nicht nur in den zahlreichen Kriegen, den das Reich führte, zum Ausdruck, sondern zeigte sich auch in einer umfangreichen kolonialen Expansion sowie in den zahlreichen Entdeckungsreisen. Viele Marineoffiziere deutschbaltischer Herkunft verdienten sich ihr Brot gerade auch mit diesen Forschungsfahrten, die ihnen zu einer rasanten Karriere verhelfen und auch zu ihrer materiellen Absicherung beitrugen (S. 162-167). Daher widmet Kopelev den Teilnehmern und Leitern verschiedener Expeditionen – darunter Adam Johann von Krusenstern, Friedrich Benjamin von Lütke oder Ferdinand Ludwig von Wrangel – viel Aufmerksamkeit. Es handelte sich bei ihnen aber nicht nur um hervorragende Entdeckungsreisende und Wissenschaftler, sondern auch um wichtige Patrone, um die herum sich diverse Netzwerke herausbildeten; das anschaulichste Beispiel dafür war von Krusenstern (S. 266-287).

Kopelev nimmt noch viele andere interessante Fragen in den Fokus, so etwa das Problem der Selbstreflexion der einflussreichen Deutschbalten. Wo verlief für sie die Grenze zwischen dem imperialen Selbstbewusstsein und demjenigen der Nation, wie passten sie sich den Machtverhältnissen und der Lebensordnung in der Hauptstadt an, welches war ihre Konfession

und in welcher Sprache kommunizierten sie? Der Autor kommt zu dem Schluss, dass die Deutschen in der russischen Marine kein einheitliches, homogenes Ganzes darstellten, sondern eher eine aus diversen Schichten bestehende Gesellschaft bildeten, die ständigen Veränderungen unterworfen war und sich durch überaus große Anpassungsfähigkeit auszeichnete. Ihren großen Einfluss wiederum belegt Kopelev unter anderem mit ihrer Autorität im Kadettenkorps der Seestreitkräfte, einer Lehranstalt, die einen Großteil der russischen Marineoffiziere ausbildete (S. 137-141).

Die Überlegungen und Schlussfolgerungen des Autors, der sich auf umfangreiches Quellenmaterial stützt, sind sauber argumentiert und begründet. Es ist verständlich, dass er vor allem Materialien aus dem Staatlichen Archiv der Russischen Seestreitkräfte herangezogen hat, das reichhaltige Informationen sowohl zum Lebenslauf der Offiziere im russischen Flottendienst – vor allem die Dienstlisten der Offiziere – als auch über ihre gegenseitigen Beziehungen und das Alltagsleben der Flotte bietet. Daneben finden sich in der Studie bislang unbekannte Dokumente aus dem Russischen Staatlichen Historischen Archiv, aus dem Archiv der Kaiserlichen russischen Geografischen Gesellschaft und auch aus dem Estnischen Historischen Archiv in Tartu. Letzteres sei besonders lobend erwähnt, da diese Bestände, in erster Linie die Tagebücher und der Briefwechsel der Familien der bekannten Entdeckungsreisenden Hermann Gustav von Löwenstern und Friedrich Benjamin von Lütke, von zentraler Bedeutung für Kopelev sind, um zum Verständnis der deutschbaltischen Verhaltensweisen, ihrer gegenseitigen Beziehungen und ihrer Position in der damaligen Machthierarchie beizutragen.

Auch das Verzeichnis der verwendeten Literatur kann durchaus als repräsentativ gelten. Neben russischsprachigen Studien hat der Autor nahezu erschöpfend sowohl die deutsch- als auch englischsprachige einschlägige Literatur herangezogen, darunter auch ältere deutschbaltische Arbeiten und genealogische Handbücher. Der historiografische Teil des Buches (S. 18-25) bietet eine gute Übersicht auch über die Untersuchungen und Quellenpublikationen, die in den letzten Jahrzehnten in Russland zum Thema der Deutsch(balt)en veröffentlicht worden sind.

Nach Ansicht des Rezensenten gehört die Untersuchung von Dmitrij Kopelev zu den besten Büchern über die Geschichte der imperialen Periode, die 2010 in Russland im Druck erschienen sind. Das Buch bietet neue und spannende Informationen zum Verständnis der Irrwege der sozialen und politischen Geschichte des Reichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und es stellt zugleich eine wichtige Studie aus der Perspektive der baltischen Geschichte dar, die aus russischer Feder stammt.

TÖNU TANNBERG

DARIUS STALIŪNAS: *Making Russians: Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863* (On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 11). Verlag Rodopi. Amsterdam 2007. 465 S. ISBN 978904202267.

This monograph is a work of model scholarship and an outstanding example of the new international school of the study of the practice and lived experience of tsarist rule in the empire's borderlands. Much of the work of this school has focused on the last third of the nineteenth century and early years of the twentieth century – the period commonly called the Era of Russification. As Andreas Kappeler has recently pointed out, the practitioners of this school “have all been working in the archives, have excellent language skills, and are engaged in a fascinating discussion about the nature, aims, and implementation of Russification.”¹ These scholars tend to find situational approaches to understanding tsarist policy and its implementation (or often, failure of implementation) to be more persuasive than an application of a monolithic, one-size-fits-all paradigm of “Russification,” commonly perceived as efforts by the tsarist state to turn non-Russians into Russians. They also avoid ethnocentrism, arguing that life in the late tsarist empire cannot be understood from the vantage point of only one particular ethnic or linguistic group.

In this book Darius Staliūnas plumbs both tsarist policy and practice toward “non-dominant national groups” in the Northwestern Region (*Северо-западный край*) from the early 1860s to early 1870s. This area included the provinces of Vil'na, Kovno, Grodno, Minsk, Mogilev, Vitebsk and corresponds to contemporary Lithuania and Belarus. The population of this area was diverse in terms of native language, religious confession, and ethnicity. The concept of national identity understood as a universal characteristic was as yet inchoate in the nineteenth-century Russian empire, but with this caveat in mind, we can say that the Northwestern Region was home, primarily, to Russians, Lithuanians, Poles, Jews (widely perceived in tsarist Russia in ethnic terms), and Belarusians.

Staliūnas has firmly grounded his study in sources from archives in Russia, Lithuania, and Poland, and he also engages with the secondary literatures and on-going scholarly discussions among Lithuanian, Polish and Russian traditional historians, and, most intensely, with the debates within the new international school of historians of the multiethnic tsarist empire referred to above.

Staliūnas identifies the Polish-Lithuanian Uprising of 1863–1864 as the point at which the previously dominant ruling strategy of emphasizing loyalty to the empire on the part of minority groups gave way to a new, interventionist approach that sought to ensure more seamless integration with a

¹ ANDREAS KAPPELER: The Ambiguities of Russification, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 5 (2004), pp. 291-297, here p. 292.

national Russian empire, and, where possible, assimilation to Russianness. A consistent thread was the Russian state's drive to limit Polish influence and Polish identity itself in all its possible manifestations. This was especially after the Uprising, but the approach actually predated it. Overall, the primary concern of the state was not to make Russians out of non-Russians, but to limit the influence of Poles and prevent the Polonization of non-Poles.

The book begins with three relatively brief chapters that lay the groundwork for three longer chapters that form the book's core. The shorter initial chapters address administrative boundaries, the central government's search for a nationalities policy in the Northwestern Region from the mid-nineteenth century until the Uprising, and definitions of Russification. The heart of the book is contained in Chapter 4 "Separating 'Them' from 'Us'. Definitions of Nationality in Political Practice," which examines land ownership policies, the replacement of teachers and lower officials, restrictions on who could enroll at the university based on ethnicity, the collection of statistics on nationality, and the ways in which Jews were identified; Chapter 5 "Confessional Experiments," which examines efforts to manage who was a Catholic; and Chapter 6 "Metamorphoses in Language Policy," which focuses on measures to encourage the use of Russian among the region's Jewish population and on the ban on Lithuanian books published in the Latin alphabet beginning in 1865.

There were several competing overall approaches to ruling the Northwestern Region, which, Staliūnas emphasizes, the tsarist state saw as fundamentally Russian in character. On the one hand, there were the more conservative state officials – conservative in the sense of preserving previous government practice – who valued loyalty to the state and the overall unity of the empire over the abstractions of nationality and concomitant efforts to mold it to the state's liking. These included state officials such as Interior Minister Petr A. Valuev, who "sought not so much to homogenise the borderlands culturally as to ensure the loyalty of the gentry above all to the tsar" (p.75). But the growing trend was toward a conscious championing of Russian national identity. Widely influential among state officials was journalist Mikhail N. Katkov, who advocated a move toward a more self-consciously Russian national state. If central state officials were often moderate, many local tsarist officials in the Northwestern Region (throughout the book Staliūnas refers to it as "NWP," an abbreviation for "North Western Province") were suspicious of Poles and any aspect of Polish influence, or perceived Polish influence, especially Catholicism.

In the eyes of officials with extreme Russian nationalist views, partial assimilation by non-Russians was insufficient. Governor General of Vil'na Konstanin P. Kaufman (in office 1865-1866) allowed only those individuals to remain in tsarist state service who, he said

"joined Orthodoxy together with their whole family and if in their manner of thought, life and language they and their whole family were

completely Russian, sympathizing with the government's measures to restore and strengthen Orthodoxy and the original Russian character of this province" (cited on p. 99).

Peasants and individuals of peasant background, however, were often exempt from these restrictions, and there was no consistent Russification or discriminatory policy regulating contact between the tsarist state and Lithuanians *qua* Lithuanians. A Lithuanian with the surname Ovchinkairuk was allowed to work as a physician in a school in Švenčionys as he was the "son of a simple peasant and through his origin presents a *sui generis* guarantee of his political reliability" (cited on p. 99). And yet, policies were put in place intended to ward off the Polonization of Lithuanians that certainly produced discriminatory results. For instance, Lithuanians were not permitted to become teachers in primary schools in Kovno gubernia.

"Nation" and "nationality" were not concepts that officials generally saw as the prime aspect of an individual's identity. Some officials saw loyalty to regime as most important; others tended to see religion as being the key to identity and most reliable predictor of behaviour. In the case of the region's Jewish population, the very terms used to refer to them was influenced by the state's own perception of their outlook toward the state and the likelihood they could be subject to Polonization. After the Uprising, some officials used the term *evrei* to refer to Jews who evinced a pro-tsarist orientation, while Jews who were seen as pro-Polish were labelled with the anti-Semitic pejorative *zbid* (120-121).

It emerges from this study that tsarist officials did not view nationality as categories of identity that each could, even potentially, have the same stature and bear the same weight. "Russian" and "Polish" were seen as different qualitatively, not just in terms of content, than "Lithuanian" or "Belarusian." Underlying the ban against Lithuanian publications in Latin script, for instance, was the conviction held by local tsarist officials that the Lithuanian language could not be suitable for the public sphere. The perceived available options were Polish and Russian, and for tsarist officials this was a choice whose outcome was for political reasons moot. The father of the idea for the ban, Alexander Hilferding, a Slavophile scholar and advisor to N. A. Miliutin (state secretary in Poland), commented, "it is necessary for Lithuanians to become educated without becoming Poles" (cited on p. 241). The policy was aimed at acculturating Lithuanians to public life in a Russian empire, not making them Russians. Kaufman asserted that the ban would "release the ordinary [Lithuanian] masses from Polonisation, enlighten them, make them completely literate, and teach them to write in their own ethnic dialects and the Russian language" (cited on p. 242). For one influential inspector of the Vil'na Educational District, "Lithuanian written in 'the Polish alphabet' was tantamount to being written in Polish" (pp. 261-262). Similarly, severe limitations on the use of Belarusian in schools, Catholic worship, and in publications in Belarusian showed

that “Belarusianness was permitted in public discourse only as a regional variation of Russianness” (p. 296).

Staliūnas concludes, “[b]eing Catholic, Lithuanians could also be treated as Poles or at least ‘potential Poles’ and thus also deserved special discriminatory treatment” (p. 297). The discriminatory policies developed in the 1860s continued, essentially, up to the 1905 Revolution.

One final note: this book is a translation of a Lithuanian-language manuscript. While the text is in idiomatic English, there are innumerable errors in syntax and grammar; in places these are serious enough to obscure what the author is trying to communicate. Either the author’s translators or the editors at Rodopi have thus done the author a significant disservice in the book’s production.

BRADLEY D. WOODWORTH

Vene imperium ja Baltikum: venestus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses [Das Russische Reich und das Baltikum: Russifizierung, Nationalisierung und Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts]. Bd. 2 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised. Acta et Commentationes Archivi Historici Estoniae 18 [25]). Hrsg. von TÕNU TANNBERG und BRADLEY WOODWORTH. Verlag Eesti Ajalooarhiiv. Tartu 2010. 377 S. ISBN 9789985858677.

Nicht erst seit den Forschungen von Edward C. Thaden zu Fragen der „Russifizierung“¹ am Ende des 19. Jahrhunderts in den russischen Ostseeprovinzen haben sich immer wieder Historiker daran versucht, anhand von Einzeluntersuchungen und Fallstudien die wesentlichen Ereignisse, Charakteristika und Perspektiven der vor allem in der deutschbaltischen Historiografie als „Russifizierung“ bezeichneten Periode zu bearbeiten.²

¹ U.a. nachzulesen in dem Sammelband *Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1914*, hrsg. von EDWARD C. THADEN, Princeton (N.J.) 1983.

² Erwähnt werden können hier (ohne Anspruch auf Vollständigkeit): MICHAEL H. HALTZEL: *Der Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Rußlands. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Unifizierungspolitik 1855–1905*, Marburg 1977 (Marburger Ostforschungen, 37); GERHARD BRANDT: *Der estländische Gouverneur Fürst Šachovskoj und die behördlichen Maßnahmen zur Russifizierung Estlands (1881–1894)*. Diss., Göttingen 1956; GERT VON PISTOHLKORS: „Russifizierung“ und die Grundlagen der deutsch-baltischen Russophobie, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 25 (1976), S. 618–641; DERS.:

Weit verbreitet blieb das von dieser Geschichtsschreibung gezeichnete Bild, das den Blick auf diese Periode schärfte, gleichzeitig aber auch auf eine Perspektive verengte, die das zarische Russland als Unterdrücker und „Täter“ darzustellen suchte, die deutschbaltische Oberschicht hingegen als „Opfer“ panslawistischer und nationalistischer Unterdrückung (vgl. v.a. die große Zahl an Publikationen zum Schirren-Samarin-Disput von 1868ff.) charakterisierte.

Dass jedoch nicht nur die deutschbaltisch geprägte Oberschicht in Est-, Liv- und Kurland von den sich verstärkenden politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Zentralisierungsmaßnahmen aus Petersburg betroffen war, sondern auch die anderen Ethnien der Gouvernements, die Esten und Letten, blieb lange Jahre ohne größere Berücksichtigung. Ein wichtiger Schritt, dieses Desiderat zu beseitigen, wurde von Seiten der estnischen Historiografie unternommen, als 2009 ein Sammelband erschien, der die Zeit des Russischen Imperiums und des Baltikums in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Inhalt hatte.³ Mit dem hier vorzustellenden Band folgt nun die Fortsetzung des begonnenen Weges, der zum einen eine Vertiefung des Forschungsgegenstandes bewirken, zum anderen eine Historisierung altbekannter und oftmals inzwischen unreflektiert verwendeter Termini zum Ergebnis haben soll: Bereits im Titel der Bände wird klar, dass wir es hier mit konkurrierenden Begriffen von staatlicher Zentralisierung als Reaktion auf die Erfordernisse der Zeit zu tun haben, die das russische Imperium spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts, seit der vernichtenden Niederlage im Krimkrieg, vor die Frage stellten, wie auf die stärker werdende Suche nach nationaler Identität bei den nichtrussischen Völkerschaften des Reiches, wie aber auch auf die mit der wirtschaftlichen und politischen Modernisierung einhergehenden Probleme (Industrialisierung, Urbanisierung) reagiert werden sollte.

Aus diesem Grund ist die im vorliegenden Sammelband gewählte wechselnde Perspektive auf die Fragen der „Russifizierung“ grundsätzlich zu begrüßen, die auch im ersten Band verwirklicht werden konnte: Neben

Ritterschaftliche Reformpolitik zwischen Russifizierung und Revolution. Historische Studien zum Problem der politischen Selbsteinschätzung der deutschen Oberschicht in den Ostseeprovinzen Rußlands im Krisenjahr 1905, Göttingen 1978 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 48); DERS.: Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft (1710/95–1914), in: Baltische Länder, hrsg. v. DEMS., Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 265–450, 557–564; Venestamine Eestis 1880–1917. Dokumente ja materjale [Russifizierung in Estland. Dokumente und Materialien], hrsg. von TOOMAS KARJAHÄRM, Tallinn 1997; WILHELM BARON WRANGELL: Zur Geschichte der Russifizierung der Baltischen Provinzen, in: Baltische Hefte 8 (1961/62), S. 65–80.

³ Vene impeerium ja Baltikum. Venestus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses [Das Russische Reich und das Baltikum: Russifizierung, Nationalisierung und Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts], hrsg. von TÕNU TANNBERG und BRADLEY WOODWORTH, Tartu 2009 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised. Acta et Commentationes Archivi Historici Estoniae, 16 [23]).

Untersuchungen zu Einzelfragen aus der Sicht der baltischen Gouvernements stehen Darlegungen, die die russische zentralstaatliche Sichtweise in den Vordergrund stellen und so eine differenzierende und differenzierte Analyse möglicher machen.

Abgesehen von verwirrenden Seitenangaben im englischsprachigen Inhaltsverzeichnis am Ende des Buches (die Einleitung wurde vergessen), ist die angenehme und leserfreundliche Gestaltung des Bandes hervorzuheben, die es dem Estnischen nur bedingt mächtigen Leser ermöglicht, anhand englischsprachiger Zusammenfassungen die Inhalte der Beiträge zu erschließen. Drei größere Themenkomplexe prägen das Buch. Mehrere Beiträge widmen sich Fragen der Schul- und Universitätsbildung in Zeiten sprachlicher Zentralisierung; daneben wird das Thema bäuerlicher Lebensverhältnisse als Reflex auf staatliche Modernisierungsstrategien behandelt, und schließlich gilt das Interesse einiger Autoren der russischen Nationalitätenpolitik in Bezug auf die multiethnische Armee des Zarenreiches. Beide Beiträge (von Gregory Vitarbo, „Nationalitätenpolitik und das Offizierskorps des Russischen Reiches 1905–1914“, S. 283–303, sowie von Mark von Hagen: „Grenzen der Reform. Die multiethnische imperiale Armee und der Nationalismus, 1874–1917“, S. 304–322) wurden bereits an anderen Orten veröffentlicht.⁴ Den Abschluss des Bandes bilden Überlegungen zur weiteren adäquaten Verwendung des Begriffs „Russifizierung“ angesichts moderner Forschungen in den letzten fünf bis zehn Jahren.

Indrek Kiverik lenkt in seinem Beitrag „Deutschbalten und russische staatliche Autorität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Der Gebrauch des Russischen in Verwaltung und Schulen der Ostseeprovinzen“ (S. 11–68) das Hauptaugenmerk auf staatliche Reformen zur Durchsetzung des Russischen als offizielle Sprache in den Provinzverwaltungen und im Bildungssystem als Teil allgemeiner Reformen zur Modernisierung, Zentralisierung und Unifizierung der Territorien und zur Konsolidierung der nichtrussischen Peripherie. Nach den Verwaltungsreformen ab 1877 (vor allem in den Städten, bei Polizei und Justiz) setzte Petersburg unter Modernisierungsgesichtspunkten die russische Sprache in staatlicher, lokaler und Provinzverwaltung durch, wobei der passive Widerstand der deutschbaltischen Oberschicht die Reformfortschritte lähmte. Als Reaktion darauf richtete der Staat seine Bemühungen auf den unter deutschbaltischer Leitung (Ritterschaften, Städte, Kirche) stehenden Bildungsbereich, ohne hier ab 1887 nachdrückliche Erfolge zu erzielen; diese lassen sich eher im administrativen Bereich nachweisen.

„Die Universität Dorpat 1882–1918: Russifizierung, Krieg und die Gefahr der Schließung“ (S. 69–126) steht im Mittelpunkt der Darlegungen von Sirje Tamul. Hier wird das Bemühen der Zentralgewalt deutlich, die Universität

⁴ Der erste Aufsatz erschien 2007 in der Zeitschrift *Slavic Review*, der Beitrag von Hagens in: *Reforming the Tsar's Army*, hrsg. von DAVID SCHIMMELPENNINGCK VAN DER OYE und BRUCE W. MENNING, Washington 2004, S. 34–55.

in das russische staatliche Universitätssystem zu integrieren, beginnend ab 1889 mit der Stärkung der russischen Unterrichtssprache (an der Juristischen Fakultät), der Zurückdrängung der universitären Autonomie und Einschnitten im Studentenleben. Auf der einen Seite ist ein Rückgang der Studentenzahlen zu verzeichnen, auf der anderen aber die Entwicklung regionaler Identität in den Studentenvereinen. Die Universität spielte vor allem im Krieg zwischen 1914 und 1918 eine wichtige Rolle bei der Ausbildung von Ärzten für den Krieg, die Studenten wurden ab 1917 verstärkt in die Armee einberufen. Gleichzeitig fand eine Auslagerung von Universitätsbesitz statt. Das kurze deutsche Intermezzo im Jahr 1918 (Landesuniversität Dorpat) wurde durch den nach der Erlangung der Unabhängigkeit siegreichen Kampf der Esten für eine eigene, estnischsprachige Universität beendet.

In seinem interessanten Beitrag „Von Studentenbewegung zur Russifizierung: Beziehungen zwischen den deutschbaltischen Burschenschaften und sozialen, ideologischen und nationalen Minderheiten in der Studentenschaft an der Universität Dorpat von 1820 bis in die 1890er Jahre“ (S. 127–203) geht Toomas Hiiu dezidiert auf die Organisationsformen der Söhne aus der privilegierten deutschbaltischen Schicht (Bürgertum) aus Livland, Estland und Kurland ein, denen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts kaum Esten und Letten bzw. Russen oder Polen gegenüberstanden. Deren regionaler Zuschnitt (Curonia, Estonia, Livonia und Fraternitas Rigensis) erhielt in den 1860er Jahren Konkurrenz von wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften der Esten und Letten. Vor allem ist des Autors Bemühen hervorzuheben, anhand der nationalen Grenzen das Nebeneinander und Gegeneinander im universitären Leben darzustellen. Zwischen deutschbaltischen und polnischen Studenten gab es kaum Berührungspunkte, mit den russischen Studenten waren spätestens seit 1868/69 (Schirren-Samarin-Disput) Konflikte programmiert, und auch gegenüber den zahlenmäßig stark zunehmenden autochthonen Esten und Letten nahmen in den 1870er Jahren die Spannungen zu. Die deutschbaltischen Studenten schotteten sich ab und blickten nach 1871 verstärkt aufs Deutsche Kaiserreich. Weitere Einschnitte in der universitären Zusammensetzung der Studentenschaft waren die Jahre 1881 (Zunahme jüdischer Studenten) bzw. 1897 (Zunahme russischer Studenten).

Mit den Beiträgen über die Agrarpolitik während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitet sich die Perspektive des Bandes ungemein. In dem Beitrag „Die Kolonialisierungspolitik des Russischen Reiches und die livländische Bauernschaft 1889–1914“ (S. 204–238) thematisiert Kadri Tooming die erste Migrationswelle der Esten zwischen 1850 und 1914 in andere russische Reichsteile, die von staatlicher Politik unterstützt wurde (Kolonisation Sibiriens). 1918 lebten immerhin 40 000 Esten in 150 sibirischen Siedlungen. Getragen war dieses Phänomen vom russischen Gesetz über Migration im Reich (1889), aber auch von der Fertigstellung der Transsibirischen Eisenbahn. Wilde und erzwungene Kolonisation

wurde unterbunden, lokale Behörden übernahmen seit 1897 die gezielte Siedlungsförderung. Das Interesse für Auswanderung gerade im nördlichen Livland war wohl auch beeinflusst von Aktivitäten der deutschbaltischen Gutsbesitzer und von grassierender Mundpropaganda: estnische Bauern folgten Bekannten, die bereits Jahre zuvor in Sibirien gesiedelt hatten.

Die zwei Jahrzehnte vor der verstärkten Siedlungspolitik beleuchtet Kersti Lust in ihrem Beitrag „Ansichten estnischer Bauern in Livland gegenüber dem Landkauf 1863–1882“ (S. 239–254). Nachdem zu Beginn der 1860er Jahre die Möglichkeit des Landkaufs eröffnet worden war, beherrschte das bäuerliche Misstrauen den ländlichen Alltag. In Archivquellen lassen sich verschiedene Gründe hierfür festmachen: bäuerlicher Konservatismus, Weigerung gegenüber Innovationen, Geldmangel, Furcht vor den Gutsherren. Doch das überlieferte Material spricht auch von positiven Entwicklungen: Gerade die häufig überlieferten Beschwerden der Bauern über zu hohe Preise (in der Regel auf Initiative der Gutsherren festgesetzt) zeigen den zunehmenden Wunsch, als Bodeneigner wirtschaftlich tätig zu werden. Diese Klagen und Petitionen müssen als politisches Kampfmittel der Bauern interpretiert werden, die nicht bereit waren, hierbei die Konditionen diktieren zu bekommen, sondern vielmehr günstig Land erwerben wollten. Ab den 1870er Jahren nahm der Bauernlandkauf immer größere Ausmaße an, nicht zuletzt auch aufgrund der Einflussnahme durch landwirtschaftliche Vereine und durch die Agitation von Personen wie Carl Robert Jakobson und anderen.

In chronologischem Anschluss an die agrarwirtschaftliche Thematik stellt Ülle Tarkiainen die „Übergaberegulungen des Landeigentums in der estnischen ländlichen Gesellschaft im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ (S. 255–282) dar. Der Bauernlandkauf führte zur Herausbildung einer unabhängigen Schicht agrarischer Kleinproduzenten, deren Strategie der Weitergabe von Besitz das Fortleben der Familien sichern musste. Kapital- und Besitztransfer war traditionell geregelt (ältester Sohn als Nachfolger) und konnte vor oder nach dem Tod des Besitzers erfolgen, v.a. im progressiven, reicheren Südostland. In der Regel ging der Besitz auf das männliche Familienoberhaupt über (patriarchale Tradition), Testamente erhielten zunehmende Bedeutung. Das schriftlich fixierte Erbe umfasste das unbewegliche (Farmgebäude und Ackerland) und das bewegliche Vermögen (Viehbestand, Saatgut, Werkzeug, Transportmittel, Kleidung, Mobiliar). Der Familienbetrieb wurde zur idealen Norm in der Landwirtschaft, der Transfer auch nichtmaterieller Ressourcen (Bräuche, Kompetenzen, Positionen und Netzwerke) erschien als ausschlaggebend für die weitere Entwicklung der estnischen Gesellschaft.

Toomas Karjahärm widmet sich „Modernisierungsstrategien im späten Zarenreich: Die Zemstvo-Verwaltung und die Baltische Selbstverwaltung, 1880–1917“ (S. 323–359). Seit Mitte des 19. Jahrhunderts forderten Esten und Letten eine Beteiligung an der von den deutschbaltischen Ritterschaften

getragenen lokalen Selbstverwaltung. Dies schien durch die Einführung der russischen *zemstvo*-Institution (seit 1864) möglich, doch wurde diese Forderung in erster Linie als taktisches Argument im Rahmen der estnischen Delegation von 1881 an den Zaren sowie der Petitionsbewegung benutzt. Die Ziele der radikalen estnischen nationalen Bewegung gingen jedoch sehr viel weiter: gleiche Beteiligung von Esten und Deutschen, neue Provinzgliederung entlang ethnografischer Grenzen, Estnisch als Amtssprache. Für die Esten blieb die Forderung nach Einführung der *zemstvo* ein Planspiel, ein positives Symbol, um das Machtmonopol der Gutsherren auszuschalten. Die Reichsregierung hingegen verfolgte das Ziel einer Zentralisierung der Randgebiete des Reiches, einer Beschränkung autonomer Rechte der Peripherie. Hierbei stieß man sehr schnell auf den Widerstand der deutschbaltischen Oberschicht, ohne dass Esten und Letten als seriöse Partner für die Petersburger Reformbemühungen erkannt wurden. Die Metropole verfolgte eine Politik des „divide et impera“, mittels derer die Esten und Letten sowie die Deutschbalten gegeneinander ausgespielt werden sollten. Nicht Kompromisse, sondern Konfrontationen prägten die Regierungspolitik, so dass jede lokale Reform scheitern musste – am Widerstand der Deutschbalten, aber auch der Esten und Letten.

An das Ende des vorzüglichen Bandes haben die Herausgeber den kritischen Beitrag von Karsten Brüggemann gestellt: „Das Ende der ‚Russifizierung‘. Kritik an einem umkämpften Forschungsparadigma“ (S. 360–374). Zweifellos ist die Politik der „Russifizierung“⁵ im Zarenreich am Ende des 19. Jahrhunderts gescheitert. Jeder Versuch, die Reichssprache oder den orthodoxen Glauben durchzusetzen oder die Verwaltungsstrukturen zu vereinheitlichen, vertiefte den Nationalismus der Nichtrussen und verstärkte die Überzeugung der Bevölkerung, auf direktem Wege gewaltsam assimiliert zu werden. Während die einen sich immer mehr als Opfer sahen, ging den anderen, z.B. den Slawophilen, das Reformwerk nicht weit genug. Brüggemann stellt sehr überzeugend fest, dass „Russifizierung“ keinesfalls als zentrales Konzept der Periode anzusehen ist. Konfusion und Irrtümer prägten die russische Reichspolitik, selbst in der russischen Presse wurde sie kontrovers diskutiert. Unbestreitbar wurde die russische Präsenz dadurch in den Provinzen verstärkt, doch gleichzeitig ging damit auch eine graduelle Estonisierung und Lettisierung einher. Die größte Veränderung im Zuge der Reichspolitik ist wohl in der mentalen „Russifizierung“ der Ostseeprovinzen festzustellen. Deren Diskurs entstand in den 1840er Jahren (Konversionsbewegung), und die Idee, die Region sei aufgrund der traditionellen religiösen und kulturellen Disposition ein Teil Russlands, kulminierte in der Überzeugung, das nichtrussische Gebiet mit dem Russischen

⁵ Zum Begriff der „Russifizierung“ wegweisend: THEODORE WEEKS: Russification. Word and Practice 1863–1914, in: Proceedings of the American Philosophical Society 148 (2004), S. 471–489. Angesichts seines bereits im 19. Jahrhundert vertretenen ideologischen Charakters erscheint der Terminus inzwischen für eine wissenschaftliche Analyse nicht mehr angemessen zu sein.

Reich verschmelzen zu können. Ob die neue russische Beamtengeneration, die nach Riga, Reval oder Mitau kam, dieses mentale und politische Konzept durchzusetzen bereit war, muss der zukünftigen Forschung vorbehalten bleiben.

Das große Verdienst des vorliegenden Bandes ist es, die Diskussionen zur „Russifizierung“ – vielleicht sollte man besser von „kultureller und/oder administrativer Zentralisierung“ sprechen – auf eine neue theoretische Stufe gehoben zu haben. Gerade die Weigerung, diese entscheidende Phase in der Geschichte der Ostseeprovinzen nur unter dem Gesichtspunkt von Opfer- und Täterschaft zu sehen, der Versuch, die bisher allzu oft verbreitete Schwarzweißmalerei aufzuheben und den Blick auf positive wie negative Ergebnisse einer letztendlich erfolglosen Machtpolitik der Metropole zu richten, hat der historischen Forschung neue Horizonte eröffnet, die den Blick auch auf Bevölkerungsgruppen ausweiten, die bislang nur randständiges Interesse erweckten. Eine stärkere Fokussierung der russischen Sichtweisen auf die Westgebiete des Reiches sowie der Handlungsstränge von Russen in den „deutschen Ostseeprovinzen“ muss die logische Konsequenz dieses Neuansatzes sein. Und dies kann nur weiterhelfen, die Geschichte der Region multiperspektivisch zu begreifen und zu interpretieren.

KONRAD MAIER

REIGO ROSENTHAL, MARKO TAMMING: *Sõda pärast rahu. Eesti eriteenistuste vastasseis Nõukogude luure ja põrandaaluste kommunistidega 1920–1924* [Der Krieg nach dem Frieden. Die Konfrontation zwischen den Geheimdiensten Estlands und dem sowjetischen Abwehrdienst sowie den illegalen Kommunisten in den Jahren 1920–1924]. Verlag SE&JS. Tallinn 2010. 864 S. ISBN 9789949902729.

Das hier anzuzeigende Buch behandelt den Kampf zwischen den Geheimdiensten der Republik Estland und denjenigen der Sowjetunion, über den kaum etwas bekannt ist. Dieser Kampf wurde ausgetragen im Laufe von vier Jahren, nachdem Anfang 1920 der Friedensvertrag von Tartu abgeschlossen worden war, mit dem der estnische Freiheitskrieg endete. Auf estnischer Seite war bei dieser Konfrontation der wichtigste Akteur die *Kaitsepolitsei* (Schutzpolizei), die im Mai 1920 gegründet worden war und im Buch einer sorgfältigen Betrachtung unterzogen wird. Daneben wird eingegangen auf die Tätigkeit des militärischen Geheimdienstes, des Abwehrdienstes sowie der Spionageabwehr, die von der Informationsabteilung des

Außenministeriums wahrgenommen wurde. Die sowjetische Seite setzte zur Spionage und Sabotage gegen Estland in erster Linie Kommunisten estnischer Herkunft ein, womit sowohl der militärische Geheimdienst als auch der Abwehrdienst der *Eesti Töörabva Kommune* (Estnische Arbeiterkommune) und die ČK befasst waren.

Bislang wurde dieses Thema nur flüchtig in Studien zur Geschichte der Kommunistischen Partei behandelt, die aus der Zeit des Kalten Krieges stammen. Diese Arbeiten sind aufgrund ihrer ausgeprägten ideologischen Ausrichtung und quellenkritischen Mängel nicht geeignet, Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu erheben. Das hier anzuzeigende Buch legt nicht nur eine Fülle von neuen Fakten vor, sondern widerlegt auch mehrere Mythen, die bis heute verbreitet sind, darunter etwa die Auffassung, dass die Geschichte des Abwehrdienstes aufgrund der Knappheit der Quellen nicht akademisch erforscht werden könne.

Die Studie basiert auf Archivmaterialien: Dokumente der *Kaitsepolitsei*, die sich in großem Umfang erhalten haben, doch bislang faktisch nicht herangezogen worden sind; Materialien des sowjetischen militärischen Geheimdienstes, die überraschenderweise im Estnischen Staatsarchiv aufbewahrt werden, was bis zur Veröffentlichung des anzuzeigenden Bandes unbekannt war; estnische Gerichtsakten über Straftaten auf den Gebieten der Spionage und Sabotage sowie die Vernehmungsprotokolle der ehemaligen Mitarbeiter der Spionageabwehr, die 1940/41 von den sowjetischen Sicherheitsorganen verhaftet wurden.

Das Buch besteht aus zwei Teilen und insgesamt zehn Kapiteln. Der erste Teil über den militärischen Geheimdienst der UdSSR wurde von Marko Tamming verfasst. Der zweite, aus der Feder von Reigo Rosenthal stammende Teil beschäftigt sich detailliert mit Organisation und Tätigkeit der *Kaitsepolitsei*. Da beide Teile des Buches eng miteinander verbunden sind, ist ihre gemeinsame Publikation durchaus gerechtfertigt. Zugleich unterscheidet sich deren Umfang beinahe um das Sechsfache, weshalb Rosenthals acht Kapitel die zwei von Tamming verfassten doch zu marginalisieren drohen.

In der Einleitung zum ersten Teil werden die wichtigsten Begriffe des Abwehrdienstes erläutert, womit auch zur Entmythologisierung des behandelten Themas beigetragen wird. Wer sich für die Geschichte des Abwehrdienstes interessiert, findet wichtige Informationen auch in der Betrachtung der Entwicklung der russischsprachigen Terminologie sowie in den Abschnitten zum Quellen- und Forschungsstand. Die auf der Grundlage der Literatur gegebene Übersicht über die frühe Entwicklung der russischen Geheimdienste und deren Ideologie ist so ausgewogen und sorgfältig, wie es in estnischer Sprache bislang noch nicht geschehen ist.

Die Historiografie hat sich mit den im Folgenden betrachteten Fragen der gegen Estland gerichteten Tätigkeit der diversen sowjetischen Dienste noch nicht beschäftigt. Während die Aktivität des militärischen Geheimdienstes

nicht überrascht, gab es bislang höchstens einen Verdacht bezüglich der Spionagetätigkeit der Arbeiterkommune. Dass estnische Bolschewiki für die Zwecke des sowjetischen Abwehrdienstes eingesetzt wurden, ist zwar nicht neu, doch kann dies nun auch dokumentarisch bewiesen werden.

Wenn auch die Kapitelüberschriften nur den militärischen Geheimdienst erwähnen, geht der erste Teil auch auf die Auslandsabteilung der ČK ein. Es ist nachvollziehbar, dass sich der Autor auf Grundlage seiner Dokumente vor allem mit dem militärischen Geheimdienst beschäftigt hat; eine eingehende Behandlung der Auslandsabteilung der ČK ist ohne die in Russland publizierte Literatur und die dortigen Quellen kaum möglich.

Rosenthal gibt zunächst eine ausführliche Übersicht über die Probleme, die bei der Gründung der *Kaitsepolitsei* bewältigt werden mussten, bevor er ihre organisatorische Entwicklung betrachtet. Er schildert die Arbeitsmethoden der *Kaitsepolitsei* sowie die Mittel, über die sie verfügte. Dabei bleibt der Autor nicht bei der Beschreibung der Organisationsstruktur und der Subordinationsverhältnisse, sondern deckt Intrigen sowohl innerhalb der *Kaitsepolitsei* wie auch zwischen ihr und der politischen Führung auf. In den letzten zwei Kapiteln behandelt er auf der Grundlage konkreter Fälle und Ermittlungen das Vorgehen der *Kaitsepolitsei* gegen Spione und Kommunisten. Die größte Leistung der *Kaitsepolitsei*, deren wirtschaftliche Ressourcen begrenzt waren und deren Mitarbeiter über faktisch keine Arbeitserfahrung verfügten, sieht er in der 1922 erfolgten Verhaftung von Viktor Kingissepp, der Führungsfigur der estnischen Kommunisten, der zur Sabotage nach Estland entsandt worden war. Die im Buch behandelte Zeitspanne endet etwas willkürlich mit dem Kommunistenputsch vom 1. Dezember 1924 in Tallinn. Dabei wird weder auf die Tätigkeit der *Kaitsepolitsei* bei der Ergreifung der Putschisten noch auf die staatlichen Maßnahmen eingegangen, mit deren Hilfe die Lage bis Anfang 1925 unter Kontrolle gebracht werden konnte.

Die Lesbarkeit von Rosenthals Kapitel wird dadurch erschwert, dass die Schilderung wichtiger und weniger wichtiger Fälle in derselben Detailfülle zuweilen ermüdet. Zugleich ermöglicht es diese Sorgfalt, das Buch als eine Art Handbuch zu benutzen. Ein sorgfältig zusammengestelltes Register und die informativen Anhänge machen das Buch nutzerfreundlich. Leider entbehrt es einer fremdsprachigen Zusammenfassung.

Anderswo publizierte Bücher zur Geschichte der Abwehrdienste werden durch Rosenthals und Tammings Akribie und Sorgfalt in den Schatten gestellt. Voraussetzung dafür ist die handwerkliche Fertigkeit der Autoren insbesondere im Hinblick auf die Erschließung des Archivmaterials, dessen sorgfältige Analyse und quellenkritische Betrachtung. Einzigartigkeit verleiht ihrer Studie die Verfügbarkeit von Materialien von beiden Seiten der Konfrontation. Dies ist in diesem Genre tatsächlich nur selten der Fall.

IVO JUURVEE

KARL HEINZ GRÄFE: *Vom Donnerkreuz zum Hakenkreuz. Die baltischen Staaten zwischen Diktatur und Okkupation* (Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Beiheft 6). Edition Organon. Berlin 2010. 512 S. ISBN 9783931034115.

Als ich dieses Buch las, vermutete ich, es handle sich um eine schwache Dissertation oder das Werk eines Amateurs, der viel Zeit in sein Hobby gesteckt hat. Weiterhin glaubte ich, dass Gräfes Arbeit ignoriert werden wird. In beiden Fällen habe ich mich geirrt. Der Autor war Professor für sowjetische und osteuropäische Geschichte in der DDR und wurde nach der deutschen Wiedervereinigung 1993 aus dem Hochschuldienst entlassen, trägt seinen Titel aber weiterhin. Wenige Monate nach dem Erscheinen des Buches gibt es bereits mehrere Rezensionen¹ und es steht zu befürchten, dass es im deutschen Sprachraum zu einem oft zitierten „Standardwerk“ zur baltischen Zeitgeschichte werden könnte. Außerdem stellt der Verfasser seine Arbeit auf öffentlichen Lesungen in der Bundesrepublik vor, die vor allem in einem eher links ausgerichteten politischen Umfeld erfolgen.

In der Tat handelt es sich um die erste vergleichende Untersuchung zur deutschen Okkupation und baltischen Kollaboration während des Zweiten Weltkriegs sowie ihrer Vor- und Nachgeschichte. Seppo Myllyniemi hat in seiner fast 40 Jahre alten archivgestützten Pionierstudie wegen der Unzugänglichkeit der sowjetischen Archive die Kollaboration kaum behandeln können.² Gräfe stellt die baltischen Staaten im Spannungsfeld zwischen Deutschland und der Sowjetunion dar und sieht in der deutschen Expansions- und Okkupationspolitik in beiden Weltkriegen sowie in den rechtsnationalistischen Bewegungen im Baltikum zwei wichtige Kontinuitätslinien. Allein der Anhang unter anderem mit einer Chronologie, Kurzbiographien und Personenregister umfasst mehr als 100 Seiten. Der Verfasser hat Sekundärliteratur und Quellenpublikationen in großer Zahl herangezogen, jedoch nicht selbst im Archiv gearbeitet und er beherrscht offenbar keine der drei Sprachen seines Untersuchungsraums, auch wenn er sehr vereinzelt aus estnischen, lettischen und litauischen Veröffentli-

¹ Vgl. die Rezensionen von MICHAEL GARLEFF, in: H-Soz-u-Kult, 5.7.2010, abrufbar unter der URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2010-3-009> (letzter Zugriff 4.2.2011); JANIS SCHMELZER, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 58 (2010), S. 953; HORST SCHÜTZLER: Kollaboration vor der Kollaboration. Verordnete Wiederaneignung der Geschichte im Baltikum mit der Mär zweier Diktaturen, in: Neues Deutschland, 10.4.2010, abrufbar unter der URL: <http://www.neues-deutschland.de/artikel/168758.kollaboration-vor-der-kollaboration.html> (letzter Zugriff 4.2.2011); JÜRGEN TREMPER: Richtige Fragen. Karl Heinz Gräfes Buch über das Baltikum im 20. Jahrhundert und heute, in: Die Tageszeitung junge Welt, 22.2.2010, S. 15.

² SEPP MYLLYNIEMI: Die Neuordnung der Baltischen Länder 1941–1944. Zum nationalsozialistischen Inhalt der deutschen Besatzungspolitik, Helsinki 1973 (Historiallisia tutkimuksia, 90).

chungen zitiert. Dennoch sollte eine derart breit angelegte Synthese dieses Maßstabs eigentlich Respekt verdienen.

Dass der Autor aus seiner Nähe zur Nachfolgepartei der einst in der DDR regierenden Einheitssozialisten, der Linken, keinen Hehl macht, ist für den Rezensenten kein Problem. Ein linker, marxistischer Zugang auf die Geschichte kann durchaus anregend sein, wie beispielsweise die Arbeiten Eric Hobsbawms zeigen. Der Leser muss die politischen Ansichten des Autors ja nicht teilen. Doch ein Historiker besitzt bei aller Breite der Interpretationsmöglichkeiten auch eine Sorgfaltspflicht gegenüber den von ihm präsentierten Fakten und Entwicklungen. Er soll fair und nicht einseitig gegenüber seinem Untersuchungsgegenstand sein. Genau hiermit hat Gräfe große Probleme. Doch davon später mehr.

Das Buch ist in acht Kapitel gegliedert; im ersten beschäftigt sich Gräfe mit der Staatsgründung nach 1918, im zweiten mit dem Ende der Demokratie und dem Übergang zu autoritären Regimen, die der Autor als faschistisch ansieht und für die er den Ausdruck „Diktatur“ gebraucht. Im dritten Kapitel werden die Jahre 1939 bis 1941 behandelt, im daran anschließenden die Ziele der deutschen Okkupation. Die Kapitel fünf bis sieben stellen das Herzstück der Arbeit dar, denn in ihnen werden die deutsche Besatzung und die Kollaboration mit ihr in jeweils einem baltischen Staat beschrieben. Im letzten Kapitel setzt sich Gräfe kritisch mit dem auseinander, was er „Wiederaneignung der Geschichte“ nennt.

Die Basis der verwendeten Literatur und Quelleneditionen ist umfangreich und umfasst viele der wichtigsten Veröffentlichungen, dennoch fällt auf, dass Gräfe baltische Historiker offenbar für weniger glaubwürdig hält als deutsche oder russische. Der von ihm am häufigsten zitierte Autor ist ausgerechnet Michail Krysin, der populärwissenschaftliche Bücher verfasst und munter die sowjetische Version der baltischen Zeitgeschichte weitererzählt. Auf englischsprachige Publikationen beruft sich der Autor eher selten, und die Arbeiten der verschiedenen Historikerkommissionen der baltischen Staaten werden weitgehend ignoriert.³ Besonders oft bezieht sich Gräfe auf Dokumente aus einer dreibändigen anonym herausgegebenen russischen Edition über Kriegsverbrechen baltischer Kollaborateure, die ausgiebig aus den Akten der sowjetischen „Außerordentlichen Kommission zur Ermittlung der Kriegsschäden“ zitiert.⁴ Doch wie wir wissen, sind diese

³ Die lettische Historikerkommission hat beispielsweise inzwischen 25 Bände vorgelegt. Zur Arbeit der Kommissionen vgl.: WALTER M. IBER, PETER RUGGENTHALER: Drei Besatzungen unter zwei Diktaturen. Eine vorläufige Bilanz der Forschungsarbeiten der internationalen Historikerkommissionen in Lettland, Litauen und Estland, in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung 15 (2007), S. 276–296; EVACLARITA ONKEN: The Politics of Finding Historical Truth: Reviewing Baltic History Commissions and their Work, in: Journal of Baltic Studies 38 (2007), S. 109–116.

⁴ Эстония. Кровавый след нацизма: 1941–1944 годы. Сборник архивных документов о преступлениях эстонских коллаборационистов в годы Второй мировой войны [Estland. Die blutige Spur des Nazismus: 1941–1944. Sammlung von Archivadokumenten über die Verbrechen estnischer Kollaborateure in den Jahren

Dokumente zwar authentisch, aber oft nicht besonders glaubwürdig. Unter solchen Umständen kann nicht von einer ausgewogenen Auswahl der Literatur gesprochen werden. Schwerer wiegt noch, dass der Verfasser für zahlreiche Behauptungen oder Fakten überhaupt keine Quellenangaben liefert. Beispielsweise berichtet er über die angebliche Einrichtung von vier deutschen Funküberwachungsstationen in Estland 1936 und behauptet, später sei „die estnische Aufklärung faktisch zur Filiale der deutschen Abwehr“ geworden (S. 69), ohne hierfür Belege oder Literaturverweise anzuführen.

Das Buch wimmelt von kleinen und großen Fehlern. Der Autor kämpft mit Rechtschreibung, Grammatik und Transliteration. Dass viele Namen, darunter meiner, falsch geschrieben und mein deutscher Kollege David Feest und ich als estnische Historiker bezeichnet werden, ist harmlos. Tartu zur Hauptstadt Estlands zu machen ist ein Witz (S. 61), aber zu behaupten, die baltischen Staaten seien faktisch Protektorate der Europäischen Union und der USA, die Politik dominierten Exilbalten und heute lebe man dort eigentlich schlechter als vor über 20 Jahren in der Sowjetunion, wirkt nur noch grotesk (S. VIII-X). Der Autor ist nicht nur übermäßig nachlässig, er verbreitet auch massenhaft falsche Informationen. Ist das Unfähigkeit oder Absicht, fragt sich der Rezensent. Der Leser weiß eigentlich nicht, wann Gräfe zu trauen ist und wann nicht. Da er auf Grundlage russischer Quellenausgaben und populärwissenschaftlicher Darstellungen unzählige Fälschungen und Mythen der sowjetischen Forschung wiederholt, wurde der Rezensent an vielen Stellen an sowjetische Geschichtsbücher oder die heutige gegen die baltischen Staaten gerichtete Geschichtspaganda im Internet erinnert.⁵

Die Literatur, die Gräfe vorgibt, bearbeitet zu haben, kennt er nicht wirklich gründlich, sondern wiederholt lieber die sowjetische Version. So behauptet Gräfe beispielsweise, dass in Estland die Untersuchungen zu den Opfern der deutschen Okkupation lückenhaft seien und Ruth Bettina Birn 2006 als erste Zahlen vorgelegt habe (S. 335). Indrek Paavle hat zwar schon 2002 die Liste der namentlich bekannten Einwohner Estlands, die von den Nazis hingerichtet wurden oder im Gefängnis starben, publiziert sowie statistisch ausgewertet;⁶ auf diese Angaben wird in der von Gräfe erwähnten

des Zweiten Weltkrieges], Москва 2006; Латвия под игом нацизма. Сборник архивных документов [Lettland unter dem Joch des Nazismus. Sammlung von Archivdokumenten], Москва 2006; Трагедия Литвы 1941–1944 годы. Сборник архивных документов о преступлениях литовских коллаборационистов в годы Второй мировой войны [Die Tragödie Litauens 1941–1944. Sammlung von Archivdokumenten über die Verbrechen litauischer Kollaborateure in den Jahren des Zweiten Weltkrieges], Москва 2006.

⁵ Siehe OLAF MERTELSMANN: Der baltisch-russische Erinnerungsstreit, in: Erinnerungskultur und Versöhnungskitsch, hrsg. von HANS HENNING HAHN, HEIDI HEIN-KIRCHER und ANNA KOCHANOWSKA-NIEBORAK, Marburg 2008 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 26), S. 255-270.

⁶ Population Losses in Estonia. II/1: German Occupation 1941–1944: Executed and Died in Prison. Zusammenestellt von INDREK PAAVLE, Tartu 2002 (Okupatsioonide

Literatur (darunter auch bei Birn) auch immer wieder verwiesen. Doch der Autor bezieht sich dann doch lieber auf sowjetische Zahlen (S. 336), die in der Literatur jedoch schon lange als Fälschung entlarvt worden sind. Paavle kam vor fast zehn Jahren zum Ergebnis, rund 8 000 Staatsbürger und Einwohner Estlands hätten als Folge des deutschen Terrors ihr Leben verloren,⁷ während Gräfe allein für die Insel Saaremaa die absurde Zahl von 24 000 zivilen Opfern der deutschen Okkupation anführt (S. 336). Der Rezensent konnte selbst anhand der Akten der „Außerordentlichen Kommission“ im Staatsarchiv der Russischen Föderation (ГАРФ) verfolgen, wie die sowjetischen Opferzahlen „konstruiert“ wurden.⁸

Gräfe schreibt polemisch. Estland, Lettland und Litauen sind für ihn „Neustaaten“. Dabei vergisst er, dass sie etwa dreißig Jahre älter sind als die Bundesrepublik oder die DDR. Lettland ist für ihn eine „ethnokratische Diktatur“ (S. 370) und auch Estland stellt eigentlich keine richtige Demokratie dar. Die estnische Presse wird pauschal als „neofaschistisch und rechtsnationalistisch“ bezeichnet (S. 399) – beides sind häufig verwendete Adjektive in Gräfes Text. Zudem sieht er überall im Baltikum „Geschichtsfälscher“ am Werk – zum Strippenzieher des „Geschichtsrevisionismus“ in Estland erklärt Gräfe Mart Laar (S. 392–396). Nun ist der Rezensent bezüglich der Interpretation der baltischen Zeitgeschichte nicht unbedingt der gleichen Auffassung wie Laar, doch verglichen mit Gräfe oder der sowjetischen Version ist dieser durchaus noch akzeptabel.

Wer wie Gräfe polemisch und mitunter beleidigend schreibt, muss auch harsche Kritik ertragen. Der Autor hat die Chance vertan, eine solide Synthese der Kernprobleme der baltischen Zeitgeschichte aus linker Sicht zu verfassen. Während er überall „Geschichtsfälscher“ am Werke sieht, verbreitet er selbst in großem Umfang sowjetische Propagandalügen. Seine Darstellung ist ideologisch verblindet, strotzt von Fehlern und großen handwerklichen Mängeln. Für einen Historiker sollte Quellenkritik kein Fremdwort sein, aber Quellen, die unter Stalin auch für propagandistische Ziele verfasst wurden, einfach unkritisch als letzte Wahrheit

Repressiivoliitika Uurimise Riiklik Komisjon, 17).

⁷ Ebenda, S. 13.

⁸ Die Berichte der Kommission für Estland befinden sich im Staatsarchiv der Russischen Föderation (*Государственный архив Российской Федерации*, Moskau), Bestand P-7021, Findbuch 97. Die Zusammenfassung geht von mindestens 60 000 zivilen Opfern aus (ebenda, P-7021-97-871, Bl. 8). Die lokalen Unter-Kommissionen verfügten nur über wenige Tage Zeit. Zahlreiche von ihnen festgestellte „Fakten“ sind komplett unglaubwürdig. Nachdem die Kommission auf Ebene der Republik zu „Ergebnissen“ gekommen war, wurden diese nicht mehr in Frage gestellt und von der sowjetischen Historiografie beständig wiederholt. Diese „Ergebnisse“ werden bis heute unkritisch zitiert. Die jeweiligen Republiken verfügten ursprünglich über die verständliche Motivation, Kriegsschäden und Opferzahlen so hoch wie möglich anzugeben, um aus Moskau mehr Mittel für den Nachkriegswiederaufbau zu erhalten. Zur sowjetischen Kommission siehe auch: MARINA SOROKINA: *People and Procedures: Towards a History of the Investigation of Nazi Crimes in the USSR*, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 6 (2005), S. 797–831.

wiederzugeben, zeigt fehlende Kompetenz. Bei der Lektüre wechseln solide gearbeitete und anregende Passagen, die beispielsweise auf den Arbeiten Elena Zubkovas, Björn Felders oder Christoph Diekmanns fußen, mit solchen ab, über die sich der Rezensent wegen der Stümperhaftigkeit des Verfassers eigentlich nur ärgern konnte. Sein Fazit lautet: Dieses Buch ist nicht empfehlenswert.

OLAF MERTELSMANN

Von den Restgütern zu den Sowchosen in Estland 1939–1953. Dokumentensammlung (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 15). Hrsg. von DAVID FEEST unter Mitarbeit von KARSTEN BRÜGGEMANN. Lit Verlag. Berlin 2010. 234 S. ISBN 9783643107176.

Diese Publikation besteht aus 68 aus dem Estnischen und Russischen übersetzten Dokumenten sowie einer gelungenen Einleitung über die spezifische Entwicklung der Sowchosen in Estland unter stalinistischer Herrschaft. Die Beschäftigung des Herausgebers David Feest mit der politischen und sozialen Geschichte Nachkriegsestlands reicht schon eine Weile zurück; im Ergebnis erschien 2007 eine umfangreiche Monographie zur Zwangskollektivierung, in der die Veränderungen in der Landwirtschaft und im ländlichen Leben Estlands nach dem Zweiten Weltkrieg ausführlich behandelt werden.¹

Feest möchte mit dieser Publikation am Beispiel Sowjetestlands die Rahmenbedingungen darstellen, in denen die Sowchosen gegründet wurden. Zudem soll gezeigt werden, wie deren Arbeit organisiert war und mit welchen Schwierigkeiten ein sowjetischer Agrarbetrieb im Alltag zu kämpfen hatte.

Mit Recht weist Feest auf die Neuartigkeit der Thematik hin. Schon in der ehemaligen Sowjetunion, aber auch im heutigen Russland wurde und wird nur wenig über die Sowchosen geforscht; im Westen existiert dieses Thema fast gar nicht. Aus dem Überblick über die Entwicklung der Sowchosen, der 1972 vom sowjetischen Agrarfunktionär Ferdinand Luht verfasst wurde, und dem Handbuch über die Organisation und Struktur des landwirtschaftlichen Systems der ESSR von 1983 sind heute nur Anga-

¹ DAVID FEEST: Zwangskollektivierung im Baltikum. Die Sowjetisierung des estnischen Dorfes 1944–1953, Köln und Wien 2007 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 40).

ben über die geographische Lage und Makroökonomik zu gebrauchen.² Über den Kontext, in dem die Sowchosen existierten, sagen diese beiden Bücher nichts aus. Feest bietet eine Erklärung für die große Lücke in der Forschung an: Statt der Sowchosen habe man lieber den Prozess der Kollektivierung studiert, da die Geschichte der Kolchosen in der Sowjetunion „nichts weniger als die Geschichte einer Unterwerfung der Bauernschaft“ gewesen sei (S. 13). Sowchosen waren in Sowjet-Russland meistens auf Basis ehemaliger Staats- und Privatgüter schon seit 1919 gegründet worden, was jedoch keine gesellschaftlichen Turbulenzen provozierte, die mit den Auswirkungen der späteren Kollektivierung vergleichbar gewesen wären.

Am estnischen Beispiel kann das geringe Interesse gegenüber der Geschichte der Sowchosen auch mit wirtschaftlichen Faktoren erklärt werden: Ihr Beitrag an der landwirtschaftlichen Produktion war marginal, was vor allem durch ihren geringen Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche bedingt war. 1947 z.B. verfügten die 96 Sowchosen über rund 59 000 ha Land, während den Bauerhöfen zur selben Zeit noch über 2 200 000 ha zur Verfügung standen (S. 27). Feest zufolge produzierten die Sowchosen in der ESSR 1950, als Privatwirtschaft praktisch nicht mehr möglich war, nur 2% der Getreide-, 5,5% der Fleisch-, 6% der Milch- und 10,6% der Eierproduktion (S. 28). Wahrscheinlich waren die entsprechenden Anteile der Sowchosen an der Gesamtproduktion in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre noch geringer.

Es scheint, dass Feest die wissenschaftliche Spannung beim Thema der Sowchosen in der Kluft sieht, die zwischen der tatsächlichen Lage und den staatlichen Wunschträumen klaffte. Er betont, dass die Sowchosen eigentlich Musterwirtschaften sein und als Schaufenster der sowjetischen Landwirtschaft Modernisierung und technologische Innovation verkörpern sollten. Als staatliche Betriebe sollten sie die Stärkung der Arbeiterklasse in den ländlichen Gegenden demonstrieren und den Einzelbauern als Vorbild dienen, um sie von der Perspektivlosigkeit der Kleinproduktion zu überzeugen. Feest zufolge erhielten die Sowchosen für die Erfüllung dieser Ziele große staatliche Subventionen, um ihre technische Ausstattung zu verbessern; so waren sie mit Arbeitskräften, Dünger und mechanischer Zugkraft vergleichsweise gut ausgestattet. Gleichzeitig waren die Sowchosen nicht in der Lage, ihre materiellen Vorteile zu nutzen. Obgleich sie nahezu überreichlich ausgestattet waren, wie Feest behauptet, hatten sie Schwierigkeiten, ihre technischen Kapazitäten und Ressourcen auch anzuwenden (S. 26ff.).

Charakteristisch sind die Beispiele aus der Viehzucht, von der sich die Propaganda sehr viel versprach. Um die staatlichen Pläne zu erfüllen, die für diesen Zweig einen starken Zuwachs vorsahen, fingen die Sowchosen

² FERDINAND LUHT: Eesti NSV sovhooside areng ja ökonomika [Entwicklung und Ökonomie der Sowchosen der Estnischen SSR], Tallinn 1972; Eesti NSV põllumajandussüsteemi organisatsioon ja struktuur aastail 1940–1960. Ajalooteatmik [Organisation und Struktur des landwirtschaftlichen Systems der Estnischen SSR 1940–1960. Historisches Handbuch], Bd. 3, hrsg. von I. KONGI, Tallinn 1983.

an, den Bauern Vieh abzukufen. Auf dem Papier wurden somit die nötigen Ergebnisse erreicht. Von 1944 bis 1950 wuchs die Viehzucht um das Zehnfache, die Schweinezucht sogar um das 36-fache, doch hatten die Betriebe größte Schwierigkeiten, die Tiere unterzubringen, es gab nicht genug kompetente Landwirte und Veterinäre (S. 26-30). Im Ergebnis starben die Tiere massenhaft und wurden illegal geschlachtet. Zu allem Überfluss hemmte die bevorzugte Entwicklung der Viehzucht den eigentlich zu ihrer Stärkung vorgesehenen Anbau von Futterpflanzen.

Die Produktion in den Sowchosen ist ohne Zweifel eines der vielen Beispiele für die extensive Produktion innerhalb des sowjetischen Wirtschaftssystems gewesen. Feest zufolge wuchs das landwirtschaftlich genutzte Land der Sowchosen zwischen 1945 und 1950 um das Zweieinhalbfache, die Zahl der Arbeiter jedoch sogar um das Dreieinhalbfache (S. 28f.). Nicht zuletzt deshalb reichte die Produktivität auch in den besten Sowchosen Estlands nicht an die der rückständigsten Bauernhöfe heran. Um sich vorzustellen, was ein estnischer Bauer von der wirtschaftlichen Massenproduktion auf sowjetische Art hielt, braucht man nur noch auf die hohe Fluktuation der Arbeitskräfte in den Sowchosen, den verhältnismäßig hohen Anteil an Arbeitsmigranten aus den alten Sowjetrepubliken, die schlechte Arbeitsdisziplin, Rücksichtslosigkeit, fehlende Kompetenz und Schlamperei zu verweisen.

Unter den Quellen befinden sich Dokumente über die Situation und die Entwicklungsperspektiven der Sowchosen, Gesetze über ihre Leitung, hierarchische Struktur und die Lebensbedingungen der Arbeiter sowie Protokolle der Parteiversammlungen des Sowchosenministeriums und der Landkreise. Man liest Berichte über die Arbeitsergebnisse der Sowchosen und die alltäglichen Führungs- und Produktionsfragen, findet aber auch eine Liste der Arbeiter der Sowchose in Kostivere aus dem Jahr 1949 (Dok. 54). Die Quellen stammen meistens aus estnischen Archiven. Zudem finden sich im Buch Auszüge aus den Printmedien und aus Handbüchern über die Tätigkeit der kommunistischen Partei.

Eine Quellenpublikation kann nicht mit den Maßstäben einer Monographie gemessen werden, schon weil ihr Auditorium um einiges kleiner ist. Es scheint, dass die hier zu besprechende Dokumentensammlung nicht nur für den ausländischen, sondern sogar für den estnischen Leser zu spezifisch ist. Dabei geht es nicht um die ausgewählten Quellen, die ohne Zweifel repräsentativ für die Sowchosen der 1940er und Anfang 1950er Jahre sind. Die zeitlichen Grenzen der Publikation sowie die Auswahl der Dokumente hätten breiter und die Einleitung noch etwas ausführlicher sein können. Die gesamtsovietischen Ziele werden hier nur durch einen Auszug aus dem Beschluss des Plenums des Zentralkomitees der KPdSU vom Februar 1947 wiedergegeben (Dok. 33), was für sich genommen eine gute Wahl ist, weil hierin Grundsätzliches zur sowjetischen Sowchosenpolitik festgelegt wurde. Allerdings reicht dieses eine Dokument nicht aus, um die Veränderungen dieser Politik zu beobachten und zu verstehen, welche

Ziele die sowjetische Führung dabei konkret in der ESSR verfolgte. Auch hätte man sich Vergleichsmaterial zu Sowchosen und Kolchosen in anderen Regionen der Sowjetunion gewünscht, um besser zu erkennen, worin die Unterschiede zwischen den drei baltischen Sowjetrepubliken und dem übrigen Land lagen. Außerdem scheint es allzu einseitig, die (negative) Einstellung der Bauern gegenüber den Sowchosen nur mit dem Äußeren der Betriebe, mit der in ihnen herrschenden Arbeitskultur, der niedrigen Produktivität oder anderen systemimmanenten Mängeln zu illustrieren – Umstände, die in der Tat in mehreren Dokumenten angesprochen werden. Wahrscheinlich hing die Einstellung der Bevölkerung vielmehr von ihrer im Allgemeinen recht negativen Meinung von der Fremdherrschaft und der Politik der Okkupationsmacht ab. In dieser Hinsicht hätte sich das Bild auch nicht kardinal geändert, wenn die Sowchosen tatsächlich zu sowjetischen Musterwirtschaften geworden wären.

Auch das Problem der Restgüter darf nicht unerwähnt bleiben, da sie ja chronologisch den Ausgangspunkt der Publikation bilden. Restgüter waren verhältnismäßig kleine Ländereien, die nach der estnischen Agrarreform auf den enteigneten Gütern entstanden waren und zumeist von den ehemaligen deutschbaltischen Gutsherren bewirtschaftet wurden. Oft waren die Restgüter kleiner als durchschnittliche Bauernhöfe, obwohl es auch welche gab, die über mehrere hundert Hektar Land verfügten und nach lokalen Maßstäben als Großbetriebe galten. Nach der Umsiedlung der Deutschbalten 1939 gingen diese Ländereien zusammen mit dem übrigen Vermögen in die Verantwortung der Deutschen Treuhandverwaltung über, die sie 1940 an die Republik Estland verkaufte. Dies wird in der Publikation mit dem Vertrag zwischen der Deutschen Treuhandverwaltung und dem estnischen Landwirtschaftsministerium dokumentiert (Dok. 1). Es ist übrigens das einzige Dokument der Sammlung, das sich konkret mit den Restgütern beschäftigt. Dadurch allein rechtfertigt sich jedoch ihre betonte Erwähnung im Titel nicht, auch nicht durch die Tatsache, dass die Sowchosen 1940 auf der Grundlage der estnischen Staatsgüter gegründet wurden. In der Tat bildeten die Restgüter nach der Umsiedlung einen Teil der Staatsgüter, doch gibt auch Feest zu, dass die Spuren der Restgüter im sowjetischen Sowchosensystem schnell verschwanden. Um die Erwähnung der Restgüter zu rechtfertigen, werden einige Sowchosen erwähnt, die noch viel später die alten Namen der Restgüter getragen hätten. Genausogut konnten die Sowchosen aber auch die Namen der anderen ehemaligen Staatsgüter tragen.

Nach Meinung des Rezensenten ist die zeitliche Begrenzung der Publikation mit dem Jahr 1953 auch keine sehr glückliche Entscheidung. Einerseits wird in der Einleitung erwähnt, dass die Zentralisierung der Landwirtschaftsleitung in der ESSR mit der Gründung des Ministeriums für Landwirtschaft und Beschaffung im Frühjahr 1953 ihren Höhepunkt erreicht habe (Dok. 65). Dieses Ministerium jedoch wurde andererseits schon im

Herbst 1953 wieder aufgelöst und das alte Sowchosenministerium aus der Zeit vor dieser Reform wiederhergestellt (Dok. 67).

Die Analyse und auch die Periodisierung der inneren und äußeren Entwicklungen der verschiedenen sowjetischen landwirtschaftlichen Produktionssysteme kann nicht das Ziel einer Quellenpublikation sein, denn ein solches Unterfangen bedarf längerer Forschungsarbeit. Zu deren Gelingen aber hat David Feest mit dieser nun einem größeren Forscherkreis zur Verfügung stehenden hochwertigen Quellenpublikation viel beigetragen.

OLEV LIIVIK

Sõja ja rahu vahel II: Esimene punane aasta. Okupeeritud Eesti julgeolekupoliitiline olukord sõja alguses [Zwischen Krieg und Frieden. Bd. II: Das erste rote Jahr. Die sicherheitspolitische Lage des okkupierten Estland bis zum Beginn des Krieges]. Chefredakteur ENN TARVEL, verantwortlicher Redakteur MEELIS MARIPUU. Verlag S-Keskus. Tallinn 2010. 798 S. + 8 Ktn. ISBN 9789985952023.

Bei dem Sammelwerk „Sõja ja rahu vahel“ (Zwischen Krieg und Frieden) handelt es sich um ein Langzeitprojekt, dessen Ziel die Erstellung einer übersichtlichen, auf zehn Bände angelegten Publikation zur militär- und sicherheitspolitischen Geschichte Estlands in den Jahren 1939–1956 ist – angefangen mit dem Molotow-Ribbentrop-Pakt, durch den Estland der sowjetischen Einflussphäre zugeschlagen wurde, bis zur Niederschlagung des ungarischen Aufstands, der im Allgemeinen als letzter Akt des aktiven antisowjetischen Widerstands betrachtet wird. Das bereits 1998 angeregte Forschungsprojekt trug erste Früchte sechs Jahre später, als der erste Band erschien, der den Stützpunkervertrag von 1939 und dessen Vorgeschichte behandelt.¹ Im Frühjahr 2010 wurde der zweite Band veröffentlicht, der kompakt und recht gut lesbar eine Synthese der Errungenschaften der estnischen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten bei der Erforschung des „ersten roten Jahres“ (Sommer 1940 bis Sommer 1941) präsentiert. Es handelt sich dabei in zeitlicher Hinsicht um eine recht kurze, aber doch überaus wichtige Periode, in der das sowjetische Regime die Macht ergriff und radikale Umgestaltungen einleitete.

¹ Sõja ja rahu vahel I: Eesti julgeolekupoliitika 1940. aastani [Zwischen Krieg und Frieden, Bd. I: Die estnische Sicherheitspolitik bis zum Jahr 1940], hrsg. von ENN TARVEL und TÕNU TANNBERG, Tallinn 2004. Siehe die Rezension von JAAK VALGE, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 1 (2006), S. 264–274.

Das hier anzuzeigende Werk hat sich zum Ziel gesetzt zu demonstrieren, „wie Estland vom sicherheitspolitischen Subjekt zum Objekt wurde“ (S. 13).

Das 800 Seiten starke Buch, das seinen Maßen und dem Gewicht nach ein richtiger Wälzer ist, macht bereits visuell einen gediegenen Eindruck. Im Vergleich zum ersten Band der Reihe wurde der Umfang um mehr als ein Drittel erweitert. Die hohe Qualität des ersten Bandes und die ihm zuteil gewordene Anerkennung ließen auch im Hinblick auf den zweiten Band bereits im Voraus positive Hoffnungen aufkommen, und es sei gleich erwähnt, dass die Erwartungen des Publikums nicht enttäuscht werden.

In erster Linie sei das lobend hervorgehoben, was zunächst ins Auge fällt: die Struktur der Texte ist gut durchdacht. Es wird der Reihe nach auf die wesentlichen Ereignisse und Prozesse in der Welt und in Estland eingegangen, die im „roten Jahr“ ausschlaggebend waren. Einer Übersicht über die internationale Lage folgt eine eingehende Betrachtung der „stummen Unterwerfung“ im Sommer 1940: das sowjetische Ultimatum, die Okkupation, die Einsetzung einer Marionettenregierung², die Inszenierung einer „Volksrevolution“, die „Wahl“ eines sowjetischen Pseudoparlaments, die Auflösung der militärischen Strukturen der Republik Estland sowie die Repressionen. Es folgt die Behandlung des Widerstandes, angefangen mit spontanen Protesten bis zu den Aktionen der Widerstandsorganisationen; danach wird auf die Tätigkeit der Auslandsvertretungen Estlands und die internationale Reaktion auf die Besetzung des Baltikums eingegangen. Am Ende des Buchs finden sich umfangreiche Anhänge (Schemata, Dokumente, Karten). Zwar sieht sich der Leser gezwungen, ständig hin und her zu blättern, da die Anmerkungen am Ende der jeweiligen Kapitel und nicht am unteren Seitenrand angebracht sind (allein das dritte Kapitel des Buches umfasst knapp 300 Seiten und enthält ca. 1 200 Fußnoten, die sich auf 40 fortlaufenden Seiten am Ende des Kapitels finden), doch ist dies kein unüberwindbares Hindernis.

Die Quellenbasis der vorliegenden Publikation ist überaus breit. Durchaus Respekt verdient die stattliche Anzahl an Dokumenten, die in ausländischen Archiven (insbesondere in der Russischen Föderation) entdeckt wurden. Außer der russisch-, deutsch- und englischsprachigen Literatur wurden von den Autoren auch zahlreiche Werke in anderen, „exotischeren“ Sprachen erschlossen. Wie schon beim ersten Band zeigt sich auch hier die besondere Stärke der Texte darin, dass die baltischen Staaten einer vergleichenden Betrachtung unterzogen werden. Damit trägt dieser zweite Band in beträchtlichem Maße dazu bei, die Lücken in unseren Kenntnissen

² Es fällt auf, dass die Herausgeber hinsichtlich des Marionettenkabinetts, das im Juni 1940 von den Sowjets eingesetzt wurde, den Begriff „Ultimatumsregierung“ einführen. Dies erscheint plausibel, zumal mit dem zuvor gängigen Begriff der „Vares-Regierung“ allein der Name des Ministerpräsidenten betont wird, obgleich es abwegig wäre, ihn tatsächlich als Regierungschef anzusehen. Etwas ironisch, doch zweifellos mit Recht werden Andrej Ždanov und die übrigen Sonderbevollmächtigten des Kremls in den anderen baltischen Staaten als „Kuratoren“ bezeichnet.

über die parallel verlaufende Zeitgeschichte unserer Nachbarn zu schließen, auch wenn sich hierbei einige Mängel feststellen lassen – von den Staatsstreichen in Lettland und Litauen im Juni 1940 erfahren wir nichts, obgleich sie doch spannende Vergleichsmöglichkeiten hätten bieten können.

kehrt man zurück zur Thematik des vorliegenden Werkes, so liegt es auf der Hand, dass die Jahre 1939 und 1940 einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte Estlands im 20. Jahrhundert darstellten, da durch die damals getroffenen Entscheidungen der Staatsführung das Schicksal des Landes und des Volkes für viele Jahrzehnte bestimmt wurde. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass die in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in der estnischen Öffentlichkeit entbrannte Diskussion darüber, ob diese Entscheidungen gerechtfertigt waren, zum Teil recht emotional geführt wurde. Vor diesem Hintergrund ist es angenehm festzustellen, dass die Texte im vorliegenden Band ausgewogen und nüchtern bleiben. So wird dem Leser die Möglichkeit gegeben, sich eine eigene Meinung zu bilden, indem ihm historische Fakten in zeitlicher Reihenfolge präsentiert werden.

Einige Themenkomplexe treten zwangsläufig mehr reliefartig in Erscheinung und rufen zum Mitdenken auf. Abgesehen von der Frage, ob die schrittweise Unterwerfung aufgrund des zunehmenden sowjetischen Drucks „richtig“ war, gehört auch die ungewollte Rolle des autoritären Regimes von Konstantin Päts in diese Kategorie. Letzteres schuf durch die Beschränkung der demokratischen Rechte und der Pressefreiheit sowie durch die verstärkte Propagierung der Allwissenheit der Träger der Regierungsgewalt die Voraussetzungen für die sowjetische Diktatur. Hierüber ist in der Öffentlichkeit noch relativ wenig diskutiert worden. Bei der Behandlung der Untätigkeit der Staatsführung, die es im Sommer 1940 unterließ, durch die Auslandsvertretungen tatkräftig Informationen zu verbreiten und durch die öffentliche Meinung an die Unterstützung der westlichen Welt zu appellieren, wird die Frage „Warum kam uns der demokratische Westen nicht zu Hilfe?“ in ein neues Licht gestellt. Denn es ist zu diskutieren, ob es moralisch vertretbar ist, anderen Staaten zuzumuten, zur Verteidigung Estlands anzutreten, ohne dass Tallinn selbst in dieser Hinsicht etwas unternahm.

Texte von 15 Autoren in einen einheitlichen, 800 Seiten umfassenden Sammelband zu integrieren, ist eine äußerst komplizierte Aufgabe. Im Hinblick auf die Herangehensweise gibt es keine auffallenden Unterschiede zwischen den Autoren. Einer der wenigen Momente, bei dem die Beurteilungen etwas divergieren, ist die Bewertung der Tätigkeit von Konstantin Päts. Hinsichtlich dessen Unterzeichnung sowjetischer Rechtsakte unmittelbar nach der Juniwende schreibt Lauri Mälksoo, der Präsident sei im Hinblick auf seine „kompromisslerische Haltung manchmal etwas eigen-sinnig“ gewesen (S. 168), während Olev Liivik erklärt, Päts habe diese Dokumente gewöhnlich unterzeichnet, „ohne versucht zu haben, Protest zu erheben oder Widerstand zu leisten“ (S. 203).

Einige Abschnitte im Buch sind jedoch geeignet, dem Leser, dem Militärgeschichtsschreibung fremd ist, etwas weitschweifig vorzukommen. Hierzu zählen die Darstellung der Auflösung der Estnischen Streitkräfte und die Behandlung der Repressionen im Territorialkorps. Eine recht ausführliche Schilderung der Entwicklung des *Kaitseliit* (Schutzbund), wozu auch die Beschreibung von dessen Uniformen gehört, wurde offensichtlich nur deshalb aufgenommen, weil es im ersten Band nichts Vergleichbares gab. Andere Passagen können wiederum nur lobend erwähnt werden, etwa diejenigen über das sowjetische Regierungssystem und die Repressionen, wobei der vielschichtige Inhalt in abstrahierter Form und in flüssigem Stil vermittelt wird. Angesichts der Tatsache, dass der Band in erster Linie eine Geschichte der Militär- und Sicherheitspolitik bieten will, hätte man jedoch eine etwas ausführlichere Behandlung der Tätigkeit der „Ultimatumsregierung“ erwartet – womit beschäftigten sich deren Minister überhaupt während der zwei Monate, in denen sie ihre Posten bekleideten?

Die Achillesferse des hier anzuzeigenden Buches sind die Mängel hinsichtlich der technischen Redaktion: die Wiederholung von Fakten, die teilweise Uneinheitlichkeit der Textgestaltung und des Layouts, eine große Anzahl von unkorrigierten kleinen Fehlern usw. Eine Kuriosität für sich ist der Fall mit den roten Hosen eines Kavalleriegenerals. Bei der erstmaligen Lektüre dieser Geschichte handelt es sich um den Kommentar eines Zeitgenossen über den Oberbefehlshaber der Streitkräfte der „Ultimatumsregierung“, Generalmajor Gustav Jonson, dessen „rote Gesinnung“ habe sich lediglich auf die rote Farbe seiner Hose beschränkt (S. 124). Was zunächst als illustrierender Quellenfund erscheint, erweckt bei der nochmaligen Erwähnung (S. 238) schon nicht mehr diesen Eindruck. Stößt man ein drittes Mal auf diese Aussage – diesmal allerdings in Bezug auf Tõnis Rotberg, den Kriegsminister der „Ultimatumsregierung“ (S. 527) –, so mutet es eher peinlich an. Der Wunsch der Autoren, ihre Aufsätze mit einem anschaulichen Zitat zu illustrieren, ist durchaus verständlich. Allerdings wäre es Aufgabe der Herausgeber gewesen, solchen Nuancen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Dem Leser, der das Buch Seite für Seite durcharbeitet, werden diese roten Hosen, die immer wieder angesprochen werden, allmählich lästig und sind durchaus geeignet, dem sonst guten Eindruck, den das Buch hinterlässt, abträglich zu sein.

Zum Teil ist der Haupttext mit Fakten überlastet, so dass es lesefreundlicher gewesen wäre, sie in gesonderten Schemata und Tabellen darzustellen, z.B. der Aufbau des Territorialkorps (S. 274-279), die Uniform des *Kaitseliit* (S. 327f.) usw. Was die einzige Tabelle des Buches angeht, befindet sie sich mitten im Text und soll den Aufbau des *Rahva Omakaitse* (Selbstschutzverband) darstellen (S. 396f.); leider ist ihr Layout, das sich verschoben über zwei Spalten zieht, missglückt.

Wie es in der zeitgenössischen estnischen Geschichtsschreibung Usus ist – und dem Stil eines Sammelwerkes durchaus angemessen –, nutzen

die Autoren überwiegend das Passiv. Vor diesem Hintergrund fallen aber die aktiven Formen, wie etwa „Ich neige zu der Auffassung“ oder „Es ist uns nicht bekannt“, auf, die eher zufällig in den Text hineingeraten zu sein scheinen und unangebracht wirken, wenn man zu oft auf sie stößt. Insgesamt gibt es im Buch leider zu viele kleine Fehler und Textwiederholungen, zudem fehlen bei einigen Archivverweisen vollständige Titel bzw. Beschreibungen des jeweils zitierten Dokuments – all dies hinterlässt im Ergebnis einen nachlässigen Eindruck und gibt Anlass zu der Vermutung, dass in der Endphase der Redaktion das Buch doch im Eiltempo produziert werden sollte. Für den Bearbeitungsprozess hätte man sich ruhig noch einen Monat (oder sogar noch ein halbes Jahr) Zeit nehmen können. Wird der bisherige Erscheinungszyklus von „Sõja ja rahu vahel“ mit einem Turnus von sechs Jahren pro Band beibehalten, dann wird man den nächsten hoffentlich 2016, den letzten allerdings erst im Jahre 2058 in den Händen halten. Aber vielleicht sollte man sich gar nicht unbedingt so anstrengen, um diese Termine einzuhalten? Bei einem so wichtigen Vorhaben dürfte es eher auf Gründlichkeit und Perfektion, nicht auf Schnelligkeit ankommen.

HILJAR TAMMELA

„Пражская весна“ 1968 года и советские республики. Реакция власти и общества. Сборник научных статей [Der „Prager Frühling“ 1968 und die Sowjetrepubliken. Die Reaktion der Macht und der Gesellschaft. Wissenschaftliche Artikelsammlung.] Hrsg. von АЛЕКСАНДР О. ЧУБАРЬЯН. Verlag Издательство Ставропольского государственного университета. Ставрополь и.а. 2009, 144 S. ISBN 9785886486798.

Im Sommer 1968 fielen die Truppen der UdSSR und ihrer osteuropäischen Satellitenstaaten (mit Ausnahme von Rumänien) in der Tschechoslowakei ein, um den „Prager Frühling“ blutig zu unterdrücken. Diese Ereignisse, die zu einer Vertiefung der Krisenerscheinungen in den Ostblockstaaten und zu einer Verstärkung der während des Kalten Krieges zwischen den Großmächten herrschenden Konfrontation führten, stießen auch in der Sowjetunion auf recht große Resonanz. In der bisherigen Historiografie des „Prager Frühlings“ standen neben den Ereignissen in der Tschechoslowakei selbst die Analyse des internationalen Kontextes, die Vorgänge in der Kremlführung³ sowie die sowjetische Politik zur Unterdrückung

³ Siehe М. В. ЛАТЫШ: „Пражская весна“ 1968 г. и реакция Кремля [Der „Prager Frühling“ 1968 und die Reaktion des Kremls], Москва 1998.

des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ im Mittelpunkt. Die Untersuchung des Einflusses der Ereignisse auf die sowjetische Innenpolitik wurde erst in den letzten Jahren in Angriff genommen¹, wovon auch der hier rezensierte Sammelband Zeugnis ablegt.

Bei diesem Buch handelt es sich um ein Ergebnis des bereits seit 2006 mit Unterstützung des Österreichischen Bildungs- und Wissenschaftsministeriums laufenden internationalen Forschungsprojekts zum „Prager Frühling“ und der internationalen Krise des Jahres 1968 unter der Leitung von Peter Ruggenthaler (Graz), an dem insgesamt mehr als 80 Historiker aus 22 Ländern beteiligt waren. Zum 40. Jahrestag des „Prager Frühlings“ wurde ein repräsentatives deutschsprachiges Sammelwerk veröffentlicht, bestehend aus einem Textband mit 70 Beiträgen und einer umfangreichen Quellenpublikation² mit Dokumenten aus insgesamt 37 Archiven. Ein Großteil dieser Dokumente stammt aus den Archiven Russlands, in erster Linie aus dem Russischen Staatlichen Archiv für Zeitgeschichte. Ein Teil der Aufsätze und Dokumente ist auch in russischer Sprache veröffentlicht worden³; zudem sind in den letzten Jahren in der Russischen Föderation weitere wichtige Sammelwerke⁴ und Quellenpublikationen⁵ erschienen, in denen die Ereignisse in der Tschechoslowakei untersucht werden. So stehen der Forschung faktisch alle Dokumente des Politbüros des ZK der KPdSU, in denen das Thema Prag behandelt wird, zur Verfügung.

Die Beiträge des anzuzeigenden Sammelbandes wurden im Rahmen des österreichischen Großprojekts schon 2008 veröffentlicht. Dass sie nun auch

¹ ЛЕОНИД ШИНКАРЕВ: Я это все почти забыл... Опыт психологических очерков событий в Чехословакии в 1968 году [Ich habe das alles fast vergessen... Versuch psychologischer Skizzen zu den Ereignissen in der Tschechoslowakei 1986], Москва 2008.

² Prager Frühling. Das internationale Krisenjahr 1968, hrsg. von STEFAN KARNER, NATALIA TOMLINA, ALEXANDER TSCHUBARJAN, GÜNTER BISCHOF, OLDŘICH TŮMA, Bd. 1 (Beiträge), Bd. 2 (Dokumente), Köln 2008 (Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung, Sonderband 9).

³ „Пражская весна“ и международный кризис 1968 года. Статьи, исследования, воспоминания [Der „Prager Frühling und die internationale Krise 1968. Artikel, Untersuchungen, Erinnerungen], hrsg. von НАТАЛЬЯ Г. ТОМИЛИНА, СТЕФАН КАРНЕР, АЛЕКСАНДР О. ЧУБАРЬЯН, Москва 2010 (Россия. XX век. Исследования).

⁴ 1968 год. „Пражская весна“. Историческая ретроспектива [Das Jahr 1968. „Prager Frühling“. Historische Retrospektive], hrsg. von ТАТЬЯНА В. ВОЛОКИТИНА, ГАЛИНА П. МУРАШКО, АЛЕКСАНДР С. СТЫКАЛИН, Москва 2010 (История сталинизма).

⁵ Чехословацкий кризис 1967–1969 гг. в документах ЦК КПСС [Die tschechoslowakische Krise 1967–1969 in Dokumenten des ZK der KPdSU], hrsg. von ЛЮДМИЛА А. ВЕЛИЧАНСКАЯ, Т. А. ДЖАЛИЛОВ, М.Ф. КИШКИНА-ИВАНЕНКО, МИХАИЛ Ю. ПРОЗУМЕНЩИКОВ, Москва 2010 (История сталинизма); Чехословацкие события 1968 года глазами КГБ и МВД СССР. Сборник документов [Die tschechoslowakischen Ereignisse 1968 mit den Augen des KGB und des Innenministeriums der UdSSR. Dokumentensammlung], hrsg. von АЛЕКСАНДР А. ЗДАНОВИЧ, ВЯЧЕСЛАВ Ф. ЛАШКУЛ, ЮРИЙ Н. МОРУКОВ, ЮРИЙ Х. ТОТРОВ, Москва 2010. Die letztgenannte Dokumentensammlung, die an die sowjetische Geschichtsschreibung anknüpft und das Ziel verfolgt, die Intrigen des „internationalen Imperialismus“ gegen die „friedliebende“ UdSSR zu enthüllen, ist in hohem Maße propagandistisch.

auf Russisch vorliegen, ist zweifellos gerechtfertigt. Den Autoren war es zudem möglich, ihre Texte zu ergänzen und zu korrigieren.

Insgesamt finden sich hier acht Abhandlungen aus der Feder von neun Autoren. Da die Ereignisse in der Tschechoslowakei gerade in den Sowjetrepubliken auf größere Resonanz stießen, gehen die Autoren diesen lokalen Reaktionen nach und behandeln: Estland (Magnus Ilmjärv), Lettland (Heinrichs Strods), Litauen (Kristina Bruniskaitė), Weißrussland (Vjačeslav Selemenev), die Ukraine (zwei Beiträge von Vladimir Dmitruk und Julija Gogol') und in den südkaukasischen Sowjetrepubliken (Jamil Hasanly). Das „Binnenland“ der RSFSR ist am Beispiel der *oblast'* Stavropol vertreten (Igor' und Natal'ja Krjučkov).

Die Herangehensweise der Autoren und der Grad der Intensität ihrer Texte sind naturgemäß unterschiedlich, doch lässt sich pauschal feststellen, dass in allen Abhandlungen versucht wird, im Kontext des „Prager Frühlings“ weitaus umfassendere Fragen zu beantworten: Wie reagierten die Menschen in verschiedenen Regionen der UdSSR auf diese Ereignisse und wie unterhielten sie sich darüber (sowohl öffentlich als auch privat)? Wie reagierten die lokalen Behörden und Sicherheitsorgane? Gab es irgendwelche Veränderungen hinsichtlich des Machtverhältnisses zwischen dem Zentrum und den Randregionen, sowohl den Sowjetrepubliken als auch den Regionen der RSFSR? Welchen Einfluss hatten die Ereignisse auf die Widerstandsbewegung?

Die Reaktionen der Bevölkerung auf den „Prager Frühling“ waren in verschiedenen Regionen der UdSSR unterschiedlich, wobei es maßgeblich darauf ankam, über welche Kanäle Informationen aus der Tschechoslowakei zu den Menschen gelangten. Für einen Großteil der Bevölkerung diente die Presse als wichtigste Nachrichtenquelle, aber auch die auf der Arbeit übermittelten. Gerüchte spielten eine Rolle. Meist war es schwer zu verstehen, was sich in Prag in Wirklichkeit ereignet hatte, und man beließ es bei der offiziellen Version. Vor diesem Hintergrund wurde der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 überwiegend gutgeheißen. Wirklichkeitsnahe Informationen kamen nur über ausländische Rundfunksender, die jedoch in verschiedenen Regionen nur in sehr unterschiedlichem Maße empfangen werden konnten, während die sowjetischen Behörden ihrerseits ernsthaft bemüht waren, den Empfang „feindlicher“ Rundfunksender zu stören. So waren in der Lettischen SSR bis zum Beginn der 1960er Jahre vier mächtige Störsender gebaut worden, um den Empfang der Auslandssender zu stören (S. 25). Zweifellos waren zuverlässige Informationen in den damaligen baltischen Sowjetrepubliken besser zugänglich als im Inneren der UdSSR. In der Estnischen SSR diente als ein wichtiges „Fenster nach Westen“ das finnische Fernsehen, das in Nordestland empfangen werden konnte (S. 6). In Weißrussland hielten sich aber im Sommer 1968 mehrere offizielle Dele-

gationen aus der Tschechoslowakei auf, deren Mitglieder die Ereignisse in ihrem Staat ganz anders darstellten als die offizielle Propaganda (S. 57f.).

Die größte Aufgeschlossenheit gegenüber den Ereignissen zeigten zweifelsohne die Studenten und die Intelligenz, welche die sowjetischen Behörden und Sicherheitsorgane bereits seit dem ungarischen Aufstand von 1956 als Quelle größter Gefahr ansahen. In den 1960er Jahren wurden sowohl in den zentralen wie den republikanischen Sicherheitsorganen entsprechende Struktureinheiten gegründet, denen die direkte Durchführung der „Gesinnungskontrolle“ der Intelligenz und die Bekämpfung so genannter ideologischer Diversionen oblag, was beim neuen KGB-Chef Jurij Andropow durchaus Gefallen fand.

In allen Beiträgen des hier anzuzeigenden Sammelbandes wird mal mehr, mal weniger auf die oppositionellen Stimmungen eingegangen, die in Verbindung mit dem „Prager Frühling“ unter den Studenten und der Intelligenz verbreitet waren, und einige der von ihnen durchgeführten Akte des Widerstands geschildert. Mit Rücksicht auf die Erfahrung des Jahres 1956 in Ungarn waren die sowjetischen Behörden bestrebt, präventive Maßnahmen zu ergreifen. So sei hinsichtlich der Ukraine der folgende Zwischenfall erwähnt: Als im Frühling 1968 die tschechoslowakische Frage im Kreml an Aktualität gewann und an die Sowjetrepubliken und Regionen Bulletins aufklärenden Inhalts gerichtet wurden, machte Petr Šelest, der damalige Erste Sekretär des ukrainischen ZK, von einer eigenartigen Form der Gehirnwäsche Gebrauch. Im Mai lud er Schriftsteller zu einer Dampferfahrt auf dem Dnepr ein, um sich mit ihnen in sozusagen inoffizieller Atmosphäre zu unterhalten und über aktuelle Probleme zu diskutieren. In Wirklichkeit wurde damit jedoch das Ziel verfolgt, den Schriftstellern, einem damals durchaus aktiven Teil der Intelligenz, die Ansichten der Partei zu den Ereignissen in der Tschechoslowakei beizubringen (S. 74f.). Gegensätzliche Standpunkte wurden auch von Vertretern anderer Gesellschaftsschichten geäußert. Es gab auch eine recht große Anzahl von Kommunisten (meistens einfache Mitglieder), deren Äußerungen die sowjetischen Behörden als abweichlerisch ansahen, weswegen Andersdenkende gezwungen wurden, aus der Partei auszutreten. Unter denjenigen, die im Jahre 1968 aus politischen Gründen aus der Partei ausgeschlossen wurden, war eine große Anzahl von Personen, welche die offizielle Politik der UdSSR bemängelt hatten. Es zeigt sich, dass die Erfüllung der „internationalen Pflicht“ durch die Sowjetarmee sogar von den Soldaten nicht einmütig gutgeheißen wurde.

In den Beiträgen des Bandes kommen Redundanzen recht häufig vor, was auch dadurch bedingt ist, dass die sowjetischen Behörden in bestimmten Bereichen sowohl in den baltischen Sowjetrepubliken als auch etwa in Stavropol eine ähnliche Politik betrieben. Dies zeigt sich in erster Linie in der Art und Weise der propagandistischen Aufklärungsversuche, die sowohl in den nationalen Sowjetrepubliken wie auch in den Regionen der

RSFSR derselben Mustern folgten, schließlich hatten sich die Lokalbehörden an Moskauer Richtlinien zu halten. Es versteht sich, dass die Tätigkeit und Reaktion der örtlichen Parteiapparate und Sicherheitsorgane auf die Ereignisse in der Tschechoslowakei großenteils von Moskau abhingen. Dem Machtapparat vor Ort wurde so nahezu kein Spielraum gelassen – alle Maßnahmen mussten von Moskau gebilligt werden.

Sicherlich verstärkte die Niederschlagung des „Prager Frühlings“ regimekritische Stimmungen in der Gesellschaft und aktivierte die Dissidenten- und Widerstandsbewegung in verschiedenen Regionen der UdSSR, insbesondere in den baltischen Sowjetrepubliken, in der Ukraine und in Weißrussland. Für die Tschechoslowakei und gegen das Regime wurde auf verschiedene Weise Stellung bezogen: neue illegale Organisationen, anti-sowjetische Flugblätter und *samizdat*-Literatur, Appelle an die Behörden, in denen die offizielle Vorgehensweise kritisiert wurde, oder Zerstörung sowjetischer Denkmäler. An diesen schon bekannten Protestformen gab es nichts Außergewöhnliches, doch brachte die Krise auch eine neue Art des Protests hervor – die öffentliche Selbstverbrennung. So zündete sich am 13. April 1969 an der Freiheitssäule in Riga Ilja Rips an, ein Student des 5. Studienjahres der Fakultät für Mathematik und Physik der Lettischen Staatlichen Universität, der ein Transparent mit der Aufschrift „Ich protestiere gegen die Okkupation der Tschechoslowakei“ aufgestellt hatte. Allerdings vermochten zwei in der Nähe flanierende Matrosen der Kriegsmarine die Flammen zu löschen. Rips trug nur Brandwunden davon, wurde ärztlich versorgt und in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen (S. 29f.). In Lettland gab es noch eine weitere Selbstverbrennung, eine weitere ereignete sich auch in der Ukraine, wo sich am 5. November 1968 das ehemalige Mitglied der Ukrainischen Widerstandsarmee Vasil' Makuch anzündete (S. 101). In den nachfolgenden Jahren gab es noch einige ähnliche Aktionen in der Ukraine, bis diese Selbstverbrennungswelle zu Beginn der 1970er Jahre zum Erliegen kam.

Das inhaltliche Niveau der im Sammelband publizierten Aufsätze und der in ihnen benutzten Quellenmaterialien ist unterschiedlich; zuweilen mangelt es bei den Schlussfolgerungen an Kompetenz und wissenschaftlicher Begründung. Einige Abhandlungen sind eher oberflächlich und stützen sich auf eine schmale Quellenbasis. Durch eine sorgfältigere Argumentation zeichnen sich die Beiträge über Weißrussland, die Ukraine und Litauen aus. Gerade die Materialien der Sicherheitsorgane sind im Beitrag zu Litauen im Vergleich zu den übrigen Sowjetrepubliken in einem weitaus größeren Umfang herangezogen worden (S. 36-46). Im Bezug auf die Texte zur Ukraine und Weißrussland verdient hervorgehoben zu werden, dass die Atmosphäre in den dort stationierten Truppen der Sowjetarmee angesichts des Einsatzes zur Unterdrückung des „Prager Frühlings“ analysiert werden. Auf recht reichhaltige Archivmaterialien stützt sich

auch der Beitrag zu den Nachwirkungen des „Prager Frühlings“ in den transkaukasischen Sowjetrepubliken.

Die über Lettland und Estland verfassten Beiträge sind hingegen durch geringere Sorgfalt gekennzeichnet. So hat Ilmjärv es in seinem Beitrag über Estland, in dessen Zentrum die Studententage in Tartu 1968 stehen, versäumt, wenigstens bei der Aktualisierung der russischsprachigen Fassung seines Textes Eleri Vako's Tartuer Bakkalaureusarbeit oder den auf ihrer Grundlage veröffentlichten gehaltvollen Aufsatz über die Studententage heranzuziehen.⁶ Ilmjärv nutzt demgegenüber den Bericht von August Park, dem KGB-Chef der Estnischen SSR, vom 31. Oktober 1968 an das estnische ZK, um die Wirkung der Prager Ereignisse auf Estland zu illustrieren. Allerdings fehlt sowohl in seinem Beitrag wie auch in der deutschsprachigen Dokumentensammlung jeglicher Verweis darauf, dass dieses wichtige Dokument bereits von Toomas Haug in der Zeitschrift „Looming“ 1998 erstmals publiziert worden ist.⁷

Leider wenden sich die Autoren kaum einmal den Entwicklungen in der Gesellschaft nach 1968 zu. Wir erfahren wenig über etwaige Veränderungen in der Tätigkeit der Sicherheitsorgane. Auf welche Weise wurde dem Kulturleben ein Maulkorb angelegt? Wie wurden – zielstrebigter als bisher – „nationalistische Erscheinungen“ in den Sowjetrepubliken und z.B. an den Universitäten gleichgeschaltet? Allerdings konnte die Kreml-Führung nur kurzfristig zufrieden sein, da die Situation nicht außer Kontrolle geriet. Auf längere Sicht führte die 1968 getroffene Wahl jedoch in eine ausweglose Lage, die dann in den 1980er Jahren offenbar wurde.

Der „Prager Frühling“ und die damit verbundenen Ereignisse stießen in verschiedenen Regionen der UdSSR auf recht große Resonanz. Die im vorliegenden Sammelband veröffentlichten Aufsätze machen jedoch nur den ersten Schritt bei der Untersuchung der Fragen, welchen Einfluss die Ereignisse in einem sowjetischen Satellitenstaat auf die Innenpolitik des Kremls in den Sowjetrepubliken ausübten. Eine umfangreichere Behandlung dieses spannenden und wichtigen Themas steht somit noch aus.

TÖNU TANNBERG

⁶ ELERI VAKO: „Meie aeg lõob auku müüri“: 1968. aasta üliõpilaspäevad Tartus ja Tallinnas [„Unsere Zeit schlägt ein Loch in die Mauer“: Die Studententage des Jahres 1968 in Tartu und Tallinn], in: Akadeemia 20 (2008), Nr. 2, S. 411-462.

⁷ Siehe Looming 1998, Nr. 9, S. 1396-1398.

Memory and Democratic Pluralism in the Baltic States – Rethinking the Relationship. Hrsg. von EVA-CLARITA ONKEN. Special Issue, Journal of Baltic Studies 41 (2010), Nr. 3. ISSN 01629778.

Estnische Historiker und Politologen haben sich in letzter Zeit immer mehr für die Verbindung zwischen Gedächtnis und Geschichte zu interessieren begonnen, für die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen *memory actors* sowie für das Erinnerungsbewusstsein verschiedener sozialer bzw. ethnischer Gruppen und deren mögliche Annäherung. Einer der Ausgangspunkte für diese neuen Denkrichtungen war gewiss die Versetzung des so genannten Bronzesoldaten im Frühjahr 2007 in Tallinn und die darauf folgenden Unruhen. Damals kamen die Unterschiede im Geschichtsbewusstsein von Esten und Russen zutage, woraufhin sowohl in den Medien als auch in der wissenschaftlichen Literatur hitzige Debatten über die Vergangenheit und historische Gerechtigkeit aufflammten.¹

Die hier anzudeutende Sonderausgabe des „Journal of Baltic Studies“ über die Verbindungen zwischen Gedächtnis und Pluralismus, die 2011 als Sammelband bei Routledge erscheinen wird, will in erster Linie weitere Untersuchungen über die so genannten „Erinnerungskriege“ im Baltikum initiieren. Schon die Zeitschriftenausgabe besticht mit ihrer für den Leser hilfreichen Aufteilung: Die vier Hauptartikel, die sich auf unterschiedlichen Ebenen mit dem Verhältnis von Gedächtnis und den im Baltikum dominierenden historischen Narrativen befassen, werden unterstützt durch einen einleitenden Aufsatz sowie eine zusammenfassende philosophische Diskussion, mittels derer die vorangegangenen Kapitel zwischen den Polen der möglichen Beeinflussung von Gedächtnis und der ethischen Probleme in der Geschichtsschreibung kontextualisiert werden.

Wie die dominierende Geschichtsauffassung durch die Erinnerungsakteure beeinflusst wird, zeigt Eva-Clarita Onken, wissenschaftliche Mitarbeiterin am *Institute of Government and Politics* der Universität Tartu, in ihrem einleitenden Aufsatz „Memory and Democratic Pluralism in the Baltic States – Rethinking the Relationship“ (S. 277-294). Hierin wird der theoretische Ansatz des kollektiven Gedächtnisses vorgestellt und eine kurze Zusammenfassung der bislang von baltischen Wissenschaftlern geleistete Arbeit im Bereich der Zusammenhänge von Gedächtnis und Geschichte geboten, wodurch den folgenden Aufsätzen ein möglicher

¹ MAREK TAMM: History as Cultural Memory: Mnemohistory and the Construction of the Estonian Nation, in: Journal of Baltic Studies 39 (2008), Nr. 4, S. 499-516; KARSTEN BRÜGGEMANN, ANDRES KASEKAMP: The Politics of History and the „War of Memories“ in Estonia, in: Nationalities Papers 36 (2008), Nr. 3, S. 425-448; Monumentaalne konflikt. Mälu, poliitika ja identiteet tänapäeva Eestis [Der monumentale Konflikt. Gedächtnis, Politik und Identität im heutigen Estland], hrsg. von MAREK TAMM und PILLE PETERSOO, Tallinn 2008; EVA-CLARITA ONKEN: The Baltic States and Moscow's 9 May Commemoration: Analysing Memory Politics in Europe, in: Europe-Asia Studies 59 (2007), Nr. 1, S. 23-46.

Rahmen gestellt wird. Onken betrachtet die unterschiedlichen Ebenen und Wirkungsmöglichkeiten der diversen Erinnerungsakteure. Diese Differenzierung hängt auch damit zusammen, dass in den folgenden Aufsätzen jeweils einer dieser Akteure näher behandelt wird, angefangen mit jenen, deren Einfluss auf das dominierende Narrativ am geringsten zu veranschlagen ist, den unorganisierten, sozial marginalen Sowjetnostalgikern, bis hin zu den wirklich einflussreichsten *memory actors*, d.h. den der Elite angehörenden Intellektuellen.

Neringa Klumbyte, Anthropologieprofessorin der *Miami University of Ohio*, zeigt in ihrem Artikel „Memory, Identity, and Citizenship in Lithuania“ (S. 295-313), dass die sogenannte „Sowjetnostalgie“ im Baltikum nicht nur mit der ethnischen Zugehörigkeit, sondern häufig auch mit der wirtschaftlichen und sozialen Marginalisierung der jeweiligen Person verbunden ist. Leider sind alle ihre Gesprächspartner ethnische Litauer. Im Interesse einer wissenschaftlichen Akkuratessse hätte man erwarten können, dass auch Vertreter anderer ethnischen Gruppen in die Studie mit einbezogen worden wären.

Marija Golubeva, Mitarbeiterin des lettischen Zentrums für öffentliche Politik „Providus“ behandelt in ihrem Artikel „Different History, Different Citizenship? Competing Narratives and Diverging Civil Enculturation in Majority and Minority Schools in Estonia and Latvia“ (S. 315-329) das historische Gedächtnis der Geschichtslehrer und -lehrerinnen in den russischsprachigen Schulen Estlands und Lettlands. Es ist nur zu betonen, dass die für diese Studie herangezogenen Quellen sowohl Lettland als auch Estland umfassen, auch wenn die Autorin über Litauen keine Angaben bietet. In ihrem Aufsatz spricht sie auch die Art und Weise an, wie die Lehrkräfte sich darauf einlassen, dabei in das dominierende Geschichtsnarrativ einbezogen zu sein. Der Aufsatz zeigt anhand statistischer Analysen, dass sie die Teilung der Schulen in landes- und russischsprachige nicht dazu beiträgt, ein homogenes Geschichtsbewusstsein zu schaffen, sondern ein solches aufgrund einer aufgedrängten Konzeption der Vergangenheit eher dekonstruiert. Rund 40% der Lehrer und Lehrerinnen gaben an, dass in dem Fall, wenn die dominierende Geschichtsauffassung ein bestimmtes Ereignis ihrer Ansicht nach ungerecht behandelt, den Schülern stattdessen ihre eigene, dem vorherrschenden Narrativ entgegengesetzte Version präsentieren.

Dovilė Budrytė, *assistant professor* am *Georgia Gwinnett College*, ist Expertin für das Verhältnis von Nationalismus und Demokratisierung.² Für ihren Artikel „Experiences of Collective Trauma and Political Activism: A Study of Women ‚Agents of Memory‘ in Post-Soviet Lithuania“ (S. 331-350) hat sie drei deportierte und aus Sibirien zurückgekehrte Frauen interviewt und zeigt, wie versucht wird, individuelle Erinnerungen an das

² DOVILĖ BUDRYTĖ: Taming Nationalism? Political Community Building in the Post-Soviet Baltic States, Farnham 2005.

kollektive Gedächtnis anzupassen. Budruyte betont die Gründe, warum es wichtig sei, die Interviewten nach Geschlecht zu unterscheiden: Nach Aussage der Genderforschung unterscheidet sich das weibliche Geschichtsverständnis von dem der Männer, weil Frauen sekundäre Erinnerungsakteure seien und sich eher auf die Vergangenheit und deren Darstellung in Bezug auf ihre Nächsten konzentrieren. In den folgenden Interviews und deren Analyse wird diese These leider nicht erhärtet, schon weil der Vergleich mit dem so genannten primären Erinnerungsakteuren nicht geleistet wird. Es hätte nicht geschadet, wenn neben den drei Frauen zum Vergleich auch einige Männer interviewt worden wären.

Meike Wulf, *assistant professor* an der Universität Maastricht, und Pertti Grönholm, Dozent für allgemeine Geschichte an der Universität Turku, betrachten in ihrem gemeinsamen Artikel „Generating Meaning Across Generations: The Role of Historians in the Codification of History in Soviet and Post-Soviet Estonia“ (S. 351–382) estnische Historiker und ihre Arbeiten unter dem interessanten generationellen Blickwinkel: Wie hat der Zeitpunkt ihrer Geburt ihr Geschichtsbewusstsein und ihre Geschichtsschreibung beeinflusst. Die Autoren haben ihren Forschungsgegenstand nach Generationen in Gruppen eingeteilt: die „Kriegsgeneration“, deren Vertreter vor dem Krieg in der Republik Estland geboren und in den späten Jahren der Republik bzw. den frühen sowjetischen Jahren ausgebildet worden sind, die „Nachkriegsgeneration“, deren Vertreter in der Sowjetzeit geboren und ausgebildet worden sind, die „Übergangsgeneration“, deren Vertreter in den 1980er Jahren geboren bzw. ausgebildet worden sind sowie die Generation aus der Zeit der wiederhergestellten Unabhängigkeit. Leider liest man im Aufsatz simplifizierende Vorurteile über den Verlauf der Sowjetjahre: die grausame Stalinzeit, das „Tauwetter“ Chruščevs sowie die leichtere Zeit der 1980er Jahre, die schließlich in die Unabhängigkeit mündete. Die Einteilung der Historiker in die Generationengruppen ist doch recht oberflächlich und hätte differenzierter ausfallen können; es ist eine grobe Vereinfachung, die 40 Jahre zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der Wiedererlangung der Unabhängigkeit in nur eine Generation zusammenzufassen. Trotzdem ist die von den Autoren angeregte generationelle Einteilung ein dankbarer und interessanter Anstoß, der sicher weiterverfolgt werden sollte.

Die Ergebnisse der hier versammelten Studien werden unter dem Titel „Memory, Pluralism and the Agony of Politics“ (S. 383–394) durch Siobhan Kattago zusammengefasst, die als Dozentin für politische Philosophie an der Universität Tallinn arbeitet. Zuvor hat sich die Autorin mit Themen des kollektiven Gedächtnisses und Fragen der Identität auch in den postkommunistischen Staaten beschäftigt.³ In ihrem Aufsatz warnt sie vor

³ SIOBHAN KATTAGO: Commemorating Liberation and Occupation: War Memorials along the Road to Narva, in: *Journal of Baltic Studies* 39 (2008), Nr. 4 (Special Issue: Contested and Shared Places of Memory). History and Politics in North

der Sakralisierung des Gedächtnisses und vor der Dogmatisierung eines konkreten Geschichtsbewusstseins. Gleichzeitig sucht sie nach Möglichkeiten, wie man verschiedene, in antagonistische Kategorien denkende Erinnerungsakteure miteinander versöhnen könnte. Die Autorin führt als Beispiel den mittlerweile etwas stereotypen Fall an, der aber in Estland immer noch die Gemüter polarisiert, ob nämlich das Land am Ende des Zweiten Weltkriegs okkupiert oder von den Nazis befreit wurde.

Die Stärke des Heftes liegt zweifellos in seinem multidisziplinären Charakter. Vor allem aber ist die thematische Konzeption der Aufsätze recht ausgewogen. Während Golubeva vor allem über Akteure russischer Herkunft schreibt, beschäftigten sich die anderen Autoren mit Esten, Letten und Litauern, was dem Heft eben jene Ausgewogenheit verleiht. Denn immerhin stellen die ethnischen Russen einen ziemlich großen Anteil an der Gesamtbevölkerung der baltischen Staaten. Ihr Geschichtsbewusstsein, das wird auch in dieser empfehlenswerten Ausgabe deutlich, unterscheidet sich weiterhin kardinal von demjenigen der Mehrheitsbevölkerung Estlands, Lettlands und Litauens.

ILMAR KELDER

Eastern Europe, hrsg. von JÖRG HACKMANN und MARKO LEHTI), S. 431-449; DIES: *Ambiguous memory: the Nazi past and German national identity*, Westport (Connecticut) 2001.

